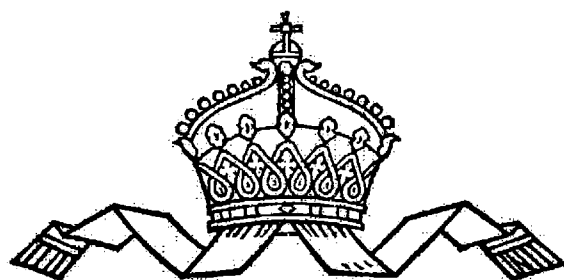


Paul Lindenberg



Das
Buch der Kaiserin
Auguste Victoria



10. 10. 1927.

Dy 788 q



Paul Lindenberg

Das Buch der
Kaiserin Auguste Viktoria





Hofphotograph E. Bieber, Berlin

Auguste Victoria
E. Bieber

Paul Lindenberg

Das Buch
der Kaiserin
Auguste Viktoria

*

Mit 40 Abbildungen auf Tafeln

*

1 9 2 8

Wilhelm Andermann Verlag
Berlin und Leipzig



925

Siebentes bis zwölftes Tausend
Satz und Druck: G. Kreyfing, Leipzig
Einband: H. Sikentscher, Leipzig
Copyright by Wilhelm Andermann Verlag,
Berlin und Leipzig

*

Alleinvertrieb für das Deutsche Reich:
Vaterl. Buchvertrieb Th. Rudolph,
Leipzig C I, Gerichtsweg 16

*

V o r w o r t

„Nicht die Frauen, die das Zepter geführt, an der Politik teilgenommen, ihre Männer beherrscht oder sich haben dienen lassen — sind von großem und bedeutendem Einfluß gewesen, sondern die, welche die größten Dienste erwiesen und die meisten Opfer gebracht haben.“

Professor D. Freiherr v. d. Golz in „Die Dienste der Frau“.

„Das Buch der Kaiserin Auguste Viktoria“ — ein Erinnerungsbuch ist es, ein Gedächtnisbuch an die Dahingeshiedene, die, unvergessen, uns allen treu und unverwundbar im Gedächtnis lebt. Ihr Bild zu zeichnen war eine schöne, dankenswerte Aufgabe — dies Bild, das so viele innere Einblicke gewährt, die, tief in die Seele greifend, uns hell das Tun und Wirken der teuren kaiserlichen Frau leuchten lassen, inmitten eines glänzenden Rahmens, den sie wahrscheinlich oft genug als zu glänzend empfunden haben mochte. Es ist das Bild einer gütigen, lieben deutschen Frau, der hingebendsten Gemahlin, der zärtlichsten Mutter, die über den Sorgen des eigenen Kreises und der eigenen Umgebung nie jene der Allgemeinheit vergaß und stets bestrebt war, helfend, lindernd, mildernd einzugreifen, die sich als Mutter eines ganzen Volkes fühlte und als solche handelte. Den Tagen, die scheinbar stets sonnig verliefen, folgten jene mit düsteren Schatten — aber gerade hier bewährte sich der Charakter der edlen Frau, die sich nicht in Klagen und Anschuldigungen verlor, sondern die mutig das lastende Schicksal trug und dem gebeugten, tiefbedrückten Gatten die festeste Stütze war, die treueste, aufopferndste Gefährtin in der Fremde, obwohl sie selbst unter schwerem Siechtum litt. Litt nicht minder unter dem Unglück des Vaterlandes, dessen Boden sie verlassen, unter dem Fernsein der Kinder und Enkelkinder, wie all jener, die eine so lange Strecke ihren Lebenspfad begleitet und Freud und Leid mit ihr geteilt hatten.

Bei der Schilderung dieses segensreichen Lebens, von der Jugend des Prinzesschens an, das in ländlicher Stille aufgewachsen, nicht ahnend, welchen Weg es einst wandeln würde, den Weg zum deutschen Kaiserthron, bis zu jener Frau, welche die schimmernde Kaiserkrone getragen, ergab sich's von selbst, den Rahmen

weiter zu spannen, über das rein Persönliche hinaus. Geschichtliche Gestalten kann man nicht loslösen von ihrer Zeit, ihrer Umgebung, den Ereignissen, in und mit denen sie aufgewachsen, die ihr Tun und Handeln beeinflusst.

So erstand folgernäßig noch einmal in kurzen Zügen jene große, denkwürdige Epoche, die mit unseren drei deutschen Kaisern aufs engste verknüpft ist, traten weltgeschichtliche Personen hervor, die unser Stolz und unsere Freude waren und dies bleiben, stiegen aus der Vergangenheit Taten herauf, welche die erzenen Stufen gebildet zu der vielbeneideten, vielbekämpften, mühsam errungenen Höhe, die Deutschland erklimmen. Tief war der Sturz von derselben, tief und unverschuldet, aber gerade jene historischen Gestalten, aus deutschem Blut geboren, dem deutschen Stamme entsprossen, geben uns Gewähr, daß es aus trüber Gegenwart eine lichtere Zukunft für unser Volk geben wird.

Und solange die Kaiserin Auguste Viktoria in unserer Frauenwelt, wie es der Fall ist, als Vorbild gilt, als Vorbild einer gütigen, mütterlichen, frommen deutschen Frau, die ihr ganzes Leben ihren Pflichten geopfert, die nicht glänzen und nicht herrschen, sondern helfen und dienen wollte, die ihr Volk und ihr Vaterland liebte bis zum letzten Schlage ihres treuen Herzens, solange brauchen wir nicht zu verzagen, daß unsere sehrende Hoffnung in Erfüllung geht. Denn unsere Frauen sind die Mütter unserer Kinder, und auf diesen beruht unser Glaube und unsere Zuversicht für die Zukunft!

Inhalt

| | Seite |
|---|-------|
| Die Hochzeitsglocken läuten hell! | 9 |
| Die Eltern der Kaiserin . | 25 |
| Jugend, schöne Jugendzeit! | 37 |
| Prinz Wilhelm . | 49 |
| Und drinnen waltet . | 57 |
| Zangen und Bangen in schwerer Zeit | 75 |
| Das junge Kaiserpaar . | 81 |
| Die Kinder | 101 |
| Frohe und ernste Tage | 113 |
| Die liebevolle, die sorgende Mutter | 133 |
| Im Dienst der Nächstenliebe | 147 |
| Auf geweihtem und auf klassischem Boden . | 167 |
| Der langen Jahre flüchtiger Lauf | 183 |
| Der Sturm bricht los | 209 |
| Die Landesmutter im Kriege. | 217 |
| Der Weg ist vollendet . | 229 |
| Letzte Heimkehr | 247 |



Die Hochzeitsglocken läuten hell!

Der 26. Februar 1881. Noch früher wie sonst war an diesem Tage Berlin erwacht; dichte Menschencharen drängten im grauenden Wintermorgen dem Tiergarten und den Linden zu, galt es doch heute wiederum ein Hohenzollernfest mitzufeiern, ein Fest ganz besonderer Art: den feierlichen Einzug der Braut des Kaiserentkels, des Prinzen Wilhelm. Sie hatte abermals ihren Glanztag, die ehrwürdige Triumphstraße der preussischen und deutschen Hauptstadt, die im schönsten Sinne ihren Festsaal bildete und auch als solcher von den Bewohnern angesehen wurde. Besonders an solchen Tagen wie dem heutigen, wo sie ihr fröhlichstes und farbenreichstes Gewand angelegt hatte. Unzählige Fahnen und Banner flatterten von Dächern und Balkonen, aus den Fenstern hingen kunstvolle Teppiche, der mittlere Weg der Linden war mit Tannenreis dicht bestreut, und nun zerteilten sich auch die grauen Wolken, die am Tag vorher noch glitzernde Schneeflocken herabgewirbelt hatten, ein Stück blauen Himmels kam zum Vorschein, und dann leuchtete die Sonne hernieder und war gewiß baß erstaunt über das wundervolle Gemälde, das sich ihr tief da unten darbot. Der lange Weg war eingesäumt von Gewerken, Innungen, Turnern, Kriegervereinen, Feuerwehren, ferner vom Militär und, von der Charlottenstraße bis zum Schloß, von über dreitausend Offizieren aller Waffengattungen, während die Rampe des Schlosses selbst die Lichterfelder Kadetten besetzt hielten. Mehr denn vierzigtausend Mann hatten sich freiwillig zur Spalierbildung gemeldet. Hinter ihnen säumten ungezählte Tausende die Bürgersteige ein, Kopf an Kopf, dicht gedrängt, mit erwartungsvollen Mienen. Zahllose fleißige Hände hatten sich Tag und Nacht geregt, um das festfrohe Gewand der Einzugsstraße herzustellen; Maler, Bildhauer, Architekten waren erfolgreich bemüht gewesen, eindringlich zu zeigen, was tüchtigste Kräfte in enger Vereinigung zu leisten vermögen. An der Friedrichstraße erhob sich eine von Masten mit Bannern sowie Säulen mit Adlern umgebene mächtige Ehrenpforte, gekrönt von einem großen, runden Schild mit dem Reichsadler, dessen Gold weithin leuchtete. Eine einzige frohbunte Bannerstraße, deren Laubgewinde die Anfangsbuchstaben des Brautpaares und das Berliner Stadtwappen wechselnd aufwies, stellte die Verbindung zwischen dem Denkmal Friedrichs des Großen und dem Zeughause her, das einen eindringlichen künstlerischen Schmuck erhalten hatte: die Vermählung Preussens mit Schleswig-Holstein in allegorischer Darstellung. Im Lustgarten zogen sich schwingende Girlanden von Fahnenstange

zu Fahnenstange, mit den Reichs- und Preußenfarben vermischt, sich die schleswig-holsteinischen.

Am Fuße des Brandenburger Tores dichtgefüllte Tribünen, an 7000 Personen Platz bietend, den Pariser Platz einsäumend. Ihre Vorderwände waren geschmückt mit einem Fries, der einen Brautzug nach mittelalterlich-brandenburgischer Sitte darstellte. Von gewaltigen Schiffsmasten wallten Banner herab, welche die vier Kardinaltugenden Weisheit, Tapferkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit allegorisch versinnbildlichten. Eine prächtige Ehrenpforte erhob sich am Anfang der Linden und fand ihre Fortsetzungen an den weiteren Straßentkreuzungen. Verschiedene Tribünen waren am Opernplatz errichtet; auf einer derselben, neben dem kaiserlichen Palais, hatten bevorzugte Plätze die ehemalige Amme der fürstlichen Braut und deren Milchschwester erhalten.

Jenseits des Brandenburger Tores erblickte man einen Trupp berittener Schlächter, deren Innung es eingeräumt war, schon seit alter Zeit, bei festlichen Gelegenheiten ihre Köflein munter tummeln zu lassen; denn ehemals, als die Post noch nicht oder recht mangelhaft eingerichtet war, versahen die viel im Lande umherziehenden und dort das Vieh aufkaufenden Schlächter aus Gefälligkeit oft Boten- oder Postdienste, auch für die Fürsten des Landes. Und so wurde ihnen jene Gerechtsame erteilt, die sie freudig durch Jahrhunderte ausgeübt.

Und nun vom Brandenburger Tor her ertönt Musik, preussische Marschweisen sind's; hei, wie das durch die Glieder der Harrenden ruckt und zuckt, denen diese ehernen Klänge liebe und vertraute sind. Die besondere Ehrenwache für die Braut ist's, die 2. Kompagnie des Ersten Garde-Regiments zu Fuß. Große, kernige Gestalten die Soldaten, mit den historischen Blechmützen, die der Preußenaar ziert, in strammem Schritt einhermarschierend, voran der Hauptmann der Kompagnie — ja, sehen die Augen recht, ist's Wirklichkeit, sollte es Prinz Wilhelm sein, der Bräutigam? Und nun läuft es erst raunend, dann immer lauter durch die Massen: „Der Prinz ist's, Prinz Wilhelm ist's!“ Da schwellen dröhnend die Hurrarufe an und brausen weiter, die Linden hinunter bis zum Schloß, in dessen Portal die Kompagnie einmarschirt.

Im Schloß Bellevue ist's; am Abend vorher hat dort die Braut, Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein, mit ihrer Mutter, der Herzogin Adelhaid, ihren Wohnsitz genommen. Alte Überlieferung ist's, daß von diesem parkumfriedeten Schlosse im Tiergarten aus, das noch mit manchen Erinnerungen an den großen Friedrich verknüpft ist, die fürstlichen Bräute der Hohenzollernsprossen ihren Einzug in die Hauptstadt halten. Die inneren Räume des Schlosses glichen einem einzigen Blumengarten, denn neben der königlichen Hofgartenverwaltung hatten der „Verein zur Beförderung des Gartenbaues“ und die „Gesellschaft der Gartenfreunde“ den duftenden Schmuck übernommen, der künstlerisch vollendet ausgefallen war. Andere Künstler hatten für die Ausschmückung draußen gesorgt, wo sich auf langem Rasenplatz als Anfang der Einzugsstraße ein turmartiger Ehrenbogen erhob, überragt

von einer mit Bannern, Wimpeln und Wappen verzierten Pyramide. Ein figurenreicher Fries stellte eine Brautauswartung nach schleswig-holsteinischer Sitte dar, mit malerischen Gestalten des fünfzehnten Jahrhunderts. Im Stile desselben war auch die an der Charlottenburger Chaussee errichtete Ehrenpforte gestaltet, von schöner, dekorativer Wirkung.

In dem in gelber Seide gehaltenen Salon, dessen Fenster auf den Vorplatz hinausgehen, weilt Prinzessin Auguste Viktoria im bräutlichen Schmuck. Der bedeutungsvollste Tag ihres jungen Lebens! Die in schlichter Weise verlebte Jugend liegt hinter ihr, vorbei die Träume der Mädchenzeit, in die sich kaum der Glanz einer zukünftigen Kaiserkrone gemischt. Heilige Empfindungen und neben den freudigen doch auch viele ernste Gedanken mögen das Innere der Braut durchbeben, die heute den ersten Schritt in die große Welt, in die rauschende Öffentlichkeit tut und Pflichten übernimmt, die wichtige Anforderungen stellen. Und diese Pflichten weisen auf eine Zukunft hin, die im starken Gegensatz zu der Vergangenheit steht, die gewiß der Freuden und Bevorzugungen viele bringen, der es aber auch nicht an Enttäuschungen und herben Erfahrungen fehlen wird. Man weiß ja, wie meist fürstliche Ehen zustande kamen, welche Erwägungen und Rücksichten mitspielten, welche entscheidendes Wort oft die Politik sprach. Auch sie hatte gewiß bei der Verlobung des Kaiserentkels mit der schleswig-holsteinischen Herzogstochter mitgesprochen, aber doch nicht in bestimmender Weise. Auf beiden Seiten bestand eine tiefe und herzliche Neigung, wie auch schon kurz nach der Verlobung der Vater des Bräutigams, Kronprinz Friedrich Wilhelm, an seinen Freund, den König Karl von Rumänien, geschrieben hatte: „Gegenseitige tiefe Neigung hat beide zueinander geführt, und so geht meiner Frau und mein aufrichtiger Wunsch in Erfüllung, diese durch Gaben des Geistes, Herzens und Gemütes, wie auch durch hoheitsvolle Anmut ausgezeichnete Prinzessin als Schwiegertochter begrüßen zu können.“ Und noch am Abend vor dem Hochzeitstage hatte der greise Kaiser, der die Prinzessin im Bellevue-Schlosse bewillkommen hatte, zu dem gleichfalls greisen Seelsorger aus Primkenau, der die Prinzessin auch eingesegnet, geäußert: „Sie gleicht meiner seligen Mutter! Es ist mir Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie sehr wir uns freuen, die Prinzessin in Haus und Herz aufnehmen zu dürfen!“ Damals schilderte ein näherer Beobachter die Prinzessin: „Kann man auch nicht sagen, daß der Schnitt der Züge und des Kopfes zu jener Art gehört, die beim ersten Anblick den Zuschauer überrascht, so wird man doch inne werden, daß dieses ovale Gesicht mit den zarten blauen Augen, dem lieblichen Munde und den schönen Zähnen, mit der Fülle blonden Haares bei längerem Anschauen von Minute zu Minute gewinnt und fesselt. Die Augen, niedergeschlagen, scheinen sinnend oft inneren Dingen nachzugehen, um so anmutiger aber ist ihr Aufschlag, um so herzlicher ihr heller, strahlender Blick. Aus ihrem Wesen spricht eine überzeugende Herzensfreudigkeit, die das Gepräge innerer Wahrheit trägt, welche nur in der Quelle eines lautereren Gemütes liegt.“

„Sie gleicht meiner seligen Mutter“, so hatte der Kaiser gesagt. Und nun ist der mit sechs Rappen bespannte Hochzeitswagen vorgefahren, der schon im Jahre 1793 dem feierlichen Einzuge der Königin Luise in Berlin gedient und später oftmals denselben Zweck erfüllt hatte. Eine reichvergoldete Galakarosse ist's, mit zahlreichen goldenen Verzierungen und silbernen Kronen, die Türen mit dem großen preussischen Wappen bemalt neben einer Reihe sinnbildlicher Figuren. Das Innere ist mit weißem, sternendurchwebtem Atlas ausgeschlagen, von ihm hob sich das hellblaue Gewand der holden Braut ab, neben der die Kronprinzessin Friedrich, die Mutter des Bräutigams, Platz genommen hatte. Unter tönendem Glockengeläut setzte sich der Zug in Bewegung, sechsspännige Galawagen führen dem Brautwagen voran und folgten, an der Spitze ritten vierzig Postillone in Paradeuniformen, die berittenen Schlächter reihten sich an, dann tauchten die blauen Uniformen und weißen Helmbüsche der Ersten Garde-Drägoner, sowie die blinkenden Kürasse und Adlerhelme der Garde-du-Corps auf, während ein Zug des Zweiten Garde-Mann-Regiments den Schluß bildete. Helle Fanfaren ließ das Trompeterkorps desselben Regiments, in der malerischen Tracht des siebzehnten Jahrhunderts, ertönen, aber sie wurden überhüllt von dem frohen Jubel der Mengen, die sich dicht herandrängten, um die holde Braut zu sehen. Am Brandenburger Tor, gewissermaßen außerhalb der Stadt, empfing sie der Gouverneur Berlins, der Kommandant sowie der Polizeipräsident, und während nun langsam der Wagen durch das mittlere Tor fährt, mischte sich in das Geläut der Glocken der Donner der Kanonen. Ein neuer Halt jetzt: im Namen der städtischen Behörden und der ganzen Bürgerschaft hält der Berliner Oberbürgermeister, von Forckenbeck, eine begrüßende Ansprache, mit den herzlichsten Grüßen die innigsten Glück- und Segenswünsche der gesamten Bevölkerung darbringend, und hervorhebend, daß der Jubel der vielen Tausende aus der Tiefe des Herzens dringt: „Entsprungen aus der unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit, die mit unserm erhabenen Herrscherhause uns in Freud und Leid verbindet, ist dieser Jubel der wahre Ausdruck der innigen Freude der Bevölkerung über das heilige Ehebündnis, welches Kw. Hoheit, die Tochter aus altem deutschen Fürstengeschlecht, zu schließen im Begriff sind — der wahre und lebendige Ausdruck der festen freudigen Hoffnung, daß dieser Bund der Herzen dem hohen Brautpaare, dem geliebten Herrscherhause, dem gesamten deutschen Volke und unserer Stadt, die stets das wohlthätige, humane Walten der hohen Frauen des Herrscherhauses mit tiefer Dankbarkeit empfunden, zum dauernden Glück und Heil gereichen werde.“ — Die Prinzessin dankte bewegt: „Ich bin tief gerührt von den großartigen Vorbereitungen, welche die Bevölkerung für den Empfang getroffen. Ich werde stets des heutigen Tages gedenken und werde bestrebt sein, die Liebe, die mir in so reichem Maße entgegengebracht wird, meines- teils zu erwidern, um von der Berliner Bevölkerung ganz zu den Ihrigen gezählt zu werden.“

Langsam bewegte sich der Zug weiter, umwoigt von brausenden Hochtönen, zieht unter den Klängen des „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ in das Königliche Schloß, vor welchem junge, weißgekleidete Mädchen Blumen gestreut hatten. „Achtung! Präsentiert das Gewehr!“ Die helle Kommandostimme Prinz Wilhelms ist's, der an der Spitze der Ehrenwache das Kommando ertönen läßt. Der Kaiser und der Kronprinz geleiten die Braut die Front der Kompagnie entlang. Dann führt sie der Kronprinz, nachdem Prinz Wilhelm dem Grafen Kanitz die Kompagnie übergeben hat, die breite, mit rotem Samt belegte Treppe hinauf in das obere Geschloß, wo in der Brandenburgischen Kammer der Empfang seitens des Kaiserpaars und der übrigen Fürstlichkeiten stattfand. Hieran schloß sich im Kurfürstengemach die Unterzeichnung der Ehepakten in zwei Exemplaren und ein Familienmahl in engem Kreis. Am Abend unternahm das Kaiserpaar mit seinen Gästen eine Rundfahrt durch die Stadt, die in einem Feuermeere strahlte. Unter den Linden und in den angrenzenden Straßenzügen gab's kein Haus ohne Flammenzeichen. Von einer Feuerlinie umzogen, aus der Sterne herauschimmerten, schien die Reiterfigur des Alten Fritz Leben zu gewinnen. Auf der Rampe des Opernhauses loderten Pechfeuer von Pyramiden, und von mächtigen Reflektoren umgebene Gasflammen erleuchteten die Springbrunnen des Pariser Platzes, während bengalisches Licht vom Brandenburger Tor aus ein Feuermeer entfachte, und die Viktoria auf dem Königsplatze in elektrischer Bestrahlung erglühete.

Aus manchem Transparent leuchteten gute Wünsche und launige Verse, so an einem des Werderschen Marktes:

„Als sich der Kaiser einst vermählt,
 Hat er Augusta auserwählt;
 Der Kronprinz, Sieger in der Schlacht,
 Hat uns Viktoria gebracht.
 Prinz Wilhelm dachte nun bei sich:
 Was beide taten, tu auch ich,
 Er wählte schnell, und siehe da:
 Auguste und Viktoria!“

Der folgende Tag, ein Sonntag, war der Vermählungstag. Um die sechste Abendstunde wurde in Gegenwart der nächsten Verwandten des Brautpaares in der neuen Galerie die standesamtliche Eheschließung durch den Minister des königlichen Hauses Grafen Alexander von Schleinitz vorgenommen, der hierbei eine Ansprache an das Brautpaar hielt, in der es hieß: „Es ist eine denkwürdige, bedeutungsvolle Stunde, deren Zeugen die glanz erfüllten Räume dieses durch Alter und Geschichte gleich ehrwürdigen Hauses unserer Könige sind, die Stunde, in der ein zu hohen Geschicken berufener Prinz, der dereinstige Träger der deutschen und Preußenthrone, der erlauchten Tochter eines edlen, uralten deutschen Fürstengeschlechtes die

Hand zur unverbrüchlichen, verheißungsvollen Lebensgemeinschaft reicht, und auch außerhalb dieses Schlosses, außerhalb dieser Stadt in allen deutschen Landen werden viele, werden unzählige patriotische und getreue Herzen sich mit ihren Wünschen und mit ihrem Hoffen dieser feierlichen Stunde teilhaftig machen.“ Nachdem der Redner dann noch hervorgehoben, daß diesen Ehebund gegenseitige, innige Zuneigung herbeigeführt, und die Hoffnung ausgedrückt, daß sich in ihm ein neues Beispiel würdig anreihen werde den schönen Vorbildern häuslichen Glücks, fürstlicher Sitte und edlen Familienlebens, zu denen unser Königshaus uns von jeher bis auf den heutigen Tag mit stolzer Verehrung emporzublicken gewöhnt hat, richtete er die Frage an den Prinzen Wilhelm, ob er die Ehe mit der Prinzessin Auguste Viktoria eingehen wolle. Prinz Wilhelm antwortete laut und vernehmlich: „Ja!“ Dann folgte dieselbe Frage an die Prinzessin, und nachdem auch diese ihr Jawort gegeben, erklärte der Minister die Ehe zwischen den Verlobten für geschlossen.

Nach dieser Handlung wurde die prinzliche Braut aufs innigste als neues Familienmitglied von den kaiserlichen und kronprinzlichen Herrschaften sowie den übrigen Verwandten begrüßt, im chinesischen Gemach setzte die greise Kaiserin die ganz aus Brillanten gefügte Krone der königlichen Prinzessinnen von Preußen der in Weiß und Silber gekleideten Braut auf das blonde Haupt, das der blühende Myrtenkranz schmückte, und von dem der mit Myrten und Orangen besetzte Brautschleier aus kostbaren weißen Spitzen niederrieselte, wie auch von Myrten die Schleppe umsäumt war. Die Mutter der Braut und ihr Oheim, der die Stelle des verstorbenen Vaters vertretende Prinz Christian von Schleswig-Holstein, führten die Braut dem Bräutigam zu, der die Hauptmannsuniform des Ersten Garde-Regiments trug mit der Kette des Schwarzen Adlerordens und des mit flatternden weißen Atlasbändern verzierten Hosenbandordens. Auf einen Befehl des Kaisers setzte sich der Brautzug in Bewegung zur Schloßkapelle. Dem Brautpaar folgten Kaiser Wilhelm mit der Königin Carola von Sachsen und der Herzogin Adelheid, der Mutter der Braut, während die Kaiserin Augusta zwischen dem König Albert von Sachsen und dem Prinzen von Wales (dem späteren König Eduard VII.) schritt. Und nun in langer Reihe die übrigen fürstlichen Paare, mit mancher Heldengestalt darunter, so jener des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des Großherzogs Friedrich von Baden, des Prinzen Friedrich Karl und anderer, die mit den Waffen- und Heldentaten der deutschen Armeen eng verknüpft waren. Wie die Mehrzahl der regierenden deutschen Fürstfamilien durch einzelne Mitglieder vertreten waren, so auch die fremden Regentengeschlechter, wie Osterreich, Rußland, Italien, Spanien, Schweden usw.

Eine glänzende Versammlung geladener Gäste füllte den schönheitsvollen Raum der Schloßkapelle, vor welcher die Hofgeistlichkeit der beiden Residenzen das junge Paar erwartete, es mit dem Segen begrüßend. Feierliche Musik und der Gesang des Domchors erschollen, und von draußen mischte sich hinein das Geläut aller Kirchen-

glocken der Stadt. Um das Brautpaar vor dem Altar reiheten sich in weitem Halbkreise die Verwandten und Hochzeitsgäste. Schloßpfarrer und Oberhofprediger D. Rudolf Kögel hielt die Traureden über das Wort des Apostels: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ und er fuhr fort: „Der Väter graues Schloß, der Väter leuchtende Kapelle hat sich aufgetan: ernst und schön ist die Stunde, die gegenwärtig schlägt, gleich wichtig für Ihr Herz und Leben, erlauchtes Paar, für unser Königshaus, für das gesamte Vaterland. Und wie erinnerungsreich ist der Altar, der Sie empfängt!“ Er knüpfte an die Stunden an, die sich von hier aus in steter Erinnerung geflochten, Stunden von geschichtlicher Bedeutung, und hob die Teilnahme hervor, die dieser neue fürstliche Bund überall gefunden: „Weit hinaus in die Lande schaut das hochgebaute Haus, wie es Gott Ihnen zugedacht hat. Vorbildlich soll es dastehen, ein deutsches Haus, schlicht, ernst, treu, wahr und rein; ein christliches Haus, in welchem wie aus Morgen- und Abendgebeten sich Gottes Tage weben mögen! Glückselig umfriedet, aber nicht abgeschlossen, in sich gesammelt und doch nicht eingeengt, soll — dies will der Spruch der Vaterlandsliebe, dies die Tradition unseres Fürstenhauses, dies Ihr beiderseitiges Pflichtgefühl — ein solches Haus für das Wohl und Wehe der Tausende zugänglich sein. Der Herr ist's, der die Barmherzigen mit der Unterweisung sucht: ‚Arme habt Ihr allezeit bei Euch‘, und wie Maria geräuschlos ihre Narde opfert, so soll Ihre mitempfindende, miterlebende Teilnahme je und je auf Wort und Tat den Stempel selbstloser Demut prägen: Zum Segnen bin ich hergebracht, ich segne und kann es nicht wenden!“ Und wie mit Sehergeist schloß er: „Dem Glauben bewahrt und von der Hoffnung gelenkt, bleibt die Liebe auch dann die größte, wenn der Jugend Glanz zerfliehet, wenn Gebrechen im eigenen Herzen zu überwinden, Gebrechen an anderen zu tragen sind, wenn Trübsal ihre Schatten wirft, wenn das öffentliche Leben und der Gang der Zeit mit ehernem Schritte sich vernehmbar machen. ‚Esto mihi‘ — dies der trostreiche Name des heutigen Sonntags: Sei mir ein starker Fels und eine Burg, sei Du mein Helfer! Wir haben einen lebendigen Gott, der erhört und errettet; denn Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Und wir kennen den Hofmeister, der die Liebe ist. Aus der heimatlichen Kirche der hohen Braut herein in diese Schloßkapelle und von unserem Heiligtume hinaus in die Tage fernere Zukunft klingt es voll Zuversicht: ‚Jesu, geh voran auf der Lebensbahn‘. Amen.“

Die rechte Hand der Braut ruhte in der Linken des Prinzen Wilhelm. Kniend empfing das Brautpaar, nachdem die Ringe gewechselt waren, den Segen des Geistlichen, unterm Geläut der Glocken und dem Donnern der Geschütze. In freudiger Rührung, welche das Antlitz zart verklärte, neigte die tiefbewegte junge Gattin das Haupt zu ihrer Mutter, die ihr der Kaiser zugeführt hatte.

In feierlicher Weise erfolgte der Rückzug aus der Kapelle, um zunächst die Glückwünsche der nächsten Angehörigen und der fürstlichen Hochzeitsgäste entgegen-

zunehmen, dann schloß sich im Weißen Saal die große Cour als Beglückwünschung durch die übrigen Eingeladenen an. Im Rittersaale fand das Hochzeitsmahl statt, dem im Weißen Saale der Sackeltanz folgte, der auf eine alte Sitte zurückgeht. Wie ja auch früher die jungen Paare von Sackelträgern in ihr neues Heim begleitet wurden.

Am Montag abend versammelte das Kaiserpaar die Familienmitglieder sowie die fürstlichen und anderen Gäste um sich zu einer Galatafel im Weißen Saale, wobei dieser wiederum das prunkende Bild höfischen Glanzes bot. Ein Bild tiefsten und unvergeßlichsten Eindrucks: der trotz seines Alters so aufrechte, würdevolle und immer gütige Kaiser, die Großen des Reiches und die Paladine seiner Waffentaten, daneben die auswärtigen und ausländischen Vertreter in glänzenden Uniformen, alles die Macht und Größe des jungen deutschen Reiches zeigend. Während der ganzen Tafel unterhielt sich die junge Gattin aufs lebhafteste mit ihrem zur Rechten sitzenden Schwiegervater, dem Kronprinzen, und immer, ob sie sprach oder zuhörte, spielte ein gewinnendes Lächeln um ihre Augen und Wangen. Sie hatte, wie es uns ein Teilnehmer des Festes schildert, die zarte, schlanke Gestalt mit schwerer Purpursamtschleppe belastet, die sich an das lang über die Hüften herabsteigende Nieder von gleichem Stoff und Ton ansetzte und längs der Säume mit großen goldenen Blättern bestickt war. Als der Champagner eingeschenkt ward, erhob sich der Kaiser und neigte sich mit dem gefüllten Glase zu einem stummen Toast gegen das neuvermählte Paar ihm gegenüber. Dies erwiderte sich verneigend den Gruß. Von der Galerie schmetterte und wirbelte ein dreimal wiederholter Tusch, dem die Weise des „Heil dir im Siegerkranz“ folgte, stehend angehört von der ganzen Gesellschaft.

Am nächsten Tage erfolgte im Schlosse seitens des jungen Paares der Empfang der Abordnungen, die ihm ihre von Geschenken und Adressen begleiteten Glückwünsche darbrachten. Es waren ihrer fast vierzig, Damen, Herren und auch blühende Jugend, und innig war der Dank, den, auch im Namen seiner jungen Gemahlin, Prinz Wilhelm zum Schluß ausdrückte: „Der herrliche Empfang, den die Hauptstadt meiner Gemahlin bereitet hat, die treuen Wünsche, die uns die Vertreter des deutschen Volkes, der Provinzen und Städte der Monarchie, der Universitäten, so vieler anderer Körperschaften soeben ausgesprochen haben, werden uns unvergeßlich bleiben und stets zu den schönsten Erinnerungen unseres Lebens zählen. Wir sind uns voll bewußt, daß alle diese Zuldigungen nicht uns, sondern unserm Hause gelten, daß wir so viele Zeichen treuer Liebe erst durch ernste Pflichterfüllung zu verdienen haben. Die leuchtenden Tugenden unserer Vorfahren, das edle Vorbild, das uns die Majestäten und das Kronprinzliche Paar, unsere innigst geliebten Großeltern und Eltern, geben, sollen unser Leitstern für das Leben sein. Dieses Gelöbnis bitten wir Sie, die berufenen Vertreter unseres weiteren und engeren Vaterlandes, von uns als schwachen Dank für so viele Zeichen treuer Liebe und Anhänglichkeit entgegenzunehmen und im gesamten deutschen Vaterlande Kunde zu geben, daß unser ganzes Leben der Erfüllung unserer Pflichten gewidmet sein soll.“



Sehr hübsch war der poetische Gruß, den im Namen der Ehrenjungfrauen der Stadt Berlin die Tochter des Oberbürgermeisters, mit einem Blumengebinde, darbrachte:

„Grüß Gott! Grüß Gott Dich, hohe Frau!

Und tausendmal willkommen,
Als wäre über Berg und Au'
Das Morgenrot erglommen!
Dir nahet unsre Mädchenschar
Mit schüchternem Begegnen,
Dein junges Glück unwandelbar
Zu wünschen und zu segnen.

Dein Antlitz strahlt, Dein Auge lacht,
Es ist kein Traum gewesen:
Dornröschens Liebe ist erwacht,
Wie wir's im Märchen lesen,
Wo flügelschnell und leicht befohl
Aus grünumranktem Schlosse
Der Prinz sich die Prinzessin holt
In goldener Karosse.

Auch Dir, mein Prinz, ein jubelnd Heil
In froher Feste Reigen!
Das ganze Volk nimmt freudig teil
An Deines Sternes Steigen.
Du führtest froh ein hold Gemahl
Zum Sitz ruhmreicher Ahnen,
Sie folget Dir nach Herzenswahl
Auf Deiner Zukunft Bahnen.

Es ist der Hohenzollern Gang,
Den Ihr zusammen schreitet,
Der stets voran mit Siegesklang
Und niemals rückwärts leitet.
Dem alten Spruch im Königshaus,
Dem „Gott mit uns!“ vertrauet,
Daß Ihr ins Leben weit hinaus
Mit heitern Blicken schauet.

Hier stehen wir, erlauchtes Paar,
Bewegt vom Hauch der Stunde,
Und bitten: Nehmt in Zulden wahr
Den Wunsch aus Mädchenmunde,

Daß Eures Schicksals Banner steh'
 Fest wie im Sturm die Eiche,
 Und fern von jedem Leid und Weh
 Kein Glück dem Euren gleiche!"

Der Fastnachtsball schloß die Reihe der glanzvollen Festlichkeiten ab; zu ihm waren über 1600 Einladungen ergangen. Den Mittelpunkt bildete abermals der Weiße Saal, in welchem, nachdem alles versammelt war, dröhnenden Schrittes unter Trommel- und Pfeifenklang in drei Gliedern die Riesengarde König Friedrich Wilhelms I. ihren Einzug hielt, verschiedene Griffe nach altem Kommando ausführend. Ein seltsames und fesselndes Schauspiel, besonders für die fremden militärischen Gäste, die hier einen sichtbaren Eindruck des starken Preußentums erhielten. Von der Galerie ertönten altertümliche Menuettweisen, in den Saal zogen Damen und Herren in Kostümen aus der Zeit König Friedrichs I. und führten eine Reihe anmutiger Quadrillen und Menuette aus, farbenreichste Bilder darbietend. Ein Ball reihte sich an, der in den Tänzern und Tänzerinnen aufs fesselndste alte und neue Zeit verschmolz. Am 2. März hielt das prinzliche Paar seinen festlichen Einzug in Potsdam, der sich aufs freudigste gestaltete, unter der lebhaftesten Teilnahme der gesamten Bevölkerung. Poetisch war auch hier der Gruß, den die Ehrenjungfrauen schon auf dem reichgeschmückten Bahnhofe mit Blumenspenden der jungen fürstlichen Gattin darbrachten:

„Zum erstenmal betritt Dein zarter Fuß
 Als junge Frau die wohlbekannte Stätte!
 Wir bringen Dir den demutsvollen Gruß
 Der alten Stadt am blauen Havelbette.

Der Stadt, die einst der große König sich
 Zu seinem Lieblingsaufenthalt erwählet,
 Die oft den besten Kaiser, nun auch Dich
 Und den Gemahl hier zu den Ihren zählet.

Hier pfl eget, hält der Sommer Residenz,
 Das jugendliche Elternpaar zu weilen;
 Sie finden Dich, Du bist der junge Lenz,
 Du kamst, dem Knospenden voranzueilen.

Blick auf den Adler, der zur Sonne fliegt,
 Ein echtes Bild der Hohenzollernsöhne!
 Die Kaiserkrone, die der Held ersiegt,
 Sie schmückt dereinst Dein Haupt, das blonde, schöne.

Und so gehörst Du in den edlen Kreis
 Der hohen, musterhaften deutschen Frauen,
 Mög unserer Liebe innigen Beweis
 Ein jeder Blütenkelch Dir anvertrauen.“

Vom Bahnhof bis zum Schloß bildeten Gilden, Gewerke und Vereine Spalier, und auch hier ritten an der Spitze des Zuges die Mitglieder des Schlächtergewerbes. Weit über eine Stunde währte der Vorbeimarsch der Spalierbildenden Vereinigungen im Lustgarten, an den sich am Abend eine Serenade auf dem Schloßhofe von fünfhundert Sängern anreihete.

Das junge Paar nahm im altersgrauen Stadtschlosse seinen Wohnsitz — die Hochzeitsfeste waren verrauscht, ein neues Leben begann mit neuen Anforderungen, ein neuer Frühling sollte dem Hohenzollernhause beschieden sein!

Und wenn wir jetzt zurückschauen auf jene Tage, wieviel tritt uns da des Großen und Unvergeßlichen entgegen, welche Gestalten tauchen auf, deren Namen für immer in die Geschichte eingetragen sind, an ihrer Spitze der greise Kaiser, der sieghafte Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich, Bismarck, Moltke, Roon und so viele andere, die in heißem Ringen geholfen, das Deutsche Reich aufzurichten und ihm innere Kraft zu geben, soweit dies Menschengesicht und Menschenwerk vermögen. Und mag man heute sagen was man will, mag man schreiben was man will, jene Zeit wird immer ihren ruhmvollen Kern behalten, und jene Männer werden immer ruhmvoll dastehen, und mit stolzer Freude werden all jene zu ihnen emporblicken, die vaterländisch empfinden und vaterländisch handeln.

Es ist sehr interessant, gerade heute interessant, eine Beschreibung jener Tage aus fremder Feder zu lesen, die wir dem General Caillot verdanken, welcher als Führer der französischen Sondergesandtschaft zur Hochzeit des Kaiserentkels nach Berlin gekommen war. Der General war am 24. Februar in Berlin eingetroffen und stattete zunächst die üblichen Besuche bei den Ministern und Diplomaten ab (Bismarck weilte in Friedrichsruh): „Ich wurde nur bei dem Feldmarschall Moltke angenommen“, schreibt er. „Er war erstaunt, daß ich als Infanterist eine Kavalleriebrigade befehligte. Er spricht sogleich mit mir über unsere Versuche mit Pferden aus La Plata. Er will mich noch ausführlicher darüber fragen; das scheint ihm sehr durch den Kopf zu gehen; er ist 80 Jahre und hat doch im letzten Herbst bei den Manövern seine 50 km täglich zu Pferde gemacht.“ Dann wird der General dem Kaiser und seiner Familie vorgestellt: „Am Palais hält eine Gardekompanie die Ehrenwache. Was für Soldaten! Welch eine Sicherheit im Handhaben der Waffen! Was für eine durchdringende gewaltige Befehlshaberstimme hat der Hauptmann und die Offiziere in welcher strammer Haltung! Der Kaiser empfängt uns, das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust, sehr groß, sehr kraftvoll, eine rechte Kolossalgestalt trotz seiner 84 Jahre. M. de Saint-Vallier richtet an ihn eine Anrede, deren Text





Phot. Scherl

Jugendbildnis der Kaiserin



Phot. Scherl

Kaiserin Auguste Viktoria im Alter
von 22 Jahren



Phot. Scherl

Kaiserin Auguste Viktoria
rechts Prinzess Leopold, links Prinzess
Karoline Mathilde in jugendlichen
Jahren



Kaiserin Auguste Viktoria
in friderizianischer Hoftracht

er in seinem Gesandtenhut hat. Der Kaiser hört ernsthaft zu und antwortet mit ein paar offiziellen Worten. Dann stellt mich der Gesandte vor und sogleich scheint es, als ob der Kaiser nun das steife Zeremoniell aufgeben will. Er verändert seine Haltung, seine ganze Sprechweise und sagt: ‚Ich habe Sie warten lassen, Herr Graf und Herr General. Das kommt daher, sehen Sie, weil ich das Band der Ehrenlegion erst habe anlegen müssen, um Sie zu empfangen. Mein Kammerdiener ist da nebenan — wir waren in einer Art kleinem Eßsaal, dessen eine Seite ganz mit goldenem und silbernem Geschirr besetzt war — er hält auf einem Arm die hohen Orden all der Länder, deren Gesandtschaften ich empfangen, und ich wechsle sie immer um. Als ich nun soeben den spanischen Orden ablegen wollte, hat mir der Ungeschickte das Achselband an meiner Epaulette abgerissen und dann mußte er den Schaden erst mit einer Nadel reparieren. So was kommt eben vor, auch bei Hofe, und darum ließ ich Sie warten!‘ Dann schüttelte uns der Kaiser die Hände. Der Empfang bei der Kaiserin Augusta ist so liebenswürdig wie nur möglich, der bei dem Kronprinzen, der im Volke nur ‚Unser Fritz‘ heißt, ist feierlicher und dauert länger. Bei einem Hofcercle in dem berühmten Weißen Saal sprach ich mit dem „roten Prinzen“ Friedrich Karl, diesem Idealbild eines kühnen Reitergenerals, dem Sieger von Metz, Orleans und Le Mans: ‚Sie fühlen sich wohl hier nicht in Ihrem Element, Herr General‘, meinte er, ‚Sie müssen uns während des Manövers besuchen, da werden Sie sich besser amüsieren‘. Eines Abends fragte mich der Prinz von Wales, heute Eduard VII., der als Vertreter Englands da war und sich ganz als Pariser und eleganter Plauderer gab: ‚Nun, was sagen Sie zu diesen Preußen? Sind das nicht tolle Kerls? Da sehen Sie, wie sie sich amüsieren und tanzen. Aber den ganzen Tag über arbeiten die Leute. Seit früh morgens sind sie auf den Pferden‘. — ‚Was ich noch mehr bewundere,‘ sagte ich, ‚ist, daß alle die Herren in Uniform sind, alle im Helm‘. — ‚Ja, sogar ich‘, sagte der Prinz und zeigte auf seinen preussischen Generalshelm, den er im Arm hielt. ‚Ich glaube, wenn man nicht so angezogen wäre, würden sie einen gar nicht hereinlassen.‘ — Vor allem habe ich die Haltung der Schildwachen, die vor meinem Hotel, dem ‚Kaiserhof‘, standen, bewundert. Ich kenne jemand, der sich des Nachts, wenn er nicht schlafen konnte, oft erhob, da er den dumpfen gleichmäßigen Schritt dieser Soldaten auf dem vom Schnee harten Boden hörte, um diese mathematische Regelmäßigkeit, diese eiserne Manneszucht zu bewundern. Paraden haben wir nicht gehabt, aber ich sah alle Gewerkschaften und Korporationen, etwa 50 000 bis 60 000 Mann, vorbeidefilieren, zehn Mann Front in tiefen Kolonnen. Man kann sich von diesem Schauspiel keinen Begriff machen. Diese Regelmäßigkeit des Marschschrittes ist die Grundlage für ihre musterhafte Ordnung. Der Bräutigam Prinz Wilhelm soll am Morgen seines Hochzeitstages um sieben Uhr früh schon in der Kaserne des Regiments gewesen sein, bei dem er Hauptmann war. Wie preussisch ist das! Es fand“, erzählt Caillot weiter, „eine militärische Festlichkeit statt, die der Kaiser selbst vorbereitet hatte; eine halbe Kom-

pagnie riesenhafter, zwei Meter großer Offiziere in der Uniform Friedrichs des Großen führte eine sehr schwierige militärische Waffenübung aus. Dann reiheten sich Tänze in reichen Kostümen an. Ich sprach dem Kaiser, der mich über den Eindruck des militärischen Schauspiels befragte, meine Bewunderung aus, vor allem darüber, daß der Kaiser selbst die Offiziere eingeübt habe. Der Kaiser antwortete mir: „Um so etwas allein einzuüben, dazu bin ich jetzt zu alt; ich habe ihnen nur zu dem allen Anweisungen geben können.“

Und als ein Echo jener freudeerfüllten Tage mag eine deutsche Stimme folgen, welche die Gefühle eines großen Theiles der gesamten Bevölkerung, und zwar nicht nur Berlins, zu klarem Ausdruck brachte, der Leitartikel der stets ja liberale Ideen vertretenden „Vossischen Zeitung“ vom 26. Februar: „Die Glocken erschallen, die Geschütze donnern, brausender Jubel erschüttert die Luft. Von der goldenen Siegessäule, von der Quadriga des Brandenburger Thores schauen die Siegesgöttinnen auf eine Viktoria herab, die ihren Einzug in Berlin hält. Und die Mauern Berlins haben die junge Fürstin nun aufgenommen, die lebenden Mauern eines treuen Volkes, das wie kein anderes in der Welt eng und treu mit seinem Herrscherhause verbunden ist. Die Prinzessin Auguste Viktoria hat heute ihren Einzug gehalten in Berlin; ihren Einzug in die Herzen des Volkes, dem sie von Geburt angehört, dessen Geschichte sie hinfort zu teilen hat, dem sie für jetzt und in Zukunft ein hehres Vorbild aller weiblichen Tugenden sein wird, hatte sie schon längst zuvor gehalten.“ Nachdem dann die politische Wirkung des Bündnisses erörtert und hervorgehoben worden/ daß es sich in erster Linie um eine Herzensneigung des jungen Paares handelt, lautet es weiter: „Für höher und herrlicher aber gelten uns die Gaben des Herzens und Geistes, welche die nun mitten unter uns weilende und uns zugehörige junge Fürstin auszeichnen. Das Volk hat ein scharfes Auge, einen natürlichen Instinkt; in dem klaren, blauen Auge, in den freundlichen Zügen, in dem heiteren Lächeln, welches das jugendliche Antlitz umschwebt, hat der trotz Glitter und Glanz unbestechliche Blick des Volkes seine Freundin, seine Beschützerin, die wahre fürsorgende Landesmutter der Zukunft erkannt. Heute, bei diesem vieltausendstimmigen Jubel, der fast den Donner der Kanonen übertönte, hat sich Bahn gebrochen, was man schon seit Tagen aus den Mienen der emsig an der Ausschmückung der Straßen arbeitenden, hin und herflutenden Menge herauslesen konnte: Treue, unverfälschte Liebe! — Das Leben der Hohenzollern ist ein Leben der Arbeit, der Sorgen und Mühen, ein Leben, in welchem die bescheidene Freude nur den ihr gebührenden Teil hat. Obenan steht den Hohenzollern das Gebot treuester Pflichterfüllung gegen das Land, für dessen Wohlfahrt und Gedeihen sie sich verantwortlich halten. Prinz Wilhelm kennt die Schwere seines Berufes, kennt die hohe Verantwortlichkeit, die dereinst auf seine Schultern fallen wird. Vor ihm steht als Muster aller Regententugenden der greise Kaiser, der in den Stürmen des Lebens den festen Charakter bewahrte, schon in frühesten Jugend die Wandelbarkeit des Geschickes an sich selbst erfahren, mit seinem

Volke in Freud und Leid zusammengestanden hat. Vor ihm vollzieht sich offen und frei das Leben und Wirken des Kronprinzen, seines Vaters, und ladet ihn zur Nachahmung ein. Die Erziehung, die dem jungen Prinzen inmitten des Volkes zuteil geworden, die Schule des Dienstes, welche er zu durchlaufen hat, haben ihn frühzeitig darauf hingewiesen, daß das Leben der Hohenzollern kein leichtes Spiel, sondern ein hoher, schwerer Ernst ist. In dieser Schule wird der Charakter des Prinzen gestählt sein, um in Zukunft den rauhen Widerwärtigkeiten des Lebens, der schroffen Wirklichkeit mutvoll entgegenzutreten. Das preußische, das deutsche Volk wird auf seiner Seite stehen; an seiner Seite auch die junge Prinzessin, die ja von dem bitteren Ernst des Lebens nicht unberührt geblieben ist. Über Berlins Feststimmung, über die die Straßen durchwogenden Menschenmassen, die aus allen Gauen herbeigeeilt sind, leuchtet vom Himmel herab heiter die Sonne, das Wetter des Kaisers. Treu wie dieses Wetter bisher dem greisen Kaiser gewesen, möge es in aller Zukunft auch der neuen Prinzessin des Hohenzollernhauses, dem neuen Hohenzollernpaare sein!" Am nächsten Tage folgte dann an der gleichen Stelle ein zweiter Willkommensgruß: „Das Reich deutscher Nation ist erstanden. Es ist erstanden als das Reich der Hohenzollern, ein ruhmreiches Geschlecht, hat es den Mann erzeugt, der hoch hervorragt in kraftvoller, auch vom höchsten Alter nicht gebeugter Gestalt, in Gaben des Geistes, die Mut und Beharrlichkeit und Besonnenheit und jene größte Regententugend glücklich mischen, welche sich weise die rechten Männer zum rechten Zwecke zu wählen und an den erprobten mit edler, selbstverleugnender Treue festzuhalten weiß. Er hat nach einem Jahrtausend fruchtloser Kämpfe vollbracht, was die Sehnsucht der Jugend und das Ideal der Männer für unser deutsches Volk und für den deutschen Staat als die Grundlage seines Daseins und seiner Zukunft forderte. Der beglückte Monarch führt heute dem Enkel die Gattin zu. — Die Erhabenheit des Berufs der Hohenzollern tritt am heutigen Tage klar vor die Augen des deutschen Volkes. Sie bewegt die Herzen in voller Teilnahme an dem Bunde, den das junge fürstliche Paar schließt. Der häusliche Segen, den er begründet, er verpflichtet sich mit dem künftigen Geschick Deutschlands und Preußens. Das Glück, das dieser Bund herbeiführt, es frommt rückwirkend der Entwicklung unseres Staates und Volkes. Und so mögen ihnen, dem kaiserlichen Herrn und seinem Hause, und zugleich uns allen zum Gewinne die Wünsche reiche Erfüllung finden, die heute ein in Treue bewährtes Volk am Hochzeitstage des fürstlichen Paares zum Himmel sendet!"

Die Eltern der Kaiserin

In den Begrüßungsansprachen, die an die junge Braut und Gemahlin des Prinzen Wilhelm bei ihrem Empfange in Berlin und Potsdam gerichtet wurden, war mehrfach ihre Abstammung aus uraltem deutschen Geschlecht hervorgehoben worden. Ja, bis in die weite Vorzeit hinein, die über Karl den Großen hinweggreift, kann man die Linie ihrer Vorfahren verfolgen, sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits. Stammten die väterlichen Vorfahren aus der Wesergegend, so die mütterlichen aus dem Frankenlande, in welchem die Hohenloheschen Besitztümer einen weiten Raum einnahmen. Die väterlichen Vorfahren hatten Oldenburg als Hauptsitz erkoren und nannten sich danach Grafen von Oldenburg. Einer der ihren, Dietrich der Glückliche, brachte durch seine Vermählung mit Hedwig von Holstein, der Erbin von Holstein und Schleswig, diese Länder an sich, deren Namen und Titel er von nun an führte. Sein Sohn Christian ward 1448 zum König von Dänemark und Norwegen gewählt und gelangte nach mehreren Jahren auch in den Besitz der schwedischen Krone. Die Stände von Schleswig und Holstein erwählten ihn nach dem Tode seines Oheims zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein, wodurch die Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark herbeigeführt wurde, jedoch unter der Bedingung, daß die Ungeteiltheit der beiden Länder und die Privilegien der Stände erhalten blieben. Das war im Jahre 1460. Es würde zu weit führen, uns hier des näheren mit der Geschichte Dänemarks und der nordischen Reiche zu beschäftigen; wir überspringen einige Jahrhunderte und gelangen sogleich in das vorliegende. Durch das erwähnte Abkommen und die hierdurch geschaffene Staatengemeinschaft hatte Dänemark das Übergewicht erhalten; das ging lange Zeit ohne tiefere Erschütterungen, bis in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, in welchem in den Völkern Europas der nationale Gedanke und die Zusammengehörigkeit mehr und mehr zu starker Empfindung gelangten, Ereignisse eintraten, die allmählich zu ernstern Zerwürfnissen führten. Denn König Christian VIII. von Dänemark betrachtete es als seine Lebensaufgabe, Dänemark und Schleswig-Holstein enger zu verknüpfen und zu einem „dänischen Gesamtstaate“ zu verschmelzen. Am 8. Juli 1846 erließ er einen „Offenen Brief“, in welchem es hieß: „daß ebenso wie in Dänemark und Lauenburg auch in ganz Schleswig und einigen Teilen Holsteins die Erbfolge des Königsgesetzes gültig sei; rücksichtlich des übrigen Holstein walteten anderweitige Verhältnisse ob, doch werde der König unablässig bestrebt sein, die

vollständige Anerkennung der Integrität des dänischen Gesamtstaates zuwege zu bringen.“ Der Brief wirkte wie eine Fanzare auf die erregten Gemüter. Es kam zu heftigen Protesten, sowohl der Angehörigen des mehrfach verzweigten Fürstengeschlechts wie der Provinzialstände und einzelnen Bürgerschaften. Dem Herzog Christian August, dem Großvater der Kaiserin, der am 19. Juli 1798 in Kopenhagen geboren worden war, stand als Haupt der jüngeren königlichen Linie des Hauses Oldenburg die Erbfolge in Schleswig-Holstein zu, falls der Mannesstamm der alten königlich dänischen Linie aussterben würde. Dies Recht hatte er sich stets gegen die dänischen Verschmelzungspläne gewahrt. König Christian VIII. war am 20. Januar 1848 gestorben, ihm folgte sein Sohn Friedrich VII., der einer Deputation der Schleswig-Holsteinischen Ständemitglieder mitteilen ließ, daß er gesonnen sei, dem Herzogtum Holstein eine freie Verfassung zu gewähren und sich den Bestrebungen für ein deutsches Parlament offen anzuschließen; daß er aber weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen habe, Schleswig dem Deutschen Bunde einzuverleiben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wolle.

Die Kunde dieses Entschlusses wirkte wie Öl auf Feuer. In Kiel bildete sich in der Nacht zum 24. März 1848 eine provisorische Regierung, der auch der jüngere Bruder des Herzogs Christian August, der Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer, angehörte, der mit dem Kieler Jäger-Bataillon und einigen Freiwilligen die Festung Rendsburg überrumpelte. Andere Kämpfe folgten; an ihnen nahm tapferen Anteil der Sohn des Herzogs Christian August, der noch nicht zwanzigjährige Erbprinz Friedrich; man weiß, daß die bewaffnete Erhebung keinen Erfolg hatte.

Da Herzog Christian August sowie sein Bruder und seine Söhne offen Partei genommen hatten für die Schleswig-Holsteiner, wurde er mit seiner Familie nach Herstellung der dänischen Herrschaft in den Herzogtümern aus der dänischen Monarchie verbannt, und seine Güter wurden in staatliche Zwangsverwaltung genommen. Er ließ sich in der von ihm gekauften Herrschaft Primkenau in Schlesien nieder und entsagte 1863 seinen Ansprüchen auf die Erbfolge in Schleswig-Holstein zugunsten seines Sohnes, des Erbprinzen Friedrich.

Dieser war am 6. Juli 1829 auf dem von Wald und Wasser umgebenen Schloß Augustenburg auf der Insel Alsen geboren worden und erhielt eine sorgfältige Erziehung, beeinflusst durch den Vater, der zu den hervorragendsten politischen Männern jener Zeit gehörte und zugleich schönen Künsten, der Wissenschaft und Literatur reges Interesse entgegenbrachte. Freilich, im Laufe der Zeit zeigten sich zwischen Vater und Sohn starke Unterschiede. „War Herzog Christian August kurz entschlossen, tatenfroh und sehr bestimmt, trotz gründlicher Bildung und vielseitigen Wissens durchaus auf das Praktische gerichtet, hielt er am Rechte fest, ohne auf die nationalen Wünsche der deutschen Liberalen Rücksicht zu nehmen, so führte bei dem ältesten Sohne eine große Gewissenhaftigkeit dazu, einen Entschluß erst nach reiflicher Erwägung aller

Bedenken zu fassen und ins Werk zu setzen. Der Sohn hatte einen für alle idealen Bestrebungen empfänglichen Sinn. Auch er war von einem starken Rechtsgefühl beseelt, aber er erkannte zugleich ein über der geschriebenen Ordnung stehendes höheres Recht der Völker und der einzelnen Menschen auf Befriedigung idealer Forderungen an. Er war weder schroff noch weichlich, sondern milde; der Vater schalt zuweilen über das bedächtige Wesen Friedrichs, den die gütige Mutter dann in Schutz zu nehmen suchte. Von ihr und dem Großvater Friedrich von Schleswig-Holstein, dem Freunde Schillers, scheinen sich vorzugsweise Eigenschaften und Anlagen auf den Erbprinzen vererbt zu haben. Aber ein Verdienst des Vaters darf nicht vergessen werden: Er führte den Sohn selbst in die Geschichte der Herzogtümer ein und erfüllte ihn mit dem Bewußtsein, daß der Augustenburger Zweig des Oldenburger Hauses berufen sei, den Schleswig-Holsteinern zu ihrem Rechte gegenüber Dänemark zu verhelfen."

Wir hatten schon erwähnt, daß der Erbprinz an den Kämpfen gegen die Dänen teilgenommen hatte. Im Stabe seines Oheims, des Prinzen Friedrich, wohnte er mehreren Gefechten bei, wiederholt ins Feuer kommend, auch im Stabe des preussischen Generals von Bonin, unter anderem vor Friedericia, bei Idstedt und Missunde. Nach dem Siege bei Eckernförde, mit der Niederkämpfung des dänischen Linienschiffes „Christian VIII.“, erhielt der Prinz den Auftrag, die Flagge des Schiffes dem Reichsverweser Erzherzog Johann von Österreich in Frankfurt a. Main zu überbringen. Dies geschah nach einer kurzen Ansprache, die schloß: „Möge bald der ersehnte Tag erscheinen, an welchem die deutsche Flagge als Symbol deutscher Einheit, deutschen Ruhms flattert auch über Schleswigs Auen und über dieser Trophäe.“

Ach, lange Jahre sollten vergehen, bis sich diese Hoffnung erfüllte! Zunächst sollte der Erbprinz seine Bildung vervollkommen; er bezog im Mai 1851 mit seinem Bruder Christian die Bonner Universität, dort Vorlesungen über Staatswissenschaft und Finanzlehre sowie über deutsches Staatsrecht hörend. Beide Prinzen verkehrten viel in den Häusern der Professoren, schlossen sich aber auch nicht von ihren Kommilitonen ab, wie dies dem Wunsche des Vaters entsprach. Er ermahnte sie, nicht den Prinzen hervorzukehren, weil man ihnen das überdies als Stolz und Dummheit auslegen würde, „das Schlimmste, was einem heutzutage widerfahren kann“, und setzte, bezugnehmend auf den Verkehr mit anderen in Bonn studierenden Fürstensöhnen hinzu: „In der Prinzensgesellschaft pflegt man nicht viel zu lernen, am wenigsten aber Menschenkenntnis sich zu verschaffen.“ Freilich gab's auch hierbei Ausnahmen, und eine davon war der nähere Verkehr mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem einstigen Erben der preussischen Krone, unserem späteren Kaiser Friedrich, der im Herbst des genannten Jahres die Bonner Universität bezog. Hier bahnte sich schnell eine nähere Freundschaft an, aber wahrlich, keiner der beiden jungen fürstlichen Studenten hätte wohl geahnt, daß sie einmal später ihre Kinder zum Lebensbunde vereinen würden. Durch den Prinzen Friedrich Wilhelm eröffneten sich auch





5010

persönliche Beziehungen zu dessen Eltern, zum Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin, die im nahen Koblenz residierten. Der Erbprinz hielt gern Einklehr in sein inneres Wesen, führte fleißig Tagebuch und erörterte in besonderen Aufsätzen ihn interessierende Fragen.

An die Bonner Studien schloß sich eine längere gemeinsame Reise der beiden Brüder, die sie auch nach Paris führte. Es waren erst etliche Wochen vergangen, seitdem sich Napoleon III. mit der Kaiserkrone schmücken konnte, und der preußische Gesandte Graf Hatzfeld hatte den Prinzen Eintrittskarten zur Trauung des Kaiserpaares in Notre-Dame am 30. Januar 1853 verschafft. Eine Woche darnach wurden sie vom Kaiserpaar empfangen, das sie zum Frühstück bei sich behielt. „Die Kaiserin“, berichtet Prinz Friedrich in seinen Briefen, „ist wirklich eine sehr schöne Frau, groß, gut gewachsen, ein sehr feines, regelmäßiges Gesicht, guten Teint und schöne blonde Haare. An die Spanierin erinnert nichts als vielleicht die langen, schmalen, dunklen Augenbrauen, die sich ganz schief bis unter die Schläfen hinziehen. Die Kaiserin war fast verlegen, aber sonst sehr freundlich. Dem Kaiser verleiht seine Zurückhaltung und Kälte etwas Fürstliches, obwohl noch sehr oft der Privatmann, der er solange gewesen, zum Vorschein kommt.“ An das Frühstück schloß sich eine Fahrt nach Versailles zur Parade, die beide Prinzen im Wagen des Kaiserpaares mitmachten: „Der Kaiser sorgte sehr gut für die Kaiserin; sie wollte nicht abwarten, daß Mäntel für sie geholt würden, sie wollte ihretwegen nicht warten lassen. Auf der andern Seite kam aber während der Fahrt das schätzernde Mädchen bisweilen zum Vorschein, so zum Beispiel, wenn sie dem Kaiser mit der Peitsche leise über das Gesicht fuhr, so daß er ihr einen ernsten Blick zuwarf.“ — Von Paris ging die Reise durch Südfrankreich nach Rom und von dort nach Neapel, von wo ein Brief des Vaters die Prinzen nach der Heimat zurückrief, da sich der Vater in Schlesien ankaufen und dies nicht ohne Aussprache mit seinem ältesten Sohne tun wollte. In dem nahe Koburg idyllisch gelegenen Schloßchen Rosenau, das der befreundete Herzog Ernst von Sachsen-Koburg der Familie zur Verfügung gestellt hatte, konnte ein frohes Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern gefeiert werden.

Jenes Besitztum war die Herrschaft Primkenau in Nieder-Schlesien, die Herzog Christian August alsbald erwarb. Sie befand sich in schlimmer Verwahrlosung, und es gab viel für den neuen Besitzer und dessen Söhne dort zu tun. Dann erfolgte eine neuerliche Trennung; der Erbprinz trat im Frühling 1854 in die preußische Armee ein, und zwar in das Erste Garde-Regiment zu Fuß, fand aber nicht allzuviel Gefallen an dem militärischen Drill und dem steifen geselligen Verkehr in Potsdam und Berlin. Auch seine sowieso nie sehr stark gewesene Gesundheit hielt die mannigfachen Anstrengungen nicht aus; er mußte mehrfach um Urlaub bitten, der zum Teil in der Schweiz und in Italien verbracht wurde, bis im Frühling 1856 die Rückkehr in die Garnison erfolgte. Aber auch nur vorübergehend. Sein ganzes Wesen, wie dies auch aus vielen seiner Tagebuchblätter hervorgeht, drängte zu

einem ruhigen, in sich gekehrten Leben, ohne Unrast und äußeren Glanz. Sein Wunsch nach einem eigenen Heim berührte sich mit dem seiner Eltern. Und von diesem Wunsche hatte wohl auch der Koburger Herzog Ernst Kenntniss erlangt; er lenkte die Aufmerksamkeit der Eltern auf die ihm nahe verwandte junge Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg, hierbei wohl auch politische Vorteile für die herzogliche Familie erhoffend, war doch die Mutter der Prinzessin, Fürstin Feodora, die Halbschwester der Königin Victoria von England, und verfügte das verwandte Koburgsche Haus über viele wichtige familiäre und politische Beziehungen. Herzog Christian August war mit dem Vorschlag einverstanden, wollte aber seinen Sohn nicht beeinflussen und machte das Weitere von einem Zusammensein der jungen Leute abhängig. Dies Zusammensein erfolgte zwanglos während des Mai 1856 in Baden-Baden; der Erbprinz gewann sofort eine tiefe Zuneigung zu der anmutigen Prinzessin; schon nach wenigen Tagen erfolgte die Verlobung.

Wie der Bräutigam, so stammte auch die Braut aus einem uralten fürstlichen Geschlecht, das schon im ersten Regierungsjahre Kaiser Barbarossas 1153 urkundlich hervorgehoben wird. Die alte ritterliche Familie, im Laufe der Jahrhunderte zu hohem Ansehen und reichem Besitze gelangt, spaltete sich später in verschiedene Linien. Als der erste Napoleon sich mit gewaltsamer Hand in die deutschen Angelegenheiten mengte und die Stiftung des Rheinbundes durchführen wollte, ließen die Hohenloheschen Fürsten im Gegensatz zu den späteren Königen von Bayern und Württemberg Kaiser und Reich nicht im Stich und schlossen sich nicht dem Napoleonischen Bündnisse an. Ebenso wies im Einverständnis mit seinen nahen Verwandten der Fürst Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen die Verlobung Napoleons ab, als Großherzog oder Herzog von Franken eine Regentstellung in Süddeutschland anzunehmen. Die Folge war, daß durch die Rheinbundsakte vom 12. Juli 1806 Hohenlohe zum größten Teil unter württembergische, zum kleineren unter bayerische Hoheit gestellt wurde. Auch die Langenburger Linie hatte ihre souveränen Rechte verloren, aber nicht die Liebe der Bevölkerung, die sich oft in bewegendster Weise gezeigt hatte. Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg hatte sich am 18. Februar 1828 mit der Prinzessin Feodora zu Leiningen, einer Halbschwester der Königin Victoria von England, vermählt; als letztes Kind wurde am 20. Juli 1835 die Prinzessin Adelheid geboren, zärtlich von den Eltern und Geschwistern Uda genannt. Schon früh zeigten sich bei ihr ein reiches Innenleben und große Neigung zur Musik, ebenso wie sie schwärmerisch die Natur liebte. Nicht minder versenkte sie sich in die theologische Wissenschaft, eine Liebe, die ihr bis zum späten Alter geblieben. Mehrfache Reisen, des öfteren nach England und Italien, erweiterten ihren Blick, in London nahm sie häufig an der Seite ihrer königlichen Tante an glänzenden Hoffestlichkeiten teil, wobei der französische Botschafter, Graf Waleffsky, Gelegenheit hatte, das schöne und seine frische Natürlichkeit offen zeigende Prinzesslein kennen zu lernen. Und er lenkte den Blick des kurz

vorher zur Regierung gelangten Kaisers Napoleon III. auf die Hohenlohesche Prinzessin. Napoleon, der sich schon nach dem gelungenen Staatsstreich als Präsident gern eine europäische Fürstentochter als Lebensgefährtin, deren Name und Stellung auch für ihn Bedeutung gehabt hätten, umgesehen und bereits einen Korb von der schwedischen Prinzessin Carola Wasa, der späteren sächsischen Königin, geholt hatte, war dem Plane nicht abgeneigt. So schreibt Lord Malmesbury in seinen Erinnerungen unterm 13. Dezember 1852: „Waleffky ist angekommen, um die Hand der Prinzessin Adelhaid von Hohenlohe, Nichte der Königin Victoria, für den Kaiser Napoleon zu erbitten. Ich hatte diese Anfrage kommen sehen und die Königin davon unterrichtet.“ Und einige Tage später: „Die Königin begann, von der beabsichtigten Heirat ihrer Nichte zu sprechen. Ihr prinziplicher Gemahl hat einen darauf bezüglichen Brief des Fürsten Hohenlohe gelesen, dessen Hauptinhalt darin bestand, daß er viel Schwierigkeiten hierbei sich erheben sehe, und namentlich betonte er die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses und der Nationalität. Die Königin und Prinz Albert sprachen ohne Leidenschaft von dem Gegenstand, indem sie das Für und Wider erwogen — die Königin machte dann noch eine Anspielung auf das gewöhnliche Schicksal aller königlichen und kaiserlichen Frauen in Frankreich seit 1789, aber sie schien im Grunde dieser Verbindung doch nicht abhold.“ Zweimal bewarb sich Napoleon um die Hand der Prinzessin, jedoch vergeblich.

Die Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit der Prinzessin Adelhaid fand am 15. September 1856 statt, im altersgrauen Hohenloheschen Schlosse Langenburg, auf dessen Zinnen fröhlich die schleswig-holsteinischen und Hohenloheschen Fahnen wehten. Das junge Paar nahm zunächst seinen Wohnsitz in Primkenau, um schon im nächsten Jahre nach dem Rittergut Dolzig bei Sommerfeld, in der Niederlausitz, überzusiedeln, das der Herzog für seinen Sohn erworben hatte. Die Herrschaft war verhältnismäßig klein, nur 4000 Morgen umfassend, aber es war vielfältiger Boden, mit weiten Ackerflächen und Wiesen, mit Wald und Teichen, auch eine Brennerei, Sägemühle, Ziegelei und Brauerei waren vorhanden. Für den jungen Gutsheeren gab es genug zu tun, er hatte viel Freude an der Landwirtschaft gefunden und suchte seine Erfahrungen auf nahen und weiten Reisen zu vervollkommen. Mit den adligen Nachbarn war der Verkehr nur ein sehr geringer, deren reaktionäre Gesinnung paßte dem Erbprinzen nicht recht; dagegen weilte er des öfteren in Potsdam und Berlin, die freundschaftliche Verbindung mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm gern weiter pflegend, mit dem ihn ja nun auch nach dessen Vermählung mit der Prinzessin Victoria von England nahe verwandtschaftliche Bande verknüpften. Als dem Prinzen am 27. Januar 1859 der erste Sohn geboren wurde, erhielt Erbprinz Friedrich, der gerade in Berlin weilte, von dem glücklichen Vater als einer der ersten die Kunde des freudigen Ereignisses. Auch mit dem englischen Hofe blieben die Beziehungen rege, mehrfach ward das Erbprinzenpaar gastlich am Hofe der Königin Victoria aufgenommen.

Am liebsten weilte aber doch Prinz Friedrich auf der eigenen Scholle, im eigenen Heim. Er beschäftigte sich viel mit Politik und Wissenschaften, ohne an die Öffentlichkeit zu treten, ihn befriedigten die eigenen Studien und Niederschriften über deutsche Verfassungszustände. Von der Erbprinzessin Adelheid schreibt ein Freund der Familie, daß sie eine feingebildete, ungewöhnlich schöne Frau mit ausgesprochen künstlerischen Neigungen war, die zumal in der Musik hervorragendes leistete: „Nach Künstlerart empfindsam, sanguinisch, bisweilen reizbar, und dank ihrer genialen Veranlagung in mancher Beziehung sogar das Widerspiel ihres ruhigen und bedachtsamen Gatten, war sie den Ihrigen doch eine sorgsame, liebevolle Frau und Mutter. Ihre bestrickende Liebenswürdigkeit eroberte sich leicht die Herzen, und ein gut Teil der Volkstümlichkeit, die der Erbprinz später als Herzog in Schleswig-Holstein besaß, ist ihm nach dem Zeugnis seiner Anhänger durch seine Gemahlin gewonnen worden.“ Und von anderer Seite erfahren wir: „Der fürstlichen Gutsherrin bot sich ein reiches Feld der Tätigkeit an der Seite ihres unermüdlich schaffensfrohen Gatten. Ihre besondere Freude hatte sie an den schlichten und biedereren Lausitzer Bauern mit ihren treu bewahrten, altväterischen Trachten und Gebräuchen. Oft besuchte sie auch die Spinnstuben, wo an den langen Winterabenden die Frauen und Mädchen spannen. Gar manches Mal setzte sie sich selbst an den Spinnrocken, um mit ihnen zusammen zu spinnen. Auch sonst suchte sie jede Gelegenheit gern auf, um mit ihren Gutseingefessenen Fühlung zu gewinnen, an ihren Sorgen teilzunehmen und zu helfen, wo es in ihren Kräften stand.“

Noch vor der Übersiedlung nach Dolzig war dem jungen Paare ein Sohn geboren worden, der aber schon nach einem Jahre starb. Am 22. Oktober 1858 folgte ein Töchterchen, das in der Taufe nach ihren vornehmsten Taufpaten, der Prinzessin von Preußen, späteren Kaiserin Augusta, und der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen, späteren Kaiserin Friedrich, die Namen Auguste Viktoria erhielt. Auch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß die beiden ersten deutschen Kaiserinnen Taufpaten der dritten deutschen Kaiserin waren. Dem Töchterchen folgte noch ein Sohn, der gleichfalls früh starb, dann wiederum ein Prinzesschen, Karoline Mathilde, jetzige Herzogin von Glücksburg, und zwei weitere Prinzesschen, Luise Sophie, heutige Prinzessin Friedrich Leopold von Preußen, und Prinzessin Feodora, die im Juni 1910 verstarb; vor den beiden hatte Prinz Ernst Günther das Licht der Welt erblickt, der spätere Herzog.

Das Jahr 1863 sollte von besonderer Bedeutung für die herzogliche und erbprinzliche Familie werden. Anfang desselben hatte man beim Erbprinzen Friedrich angefragt, ob er die Krone Griechenlands annehmen würde, die nach dem gewaltsamen Rücktritt des aus Bayern gekommenen Königs Otto freigeworden war. Der Erbprinz lehnte ab, mit dem Hinweis, daß er gegen sein Heimatland Pflichten zu erfüllen habe. Diese Pflichten traten schon im nämlichen Jahre an ihn heran. Am 15. November war König Friedrich VII. von Dänemark gestorben, und noch

am gleichen Abend unterzeichnete Herzog Christian August die schon seit einiger Zeit vereinbarte Urkunde, durch die er, da er selbst durch einen früheren Vertrag gebunden war, seine Rechte auf Schleswig-Holstein an den Sohn abtrat, der damit auch die Herzogswürde übernahm. Noch am Abend des 16. November verließ der Erbprinz Dolzig und langte am nächsten Morgen in Gotha an, wo er mit seinem treuen Berater, dem Herzog Ernst von Koburg, und seinen Vertrauensmännern zusammentraf, um alles Nähere zu besprechen. Herzog Ernst war auch der erste, der die Anerkennung des Prinzen als Souverän der Erbherzogtümer aussprach und den Ausschluß des königlich dänischen Vertreters am Bundestag beantragte. Es würde zu weit führen, auch nur in kurzen Zügen die Geschichte jener Bestrebungen zu schildern; hervorheben wollen wir nur, daß der Erbprinz von seinem heiligen Recht überzeugt war, daß er sein Heimatland auf das glühendste liebte und daß ihn wahrlich nicht das Streben nach Glanz und Besitz leitete. „Was ich will,“ sagte er in jenen in Gotha gepflogenen Beratungen, „ist, die Herzogtümer von der dänischen Herrschaft zu befreien. Ich kann mir sehr wohl denken, daß meine Person in diesem abscheulichen Kampfe, dem ich entgegengehe, unmöglich wird. Für diesen Fall muß ich, um meinen Zweck besser zu erreichen, in der Lage sein, mein Recht an einen anderen deutschen Fürsten übertragen zu können.“ Sein Recht wurde in einer persönlichen Unterredung auch vom damaligen preussischen Ministerpräsidenten von Bismarck anerkannt, aber dieser steuerte bereits das preussische Staatsschiff in den Wellen der großdeutschen Politik. Das wußten natürlich nur sehr wenige, selbst nicht der König und Kronprinz, da Bismarck noch nicht die Karten in der Hand hatte, die er brauchte, um einen endgültigen Erfolg zu erzielen. Jedenfalls hatte er den festen Willen, Schleswig-Holstein nicht an Dänemark kommen zu lassen; freilich lag ihm auch nichts daran, daß hier ein neues deutsches Fürstentum entstand, das, nach hannoverschem Muster, sich ihm und seiner Politik entgegenstellen konnte. Und ein solches Fürstentum war dann schwerer an Preußen anzugliedern, als wenn es vorläufig unter dänischer Oberherrschaft blieb. So hatte Bismarck bisher die Schleswig-Holsteinische Frage lieber „dilatatorisch“ behandelt, wobei, wenn auch nicht in erster Linie, vielleicht noch persönliche Empfindungen mitspielten, da er die liberale Gesinnung des Erbprinzen und dessen Freundschaft mit dem ebenfalls als liberal bekannten Kronprinzen Friedrich Wilhelm, sowie die Zuneigung des Königs Wilhelm zu ihm kannte und fürchtete, daß durch persönliche Rücksichtnahmen seine Pläne gestört werden könnten.

Die Ereignisse nahmen einen schnelleren Verlauf, als man in Berlin erwartet. Durch eine Proklamation, die in vielen Tausenden von Exemplaren in den Herzogtümern verbreitet wurde, hatte der junge Herzog Friedrich seinen Regierungsantritt mitgeteilt, wodurch an sich schon offen die Trennung der Herzogtümer von Dänemark ausgesprochen war. „Los von Dänemark unter Führung des angestammten Herzogs“ war das Schutz- und Trutzwort der Schleswig-Holsteiner geworden, aber

es wurde auch in vielen Teilen Deutschlands mit Begeisterung aufgenommen. Die Entscheidung, ob Herzog Friedrich als Souverän der Herzogtümer anerkannt wurde, lag beim Bundesrat, und es war anzunehmen, daß ein beträchtlicher Teil der Fürsten durch ihre Vertreter ihre Zustimmung erklären lassen würden. Freilich, den Hauptentscheid hatten Preußen und Österreich, und namentlich dieses bewies wenig Sympathien für die Ansprüche Herzog Friedrichs. Wie dies schon aus einer Äußerung eines österreichischen Diplomaten hervorging: „Für Preußen und Augustenburg zu arbeiten, fällt uns gar nicht ein.“ Auch in Berlin fehlte es nicht an erheblichen Widerständen; man fürchtete eine gefährliche Zuspizung und den Gegensatz zu Österreich. Da zeigte sich Bismarcks Meisterschaft, der das widerstrebende Österreich zwang, denselben Weg wie Preußen zu gehen, schließlich durch dick und dünn. Denn Österreich fürchtete ja wiederum durch die Errichtung eines schleswig-holsteinischen Fürstentums eine ihm gefährliche Stärkung Preußens. Bismarck wußte sehr geschickt die Österreicher zum Glauben zu bringen, daß Preußen die Interessen Österreichs durchaus vertreten würde, also, wie man in Wien glaubte, ganz im österreichischen Fahrwasser schwimme, während einsichtige Männer schon das Gefühl hatten, daß „das Wiener Ministerium jetzt in der Wilhelmstraße in Berlin“ sei.

Es ging damals sehr erregt in Berlin, in Preußen und Deutschland zu; man bezichtigte Bismarck, obwohl er erklärt hatte, daß kein Fuß breit deutschen Landes dem Ausland überlassen werden solle, des Verrats an der großen deutschen Sache, da er sich eben nur „dilatorisch“ mit Schleswig-Holstein beschäftige, dessen Los-trennung von Dänemark mehr und mehr zu einer nationalen Angelegenheit geworden war. Auch die Berliner Regierung und die Hofkreise arbeiteten beim König gegen ihn, zweimal bereits stand er damals „auf dem Wipp“ und hatte sogar am 1. Dezember auf eine im Augustenburgischen Sinne gefasste Zuschrift des Königs seinen Rücktritt angeboten. Der König hielt jedoch zu seinem Staatsmanne, um so mehr, als er bemerkte, wie unter Bayerns Führung mehrere Mittelstaaten die Absicht zu haben schienen, ihre eigene Politik zu treiben und als „dritte Machtgruppe“ neben Preußen und Österreich aufzutreten.

Der Bundesrat hatte unter dem Druck Preußens und Österreichs eine augenblickliche Exekution gegen Dänemark beschlossen, um die Dänen hierdurch zum Gehorsam gegen die alten Bundesforderungen in der Verfassungsfrage zu zwingen. Am 23. Dezember 1863 überschritten sächsische und hannoversche Bundestruppen die Grenze Holsteins und besetzten das Herzogtum, eine sogenannte „herzogliche Landesregierung“ in Kiel errichtend. Erbprinz Friedrich wurde an vielen Orten, besonders auf einer Allgemeinen Landesversammlung zu Elmshorn am 27. Dezember, als Herzog ausgerufen, wo 20 000 Männer aus allen Landesteilen in feierlich-eindringlicher Weise dem Herzog Friedrich VIII. die Treue schworen und ihn zum Erscheinen auf dem heimatlichen Boden aufforderten. Diesem Wunsche kam der Herzog sofort nach, er traf in Kiel ein, jubelnd begrüßt, ein Jubel, der alsbald durch

das ganze Land rauschte. Der Herzog hatte in einem Hause an der Straße durch Düsternbrook nach Bellevue seinen Wohnsitz genommen und ließ auch seine Familie dorthin kommen, die dann später nach Schloß Augustenburg übersiedelte. Herzogin Adelheid stand ihrem Manne in treuester Weise zur Seite, ihm sein Heim aufs traulichste gestaltend, das ihm in der erregten Zeit zum ach so nötigen Ruhepunkt wurde. In oft rührenden Zügen zeigten sich Liebe und Verehrung der Bevölkerung für die herzogliche Familie, die auch hier ihr einfaches Leben führte, gern mit allen Bevölkerungskreisen Fühlung nehmend.

Alle Liebe und Verehrung aber genügten nicht, um die Absichten Bismarcks auch nur irgendwie zu beeinflussen, auch nicht öffentliche Beschlüsse und Erklärungen. Traten allmählich in den Herzogtümern selbst allerhand Gegenströmungen auf, so auch in Preußen, wo der Einverleibungsgedanke mehr und mehr an Boden gewann. Noch drängender nach den Erfolgen des 1864er Krieges, denen sich ja dann zwei Jahre später jene raschen des Jahres 1866 anschlossen. Durch Patent vom 12. Januar 1867 wurde auch Schleswig-Holstein, mit Ausschluß eines kleinen, an Oldenburg abgetretenen Bezirks, Preußen einverleibt. Die dem Herzog Friedrich in Geld und Grundbesitz angebotene Entschädigung wies er zurück mit dem Bemerkten, daß es für ihn keinen Ausgleich gäbe, der nicht gleichzeitig für das Land vorteilhaft sei; mehr wert als ein paar Millionen sei die Überzeugung der Schleswig-Holsteiner, daß das herzogliche Haus bis zuletzt treu und ohne Selbstsucht zum Lande und dessen Recht gestanden habe.

Während der ganzen kritischen Zeit hatte die Herzogin Adelheid mit dem Erbprinzen in Kiel gewohnt, bis zu jener offiziellen Einverleibung, dann siedelte sie nach Gotha über, wo bereits die Töchter und der Gemahl ihren Wohnsitz genommen hatten. Durch den am 11. März 1869 erfolgten Tod seines Vaters hatte Herzog Friedrich neben Primkenau und Grafenstein auch das südschwedische Gut Gräfsnäs erhalten; da sich jedoch der Besuch von Grafenstein von selbst verbot, wohnte der Herzog mit seiner Familie meist in Primkenau, abgesehen vom ersten Drittel des Jahres, das in Gotha verbracht wurde. In die Ruhe des schlesischen Landbesitzes drang plötzlich das Sturmgebräus des deutsch-französischen Krieges hinein. Für den stets deutsch fühlenden Herzog gab es kein Zögern und Zaudern; im Gegensatz zu den übrigen Prätendenten trat er in das deutsche Heer ein, und zwar als bayrischer Generalmajor, durch die Kronprinzessin bei König Wilhelm anfragend, ob er sich dem Hauptquartier des Kronprinzen anschließen dürfe. König Wilhelm erteilte mit Freuden seine Einwilligung, dem Herzog beide Hände entgegenstreckend, als er ihn auf französischem Boden zum ersten Male wieder sah. Neben anderen Kämpfen wohnte der Herzog dem blutigen Völkerringen um Sedan bei; er kam am Abend des 1. September hinzu, als General Reille vor König Wilhelm stand, um ihm den berühmten Brief Napoleons zu überreichen. Und ebenso war er anwesend, als am folgenden Morgen König Wilhelm mit dem gestürzten Kaiser in

Donchery zusammentraf. „Solch eine Stunde ändert die Gedanken des Menschen und legt neue Pflichten auf,“ hatte er zu Gustav Freytag geäußert. In Versailles nahm er an der Kaiserproklamation teil und kehrte dann zu den Seinen zurück nach Prümkenau.

Mit vollem Recht konnte Herzog Friedrich nach Beendigung des langwierigen Kampfes schreiben: „Daß ohne mein Auftreten die Herzogtümer nicht von Dänemark getrennt worden wären, das weiß ich, und es wird nicht gelingen, dieses Blatt der Geschichte, das mir gehört, auszureißen.“

Jugend, schöne Jugendzeit!

„Wem es vergönnt war, in dem fürstlichen Familienkreise zu verkehren, dem wird die Innigkeit und Reinheit, welche dem ganzen Leben ihren Stempel aufdrückten, unvergessen bleiben. Fürstliche Sitte war dort mit bürgerlicher Einfachheit zu einem wahrhaft idealen Bild vereinigt.“ So schreibt ein Freund der herzoglichen Familie, der oft in derselben verkehrte. In diesem Kreise wuchs mit ihren Geschwistern Prinzessin Auguste Viktoria auf. Zunächst im Frieden des Dolziger Schlosses, bis die im letzten Abschnitt ausführlich behandelten politischen Ereignisse ihr Echo in das ruhige Leben und die gleichmäßig verlaufenden Tage warfen.

In die Kieler Periode fiel auch ein Aufenthalt in Grafenstein, über den uns ein schwedischer Landwirtschaftsinspektor, den Herzog Christian August auf seinem schwedischen Landgut Gräfsnäs kennen und schätzen gelernt und den er nach Grafenstein berufen, allerhand berichtet. In dem herzoglichen Hause herrschte patriarchalische Einfachheit. An der Tafel des Herzogs aßen nicht nur die Hofbeamten, sondern auch der Inspektor und seinesgleichen. Die Unterhaltung war frei und ungezwungen, und man durfte reden, wovon man wollte, nur nicht von Politik. Die Töchter des Herzogs wurden erzogen wie einfache Gutsbesitzerstöchter und waren im höchsten Grade anspruchslos, ungekünstelt und schlicht. Ihre größte Freude war es, im Winter Schlittschuh zu laufen und im Sommer auf dem Heuwagen zu fahren. Bald faßten die Prinzessinnen zu dem aus Schweden gekommenen Inspektor volles Vertrauen und aufrichtige Freundschaft. Hatten sie in ihrem jugendlichen Übermut irgend einen Streich vollführt, so war es immer „der gute Schwede“, der wieder alles in Ordnung bringen mußte, was ihm auch gewöhnlich gelang. Zum Dank leerten sie ihre kleinen Bonbonnieren in seine Taschen und versprachen ihm goldene Berge, wenn sie nur erst groß und „richtige Herzoginnen“ wären. Eine traurige Zeit war's für die Prinzessinnen, wenn ihre Eltern auswärts weilten und sie in Grafenstein zurückbleiben mußten, der Aufsicht des alten, zierlichen und pedantischen Hofmarschalls unterstellt. Fast alles, was ihnen Freude machte, wurde von diesem für „unpassend“ gehalten. Besonders das Fahren auf dem Heuwagen und die Ringeltänze mit der Jugend aus der Nachbarschaft. Am schlimmsten aber war es, daß sie ihren Freundinnen keinen Brief schicken konnten, ohne daß der langweilige Hofmarschall seinen Inhalt gelesen und genehmigt hatte. Und gewöhnlich war das Streichen gerade des Hauptinhalts die Bedingung für seine Genehmigung. Doch dank dem „guten Schweden“

entgingen die Briefe der Prinzessinnen sehr oft der gefürchteten Zensur, indem sie heimlich von dem Milchboten oder von anderen durch den Inspektor beauftragten Personen befördert wurden, die ebenso geheimnisvoll die Antworten der Freundinnen zurückbrachten.

An die Kieler Zeit schloß sich der Aufenthalt in Gotha, wo schon früher der Herzog sich einen eigenen Wohnsitz erworben hatte. Auch hier lebte er mit den Seinen in großer Zurückgezogenheit, dagegen wurden Theater und Konzerte eifrig besucht, aber jede größere Geselligkeit vermieden. Nur der Koburger Herzog Ernst II., der mit dem fürstlichen Hausherrn in enger Freundschaft verbunden war und sich stets seiner Ansprüche auf das lebhafteste angenommen hatte, hielt oftmals Einkehr; auch an Besuchen Vertrauter aus den Erbherzogtümern fehlte es nicht.

Ihre eigentliche Jugendzeit aber verlebte Prinzessin Auguste Viktoria mit ihren Geschwistern in Primkenau, wo gleichfalls das Leben still und aufregungslos verlief. Primkenau, ein echtes und rechtes schlesisches Landstädtchen mit idyllischer Ruhe und wohlthuender Einfachheit, sieht auf eine lange Geschichte zurück, denn es soll schon 1280 von Herzog Primislaus gegründet worden sein. Aber das lange Bestehen hat wenig zur Entwicklung des Ortes beigetragen, der auch heute nur etwas über 2000 Einwohner zählt und der wohl kaum an den Schienenstrang angeschlossen wäre, wenn nicht mit der Herrschaft Primkenau umfangreiche Hüttenwerke verbunden wären. Das alte Schloß, das Ende des letzten Jahrhunderts einem stattlichen Neubau weichen mußte, war ungemein behaglich und wohnlich, ganz das Gepräge seiner Besitzer und Insassen aufweisend; dichte Baumkronen rauschten in die Zimmer ihr trauliches Lied, duftende Blumenbeete boten dem Auge eine frohe Zierde dar. Versteckt in dem Park lag ein weinlaub- und efeuumranktes Schweizerhäuschen, auf den klaren Wellen der nahen Sprotte schaukelten sich niedliche Rähne, die zu abendlichen Ruderfahrten benutzt wurden.

Zurückgekehrt aus dem Kriege übernahm der Herzog mit voller Hingebung die Bewirtschaftung des Gutes, ohne daneben seine wissenschaftlichen Studien zu vernachlässigen, die geschichtliche Fragen, besonders der schleswig-holsteinischen Heimat, aber auch Chemie und Geologie betrafen. Die Einsamkeit seiner Besitzung und das Glück seiner Familie entschädigten ihn für die bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen der Vorjahre. Auf das angelegentlichste und liebevollste widmete sich das herzogliche Paar der Erziehung seiner Kinder, die blühend und frisch heranwuchsen und im innigsten Verkehr mit der Natur standen, der Geist und Körper am gesundesten erhält. Die Erziehung der Kinder bildete den beherrschenden Mittelpunkt im Leben der Eltern, deren hingebendstes Bestreben es war, ihnen eine möglichst vielseitige und harmonische Ausbildung zu geben. Die Eltern gingen ganz in ihren Kindern auf; von lustigem Jubel hallte oft genug der Park wider, und in fröhlichen Spielen tummelte sich nach der gemeinsamen Abendmahlzeit Alt und Jung. Häufig wurden längere Wagenfahrten durch das weite Besitztum unternommen und dann an irgend-

einer schönen Stelle halt gemacht, um im Grünen lauschiger Ruhe zu pflegen. Von den Eltern waren die Vornamen der Kinder zärtlich abgekürzt worden, und natürlich nannten sich so auch die Kleinen untereinander. Die älteste Tochter, unsere Auguste Viktoria, wurde „Dona“, Caroline Mathilde „Calma“, Luise Sophie „Taja“, Feodora „Seo“ und der Sohn Ernst Günther „Dicki“ gerufen.

Über allem Frohen und Ungebundenen wurde das Lernen nicht vergessen. Der Lehrplan war vom Herzog in eingehender Beratung mit den Lehrkräften festgestellt worden; der Unterricht ward von ihm aufs sorgfältigste überwacht. Eine Befreiung von den Lehrstunden, falls diese nicht durch ganz besondere Verhältnisse veranlaßt wurde, gab es nicht. Häufig wohnte er den Unterrichtsstunden bei, regelmäßig Herzogin Adelheid den Religions-, Literatur- und Erdkunde-Stunden. Bei ernstern oder freudigen Ereignissen ließ der Herzog seine Kinder in sein Zimmer rufen und sprach sich mit ihnen in klarer, verständnisvoller Weise aus; oft erörterte er mit den Lehrern pädagogische Fragen, auch noch brieflich nach deren Fortgang. Eine Engländerin, Miß Walker, wurde als Lehrerin, ein Kandidat der Theologie, Mühlenhardt, als Lehrer berufen, und sechs bis acht Stunden umfaßte der tägliche Unterricht. „Auf Geschichte und Religion wurde von den herzoglichen Eltern besonderer Wert gelegt,“ berichtet der Prediger Evers, „der Herzog verlangte, daß in der Religionsstunde seinen Kindern nicht Worte auf die Lippen gelegt, sondern Geist und Leben ins Herz gesenkt würden. Er verlangte, daß in der Geschichtsstunde jedes Wort vermieden werde, das von den Kindern als Richterspruch über die Völker und Fürsten aufgefaßt werden könnte. Den Finger Gottes sollten die Kinder in den Geschicken der Völker erkennen, die Taten der Menschen sollten stets milde beurteilt werden. Es war der ausdrückliche Befehl des Herzogs für den Geschichtsunterricht, durchaus keine Voreingenommenheit für oder gegen einen Staat entstehen zu lassen und geschweige denn zu pflegen.“ Als die beiden ältesten Prinzessinnen im Winter 1876/77 des Herzogs Schwester Caroline Amalie in Pau besuchten, um sich in französischer Sprache weiterzubilden, bat der Herzog die Prinzessin, die in entschiedenster Weise seine Ansichten über die Annexion teilte, von Politik ganz zu schweigen und stets im Auge zu behalten, daß seine Töchter Deutsche seien. In einem Brief an ihren Bruder hebt Prinzessin Caroline Amalie hervor, daß die beiden Prinzessinnen sich allmorgendlich zuerst an ihre Studien machten — mit der bekannten Treue. „La petite reine“ nannten die Franzosen die Prinzessin Auguste Viktoria, die mit ihrer blonden Schönheit und ungezwungenen Natürlichkeit großen Eindruck auf sie machte.

Nach den Lernstunden weilten die Eltern gern mit den Kindern in dem vom Herzog auf Wunsch seiner Gemahlin errichteten, bereits erwähnten Schweizerhäuschen, wo lustig geplaudert wurde, wo aber auch die Mutter die Töchter kochen und in dem anstoßenden kleinen Garten Blumen ziehen und pflegen lehrte. Im Winter gehörten die Abende vielfach der Musik und gemeinsamer Lektüre; mit der Bevölke-

zung des Städtchens hielt man gute Freundschaft und zeigte im Verkehr keinerlei Voreingenommenheit.

Früh schon führte Herzogin Adelhaid ihre beiden ältesten Töchter an die Betten der Kranken und Siechen. Die beiden Prinzessinnen reichten persönlich den Leidenden Erquickungen und verbreiteten lichten Sonnenschein in den kleinen Stuben der Häusler und Arbeiter. Zu Ostern und Pfingsten ging es in der Küche des Schlosses hoch her; ganze Kuchenberge wurden an die Bevölkerung verteilt, die man, wenn das Wetter es erlaubte, im Freien bewirtete. Die schönsten, erinnerungsvollsten Tage brachte aber auch hier wieder das Weihnachtsfest, denn schon wochenlang vorher fertigten die Töchter allerhand hübsche Gaben an, die nebst anderen Geschenken am heiligen Abend im Schlosse unter den Lichtern des Christbaumes an die Primkenauer Jugend und die Armen des Städtchens von den Prinzessinnen verteilt wurden. War der Schnee geschmolzen, zerrannen die Eisdecken der Teiche, auf denen man sich eifrig im Schlittschuhlauf geübt hatte, und sandte der Lenz seine lichten Vorboten voraus, so ging es mit freudigem Eifer an die Bestellung der Beete, von denen jedes Kind eines sein eigen nannte, und welch frohe Genugtuung, wenn die ersten selbstgeernteten Erdbeeren den geliebten Eltern gebracht, das erste junge Gemüse in der Küche abgeliefert werden konnte! Auch in eigenen Kochkünsten versuchten sich die jungen Prinzessinnen, denn die Mutter hatte ihnen neben der Spielstube eine Küche einrichten lassen, in der eifrig gekocht, gebraten, gebacken wurde, und heller Jubel ertönte, wenn die blondlockigen kleinen Damen diesem oder jenem der Gäste des elterlichen Hauses etwas von ihren Kochkunstherrlichkeiten darbieten durften und dafür ein Lob einheimsten.

Aber schöner als das laut gespendete Lob waren jene Segensworte, die den Prinzessinnen nicht zu Ohren drangen und deren Echo man noch heute in der Primkenauer Gegend oft vernehmen kann. Zu entfernteren Dörfern richteten häufig „Dona“ und „Calma“ ihre Schritte, um den Kranken kräftigenden Wein und stärkende Speise zu bringen. Als sie auf einem dieser Gänge ein altes Mütterchen mit einem schweren Schiefkarren trafen, da zogen sie tapfer mit, bis die Alte vor ihrem Hause angelangt war; und ein andermal, als sie einen Dorfjungen weinend am Wege sitzen fanden und hörten, daß er sich einen Dorn tief in den Fuß getreten, spielten sie die Samariterinnen, entfernten den Dorn, wuschen und verbanden die Wunde und führten den Kleinen nach Hause; als einst ein Kind spielend auf dem Fahrwege saß und in schnellem Trabe ein Wagen heranrollte, sprang „Dona“ flugs hinzu und riß im letzten Augenblick das Bübchen fort, das sonst unter die Pferde und Räder geraten wäre. Anderen zu helfen, anderen Freude zu machen, war den Kindern die einfachste Pflicht.

Eine bewegende Feier für die Familie war die am 22. Mai 1875 stattfindende Einsegnung der beiden ältesten Prinzessinnen, die sich vorher, gleich den übrigen Konfirmandinnen, einer längeren öffentlichen Prüfung unterzogen hatten. Prin-

zessin Auguste Viktoria empfing vom Geistlichen den Spruch aus der Offenbarung Johannes: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“ Und er ist stets ihr Wahlspruch geblieben, ebenso wie das Segenswort ihres Vaters an jenem feierlichen Tage: „Ohn' Gottes Gunst all' Tun umsonst.“

Größere Reisen schienen dem Herzogspaar für ihre Kinder nicht erwünscht, in der Befürchtung, daß sie dadurch leicht eingebildet und verwöhnt werden könnten. Dagegen wurden mehrfache Ausflüge in das nahe Riesengebirge unternommen, wie auch der jährliche Aufenthalt in Gotha Gelegenheit zu mancherlei Fahrten in das schöne Thüringer Land bot. In Reinhardsbrunn lernte die Prinzessin Auguste Viktoria in früher Jugend den Prinzen Wilhelm von Preußen kennen, dem sie dann viel später ihr Herz schenken sollte.

Wie ein Chronist meldet, war zwischen dem Kronprinzlichen Paare von Preußen und den englischen Herrschaften immer wieder der Gedanke hin und her erörtert worden, wie eine Ausöhnung mit dem Herzog Friedrich herbeigeführt werden könnte, und man war schließlich übereingekommen, daß die Ausführung sich am besten auf dem Wege einer Heirat werde ermöglichen lassen. Nun weilte im Frühjahr 1875 Königin Victoria von England kurze Zeit in Gotha, und die Kronprinzessin besuchte sie hier. Im Gespräch mit einem Vertrauensmann warf sie plötzlich die Frage auf, ob Herzog Friedrich wohl in die Heirat einer seiner Töchter, die ihr wegen ihrer Natürlichkeit und Bildung ungemein gefielen, mit dem Prinzen Wilhelm willigen würde. Als jener dies bejahen zu können glaubte, fügte die Kronprinzessin hinzu, sie lege Wert darauf, daß ihre Schwiegertochter nicht aus dem „gewöhnlichen fürstlichen Wesen“ hervorgehe, und riet eine Reise nach England an, damit die Prinzessinnen dort die große Welt kennen lernten. Die Frage, wer von den beiden ältesten Schwestern etwa die Gattin des Prinzen werden solle, wurde bei dieser rein prinzipiellen Erörterung nicht berührt und bei der Jugend des Prinzen Wilhelm wie der Prinzessinnen mochte auch die Entscheidung darüber noch lange ausstehen.

Erst drei Jahre später sprach der Vertraute der Kronprinzessin mit dem Herzog Friedrich über den Plan und fand diesen, wie er erwartete, geneigt, darauf einzugehen. Entsprang das Ganze doch unzweifelhaft der menschlich schönen Absicht des Kronprinzenpaares, dem beklagenswerten Freunde, dem man für den Verlust seiner politischen Stellung keinen Ersatz mehr bieten konnte, vor aller Welt eine persönliche Genugtuung zu geben.

Hatte also die Politik in gewissem Sinne die Fäden geknüpft, so sprachen doch auch die Herzen in sehr erheblicher Weise mit. Bei seinem Besuche Ostern 1878 in Gotha faßte Prinz Wilhelm sogleich eine tiefe und wahre Neigung zu der jungen Prinzessin Auguste Viktoria, und man darf dasselbe wohl von ihrer Seite annehmen. Im Sommer folgte eine Zusammenkunft im Neuen Palais bei Potsdam, und im April des nächsten Jahres erhielt der Prinz, auf Anregung seiner

Mutter, eine Einladung zu mehrtägigem Jagdaufenthalt nach Primkenau. Und in jenen knospenden Frühlingstagen wurde der Herzensbund zwischen dem jungen Paare geschlossen. Zu den Gästen im Schloß gehörte damals auch der Konsistorialrat D. Dibelius, und als sich dieser vom Herzog Friedrich verabschieden wollte, sagte ihm jener: „Sie müssen sich aber noch in unser Gästebuch einschreiben!“ Als der Konsistorialrat diesem Wunsche nachkommen wollte, fand er als letzte Inschrift: „Wilhelm Prinz von Preußen.“ Sein Zögern, nun seinen eigenen Namen darunter zu setzen, bemerkend, meinte der Herzog lächelnd: „Schreiben Sie sich nur ruhig darunter, ich erzähle Ihnen dafür dann auch etwas ganz Neues und Interessantes!“ Nachdem sich der Konsistorialrat eingeschrieben, teilte ihm der Herzog mit: „Prinz Wilhelm hat heute um die Hand von Viktoria angehalten.“

Nun war vor allem die Einwilligung Kaiser Wilhelms erforderlich, welchem die Kronprinzessin am 23. Mai 1879 von der tiefen Neigung des Prinzen Wilhelm und von den Plänen für dessen Zukunft Mitteilung machte. Gewiß, der greise Herrscher, der mit zärtlicher Hingebung an seinem Enkel hing, war persönlich durchaus mit dessen Wahl einverstanden. Aber er stellte die Bedingung: daß das Verhältnis des Herzogs Friedrich zu Preußen erst geklärt werden müsse, bevor die Verbindung des dereinstigen Thronerben mit der Tochter des Herzogs stattfinden könne.

Das sah auch Herzog Friedrich ein, der, nachdem Schleswig-Holstein durch seine Abgeordneten einen finanziellen Ausgleich mit Preußen geschlossen hatte, ohne den Herzog zu befragen, jetzt nicht mehr an dem Gedanken festhielt, bei seiner Verständigung mit Preußen Vorteile für das Land zu bedingen. Auch hier griff wiederum die Kronprinzessin handelnd und vermittelnd ein, und nach mancherlei Besprechungen entschloß sich der Herzog, in einem Briefe vom 3. Januar 1880 dem Kronprinzen folgende Erklärung abzugeben: „Würde Schleswig-Holstein wie vor 16 Jahren unter fremder Herrschaft stehen und nicht im Laufe der Ereignisse an Preußen und dadurch an Deutschland gekommen sein, so würde nichts mich abhalten, mit allen erlaubten Mitteln die Losreißung desselben vom Auslande und die Vereinigung desselben mit Deutschland zu erstreben. Das Land gehört aber jetzt völkerrechtlich anerkannt und in fester Verbindung zum Deutschen Reiche, und die Macht Seiner Majestät des Kaisers und Königs sichert diese Zusammengehörigkeit. Was ich darüber hinaus erstrebte, habe ich immer dem nationalen Gedanken untergeordnet. Um so weniger würde ich in Zukunft, wo uns, wie wir hoffen, noch ein innigeres Familienband als bisher verknüpfen wird, es vor meinem Gewissen rechtfertigen können, das damals nicht Erreichte unter Gefährdung des Wohles und der Ruhe Preußens und des Deutschen Reiches und in Gegnerschaft zu demselben zu erstreben.“

Kaiser Wilhelm war davon durchaus befriedigt, was der Kronprinz seinem Freunde in einem herzlichen Briefe sogleich mitteilte. Nun stand der offiziellen Veröffentlichung der Verlobung nichts mehr im Wege. Da griff mit rauher Hand der

Tod dazwischen. Schon einige Zeit hatte Herzog Friedrich gekränkelt, ein nervöses Herzleiden hatte ihn in den letzten Jahren gequält. Zu dessen Linderung, da kaum noch eine Heilung zu erwarten war, begab er sich kurz nach dem Neujahrsfest nach Wiesbaden; er machte in Gotha zwei Tage Rast und sprach dort noch seinen Bekannten gegenüber von seiner Freude über die Haltung des Kronprinzen in der Verzichtsangelegenheit. Am 12. Januar setzte er die Reise fort und erreichte Wiesbaden; aber schon kurz danach stellten sich schwere Herzbelegnungen ein, die in der Frühe des 14. Januar seinen raschen Tod herbeiführten. Die Beisetzung fand in Primkenau statt unter innigster Teilnahme der gesamten Bevölkerung; auch der Kronprinz war erschienen, um dem Freunde das letzte Geleit zu geben.

Mit dem Herzog war ein aufrechter, treuer deutscher Mann dahingeshieden, der stets für Wahrheit und Klarheit eingetreten und sich streng an Gesetz und Recht gehalten hatte. Von tiefem innerlichen Wesen, von unerschütterlicher nationaler Gesinnung, war er seinen Weg durch das Leben geschritten, das ihm der Bitternisse viele gebracht. Aber sie hatten nie ihn von dem selbstgesteckten Wege abbringen können; die Verhältnisse waren stärker als er und sein Ziel gewesen, und er hatte sich ihnen aus vaterländischer Hingebung gefügt. Der innigste Gatte und Vater, war er ganz in seiner Familie aufgegangen, die seinen schönsten Lebensinhalt bedeutete.

Am Tage seines Hinscheidens schrieb der langjährige Berater des Herzogs, Samwer, einem Freunde: „Sein Tod ist für die Familie und namentlich die Kinder ein ganz unerfeglicher Verlust. Die vorzügliche Erziehung derselben war sein Werk und dieselbe ist bei der Mehrzahl noch nicht vollendet. Er war ein Herr von strengster Moralität, unablässig an seiner Dervollkommnung arbeitend, von Herzensgüte und Gewissenhaftigkeit, von großer Einsicht. Sein Tod gibt mir die Empfindung, als ob ein Stück aus meinem Herzen gerissen wäre.“ Und wie sehr die nächsten Angehörigen den Verlust empfanden, geht aus einem Briefe der Schwester des Herzogs, Prinzessin Caroline Amalie, hervor: „Ein langes Leben der innigsten Liebe, des tiefsten Verständnisses habe ich mit ihm geteilt, in den schweren Prüfungen, die uns die Jahre gebracht, war er meine Stütze und mein Trost, mein Stolz, meine Liebe und meine Sorge; an seiner bewundernswerten Seelenkraft und Ergebung habe ich in dunklen Stunden mich gestärkt, und ich fasse daher nicht, wie ich die wunderbare Tiefe des Gefühls, den Reichtum der Empfindungen, die auf uns alle, die ihm nahe kamen, wohlthuend, erhebend und ausgleichend wirkten, jetzt ganz aus meinem Leben entbehren soll.“

Innige Trauer herrschte auch im engeren Heimatlande des Herzogs, das ihm später in Kiel ein erzenes Standbild errichtete, dessen Sockel jene Männer umgeben, die ihre Rolle in den schweren Kämpfen Schleswig-Holsteins gespielt.

Einen Trost in ihrem tiefen Schmerze mochte der Herzogin Adelheid die Gewißheit sein, daß das Leben des geliebten Mannes noch seinen versöhnenden Ab-

schluß und einen hellen Blick auf die Zukunft gehabt. Diesen Gefühlen gab auch der Kronprinz in seinen Zeilen Ausdruck, die er am 27. Januar 1880, dem 21. Geburtstage seines Sohnes, an die Herzogin richtete: „Meine liebe Ada! Mit Einwilligung des Kaisers und der Kaiserin komme ich, Dich zu fragen, ob Du gestattest, daß mein ältester Sohn Wilhelm, seiner aufrichtigen und tiefen Herzensneigung folgend, zu einer von Dir noch näher zu bestimmenden Zeit Deiner ältesten Tochter Viktoria begegnen darf, um sich mit derselben behufs Werbung um ihre Hand zu besprechen. Tiefbewegt richte ich diese Zeilen an Dich, so bald nach dem Heimgang Deines unvergeßlichen Gatten. Da ich aber weiß, daß wir im Sinne des Verklärten handeln, welcher dem nahen Abschluß der diesem meinem Schritte vorangehenden Verhandlungen entgegensah, so darf ich es wagen, an Dich mit der Frage, welche die Entscheidung über das Wohl und die Zukunft unserer Kinder bedeutet, selbst angesichts Deiner tiefen Trauer schon jetzt heranzutreten. Gleichzeitig bitte ich, diese Angelegenheit mit Deinem Schwager Christian, dem Vormunde Deiner Kinder, bereden zu wollen, indem ich wie immer bin Dein treu ergebener Vetter Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“ Und auch Prinz Wilhelm hatte sich mit einem langen Schreiben an die „geliebte Tante Ada“ gewandt und ihr auseinandergesetzt, mit bewegtem Herzen und quellenden Worten, wie innig seine Gefühle für ihre Tochter seien, und wie sehr er sich bestreben würde, sie glücklich zu machen, wenn er ihre Hand erhielte. Er wisse wohl, daß er noch nicht würdig sei dieses großen Glückes, aber er bäte täglich Gott, ihn desselben wert zu machen. Zum Schluß bemerkte er, daß der kaiserliche Großvater durchaus mit der Wahl einverstanden sei, und erwähnte in einem Zusatz, daß man auch Bismarck benachrichtigt hätte und dieser das Einverständnis des Kaisers teile, wobei wir hinzufügen, daß Bismarck geäußert haben soll: „Es ist der freudige Schlußakt eines konfliktreichen Dramas.“

Zu diesem „freudigen Schlußakt“ hatte Herzog Ernst von Koburg sein redlich Teil beigetragen, der auch diesmal wieder der Vermittelnde war, und, nachdem die Herzogin Adelheid sich einverstanden erklärt hatte, den Prinzen Wilhelm zu einer Jagd auf den 14. Februar nach Gotha einlud. An diesem Tage fand im Gothaischen Heim der herzoglichen Familie die Verlobung statt. Vorläufig wurde sie noch nicht bekannt, erst als Prinz Wilhelm am 22. März nach Windsor reiste und dort mit seiner Verlobten, die bei ihrem Oheim weilte, zusammentraf, erfuhr man in der Öffentlichkeit von dem freudigen Ereignis. Von Windsor aus schrieb die Prinzessin an ihren Primkenauer Seelsorger: „Sie, geehrter Herr Pastor, werden verstehen, wie gerade bei einem so freudigen Ereignisse ich meinen herrlichen, unvergeßlichen Vater entbehre. Er, der unsere kleinste Freude teilte, wie hätte er mein Glück geteilt! Aber er wußte, wie lieb wir uns hatten, und dies ist ein großer Trost für mich. Als leuchtendes Beispiel wird das Leben meines Vaters mir stets vorschweben. Könnte ich ihm nur entfernt ähnlich werden.“ Damals schilderte ein Freund der Familie die Braut: „Sie ist gegenwärtig zweiundzwanzig Jahre alt, aber ihre Jahre

sind ihrem Aussehen vorangeeilt, man würde ihr höchstens achtzehn Jahre geben; was für sie beim ersten Augenblick einnimmt, ist das gemüthliche deutsche Element, das sich in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem Wesen ausdrückt. Von Gestalt groß, schlank, hoch, voll edlen Ebenmaßes, weiß sie in ihrer Haltung wie in ihren Bewegungen Würde mit Anmut zu vereinen". — Das war in der That der Fall. Die junge Prinzessin errang sich überall schon durch ihr anmutiges Aussehen und ihr bescheidenes Auftreten sofort warme Sympathien. Vor den Schaufenstern der Kunsthandlungen, in denen ihr Bild ausgestellt war, hörte man nur freundliche und zustimmende Worte: „Er hat gut gewählt, der Prinz Wilhelm, auch darin, daß er uns keine Fremde zuführt!" Mit der Bildung ihres Herzens, die von religiösem Grunde ausging, verschwiferte sich die ihres Geistes. — „Die Prinzessin spricht sehr gut, weiß sehr viel, und daß sie nicht nur Angelerntes, sondern eigen Geistiges zu geben weiß, davon gibt der Reiz Zeugnis, der in ihrer Unterhaltung liegt. Aus deutschem Stamme ist sie entsprossen, deutsch ist ihre Erscheinung, deutsch ihr Wesen, und diese Eigenschaften werden sich in Berlin bald Boden und Geltung verschaffen."

Der Kronprinz schrieb einem befreundeten Herrn, der ihm aus Italien anlässlich der Verlobung seines Sohnes gratuliert hatte: „Empfangen Sie meinen besten Dank für die freundlichen Worte, welche Sie aus Italien an mich beim Bekanntwerden der Verlobung meines ältesten Sohnes, des Prinzen Wilhelm, mit der Prinzessin Viktoria von Schleswig-Holstein zu richten die Güte hatten. Sie kennen die Gefühle aufrichtiger Freundschaft, welche ich für den Vater meiner künftigen Schwiegertochter hegte, kennen auch die Zuneigung, welche ich von meiner Jugend an für die Herzogtümer empfand, und können demnach ermessen, wie glücklich ich bin, daß es gelang, die liebenswürdige, an Gemüt und Verstand gleich ausgezeichnete Fürstin aus jenem Stamme und jenen Landen meines Sohnes Braut werden zu sehen! Die freudige Teilnahme, welche diesem bedeutungsvollen Ereignis gerade in Schleswig-Holstein entgegengebracht wird, gereicht mir zu hoher Befriedigung, und nicht minder die Fassung, welche Sie in gleichem Sinne Ihren Zeilen zu geben verstanden haben!" — Und an eine aus seiner Kindheit her befreundete Dame schrieb der Kronprinz in jenen Tagen: „Sie haben den alten Kindergefährten durch Ihren liebenswürdigen Brief, aus Anlaß der Verlobung meines ältesten Sohnes, sehr erfreut, und danke ich Ihnen von ganzem Herzen für die in demselben enthaltenen guten Wünsche. Es ist ein Lichtstrahl in unser durch Trauer so tief gebeugtes Elternherz gedrungen, und danken wir Gott, daß unser Sohn, reinster Neigung folgend, eine solche Wahl traf, denn die Geistes- und Herzensgaben meiner künftigen Schwiegertochter, deren hoheitsvoll-anmutige Erscheinung fesselt, berechtigen uns schon jetzt zu der Hoffnung, daß sie eine ebenso gute Frau an ihres Gatten Seite, wie auch die einsichtsvolle, der unendlich schwierigen ihrer harrenden Stellung gewachsene Fürstin dereinst sein wird. Lange haben wir uns nicht gesehen, und viele ernste Prüfungen sind in den letzten Zeiten an Sie und die Ihrigen, wie auch an mich und

die Meinigen herangetreten. Gebe Gott, daß es nun genug derselben sei, oder daß wenigstens der nächsten Generation ein minder bewegtes, friedlicheres Dasein als der Unsrigen gewährt sein möge."

Die öffentliche Verlobung fand am 2. Juni in Schloß Babelsberg statt. Die Mitglieder der königlichen und der herzoglichen Familie hatten sich im großen Gesellschaftsalon der Kaiserin versammelt, die übrigen Gäste, unter ihnen Fürst und Fürstin von Bismarck, Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst von Hohenlohe-Langenburg, etwa ihrer fünfzig, im runden Tanzsaal. Um die vierte Stunde trat der Minister des königlichen Hauses, Freiherr von Schleinitz, in diesen Saal und verkündete: „Im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers und Königs habe ich den Versammelten die Mitteilung zu machen, daß mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers, mit Zustimmung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen, soeben die Verlobung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, in Gegenwart der Mitglieder der Königlich-preussischen Familie und des Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburgischen Hauses, stattgefunden hat."

Und nun öffneten sich die Türen, und der greise Kaiser führte die Braut herein, die in weiße Seide gekleidet war, an der Brust ein Sträußchen Teerosen und in der Hand Maiblumen und weiße Rosen. Der Kaiser stellte sie nach der Reihe den Gästen vor, dann winkte er seinem Enkel, der seiner Braut den Arm bot und den nach dem Speisesaal sich bewegenden Zug eröffnete. Das Brautpaar saß zwischen dem Kaiser und der Kronprinzessin, lebhaft plauderte mit seiner jugendlichen Nachbarin der Kaiser, der sich gegen Ende der Tafel erhob und mit dem jungen Paare anstieß. Dazu schmetterten die Fanfaren der Musik und dröhnten die Geschütze des Babelsberger Schlosses.

Interessant ist, was Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der spätere Reichskanzler, der, wie erwähnt, der Verlobungsfeier beigewohnt, darüber in seinen Aufzeichnungen niedergeschrieben, allerhand Gegenströmungen berührend: „Der Kaiser führte die Braut herein, die recht frisch und graziös ausah und vom Kaiser zu den anwesenden Würdenträgern geführt wurde. Der Kronprinz und die Kronprinzessin waren sehr vergnügt. Der junge Herzog von Augustenburg, der zum ersten Male Militäruniform trug, schien sehr glücklich. Die Braut gefiel sehr gut. Der Kronprinz beklagte sich bei mir über die Unfreundlichkeit, mit der die Verlobung von den andern preussischen Prinzen aufgenommen worden sei. Während der Tafel brachte der Kaiser die Gesundheit des Brautpaares aus. Nach Tisch sprach ich noch mit der Braut, die sich, seit ich sie nicht gesehen habe, sehr herausgemacht hat. Sie war in dieser für sie sehr schwierigen Situation sehr nett und taktvoll. Als wir zur Bahn fuhren, ich im Wagen mit Albedyll, Wilmowsti und Lehndorff, erklärten die Herren, sie seien jetzt mit der Heirat ausgesöhnt."

Dort, wo der geliebte Vater begraben war, im Prinkenauer Gotteshause, wohnte im Februar 1881 Prinzessin „Dona“ im Kreise der Ihren dem letzten heimathlichen Gottesdienste vor ihrer Vermählung bei. Sie hatte, danach gefragt, um den Gesang des „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn“ gebeten. Als aber der ehrwürdige Geistliche sie darauf aufmerksam machte, daß in dem Kirchenliede die Stelle vorkomme: „Soll's uns hart ergehn, laß uns feste stehn“, und fragte, ob dieser Vers nicht lieber fortgelassen werden solle, erwiderte sie: „Nein, der soll erst recht gesungen werden! Ich glaube durchaus nicht, daß ich in meinem neuen Stande immer auf Rosen wandeln werde. Doch habe ich einen Trost: Prinz Wilhelm denkt wie ich, und ich wie er. Wir haben uns vorgenommen, alles gemeinsam zu tragen, und so wird uns auch das Schwere leicht werden.“

Prinz Wilhelm

Im Potsdamer Lustgarten ist's. Wie aus Erz geformt steht in langen Linien das Erste Garde-Regiment zu Fuß in Parade. Die Frühjahrs-sonne blinkt auf den Spitzen der Fridericianischen Grenadiermützen mit dem Preußenadler und auf den Treffen und Orden der Offiziere. An der Spitze des einen Gliedes ein schwächtiger Knabe, der vor wenigen Monaten seinen zehnten Geburtstag gefeiert, Prinz Wilhelm. Und nun brausen die Klänge des „Heil dir im Siegerkranz“ über den Platz, König Wilhelm erscheint mit seinem Gefolge, in aufrechter Haltung, scharfen Blickes das Regiment musternd. Als bald hallende Kommandos; im Parademarsch zieht das Regiment an seinem ruhmvollen Kriegsherrn vorüber, der junge Prinz mit der Leibkompanie, freudig leuchten die Augen des Königs bei seinem Anblick und bei seinem Bestreben, mit richtigem Abstand und Tritt neben den Riesengestalten der Gardisten vorbeizukommen. Nach der Truppenschau vereinigte der König das Offizierkorps des Regiments mit dem der Garde-du-Corps und Garde-Jäger — denn dieser 2. Mai 1869 brachte die Wiederverkehr der Schlacht von Groß-Görschen, an der die genannten Truppenteile teilgenommen — und hielt eine ergreifende Ansprache, in der er die damals schweren Zeiten Preußens mit den jetzigen verglich, in denen sich Preußen wiederum seiner geschichtlichen Aufgabe bewußt geworden und die Fahnen des Heeres mit neuem Ruhm umkränzt hatte. Dann führte er den Prinzen zum greisen General von Werder, dem letzten Mittkämpfer des Regiments an seinem Ehrentage, und es war ein bewegendes Bild, als der alte, weißhaarige Held segnend seine Hand über das Haupt des jungen Hohenzollernprinzen erhob. Hierauf wandte sich der König an seinen Enkel, ihn auf die Ehre aufmerksam machend, in einem Regiment mit solcher Vergangenheit zum ersten Male den Degen zu ziehen; er ergriff seine Hand und sprach mit feierlichem Ernst: „Ich hoffe, daß du stets den Degen tapfer führen mögest, den du jetzt, zum Friedensdienst, das erstemal ziehst. Das wirst du auch, wenn du dich erinnerst, daß du ein Preuße bist und welchem Geschlecht du angehörst.“ Die letzten Worte wurden mit erhobener Stimme gesprochen.

Wir alle sind ja das Ergebnis der Vererbung von Generationen, der Umgebung in der Jugend und der Erziehung. Welche Eindrücke hatte von früh an Prinz Wilhelm, der rings um sich Helden sah, an der Spitze seinen an Tugenden und Ehren gleich reichen Großvater, Helden, die zum Teil noch an den Befreiungskriegen teilgenommen, während ihre Nacheiferer auf den Schlachtfeldern der Kriege 1864 und

1866 neue Lorbeeren gepflückt, daneben weise Staatsmänner, Bismarck an ihrer Spitze, und berühmte Gelehrte, die im Hause der Eltern aus- und gingen! Diese Persönlichkeiten mußten in ihm den Glauben erwecken, daß alles Große und Ereignisvolle auf Persönlichem beruhe, und mußten in ihm früh die Triebkraft stählen, daß auch er einst berufen sei, durch seine eigene Persönlichkeit Hervorragendes zu leisten und für die Nation, der er angehörte, mit Leib und Seele angehörte, Bedeutendes zu erwirken.

Und dann kam der Krieg 1870/71 mit seiner Fülle neuer und erhebender Eindrücke auf die empfängliche Knabenseele. Der Krieg, der nichtgewollte, der aber doch sein mußte, um die unerträgliche Spannung diesseits und jenseits des Rheins zu lösen. Als er offiziell erklärt worden war, trat Kronprinz Friedrich Wilhelm in das Gemach, in welchem die Seinen gerade zu Tisch gehen wollten, er schloß sie in die Arme, mit halberstickter Stimme sagend: „Es ist beschlossene Sache, Frankreich will Krieg!“ Wie schwer es dem Kronprinzen wurde, sich von seiner Familie zu trennen, geht aus einem wenig bekannten Vorgang hervor. Beim Ausmarsch 1866 war dem Kronprinzenpaar der Abschied so schwer geworden, daß es damals beschloß, sich vor einem nochmaligen Krieg ohne solchen zu trennen. Die Kronprinzessin hatte es wohl vergessen, der Kronprinz nicht. Während der Mobilmachung 1870 kam der Kronprinz aus Berlin, wo ihn tagsüber seine militärischen Pflichten festhielten, abends stets nach dem Neuen Palais, um wenigstens einige Stunden mit Frau und Kindern zu verleben. Eines Morgens aber, als man der Kronprinzessin die kleine Prinzessin Sophie ans Bett brachte, lag auf deren Deckchen der schriftliche Abschiedsgruß des Kronprinzen. Die Kronprinzessin war verzweifelt, in ihrem Schmerz suchte sie die greise Königin Elisabeth, die Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV., die sie sehr liebte, auf, um sich an deren Herzen auszuweinen und sich trösten zu lassen.

Wenige Tage später, und überall flatterten Fahnen und Banner, an den Anschlagssäulen klebten die roten Depeschen mit den Siegesnachrichten von Spichern, Weißenburg und Wörth; Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte die preussischen und süddeutschen Truppen zu überraschenden, gewaltigen Siegen geführt. Wie mußte das die hochgemute Seele des Prinzen Wilhelm erfüllen, mit welchem Stolz und welcher Freude! Weitere, noch größere Taten schlossen sich an, die Schlacht bei Sedan, die Gefangennahme Napoleons, die Kämpfe vor Paris, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums, mit der der geliebte Großvater die jahrhundertelange Sehnsucht des deutschen Volkes erfüllte, während der teure Vater ihm an der Spitze der deutschen Fürsten als erster huldigte!

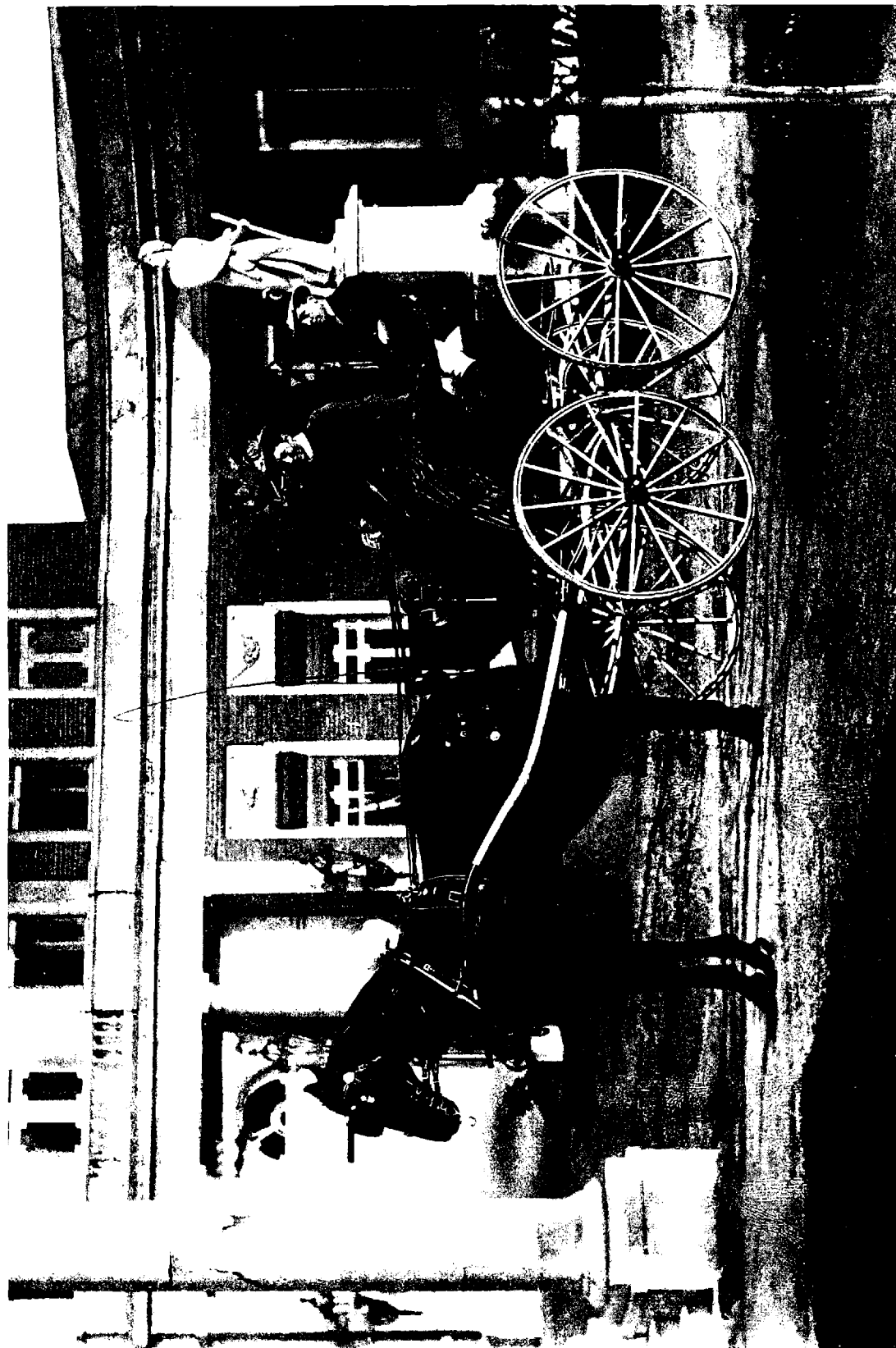
In solcher Stimmung, überflutet von wunderbaren und erhebenden Eindrücken, konnte der Prinz seinen zwölften Geburtstag begehen.

Dann kam die Heimkehr der siegreichen Truppen. Mit welcher Innigkeit und welcher Freude begrüßte Potsdam die ruhmvollen Regimenter, von welcher frohen und dankbaren Empfindungen waren Bürgerschaft und Militär erfüllt. Und

nun der Einzug in Berlin, der 16. Juni, der stolzeste aller stolzen Tage, welche die Linden erlebt. Und an ihm konnte Prinz Wilhelm teilnehmen, mit den drei Paladinen Bismarck, Moltke, Roon, mit dem greisen Kaiser, dem die Generalfeldmarschälle Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Friedrich Karl sowie die übrigen preussischen Prinzen und deutschen Fürstlichkeiten folgten. Durch das mit Girlanden und Kränzen reich umwundene Brandenburger Tor reitend, konnte der junge Prinz den begeisterten Jubel auf sich wirken lassen, hinunter die Linden bis zum Denkmal Friedrichs des Großen und jenem des Fürsten Blücher, vor welchem der Kaiser die Truppen an sich vorbeimarschieren ließ, jene die Kraft des deutschen Volkes verkörpernden Truppen, die nie erhofftes Großes errungen und durch deren furchtlose Tapferkeit und zähes Besiegen aller Hindernisse die deutsche Kaiserkrone neu geschmiedet worden war.

Das waren Eindrücke, das waren Erlebnisse, die auf den Charakter des jungen Prinzen nie verlöschende Wirkungen ausübten!

Früh schon hatten sich besondere Wesenszüge dieses Charakters gezeigt, der sich immer energischer entwickelte, der wohl vielseitige Empfindungen in sich aufnahm, sich aber gesuchte Einflüsse fernzuhalten trachtete. Die Jugend war gewiß eine fröhliche und sorglose, in treuer Hüt der Eltern, die an den Arbeiten und Spielen der Kinder stets Anteil nahmen, deren Wohl und Wehe die Ordnung des Hauses bestimmten, und die die Hauptquelle aller Freuden und Leiden waren. In erster Linie war es ihr Bestreben, bei ihren heranwachsenden Söhnen, dem Prinzen Wilhelm und seinem Bruder Heinrich, in jeder nur möglichen Weise Hochmut und Überhebung, die so leicht das Ergebnis fürstlicher Umgebung sind, fernzuhalten, ihnen Bescheidenheit einzuprägen und sie auch mit den Kindern anderer Kreise zusammenzubringen. Wie viele tiefe Liebe, wie viele Sorge um die Zukunft des geliebten ältesten Sohnes spricht aus der Tagebuch-Aufzeichnung des Kronprinzen, die er inmitten aller Kriegsstürme in Versailles am 27. Januar 1871 niedergeschrieben: „Heute ist Wilhelms 13. Geburtstag. Möge er ein tüchtiger, rechtschaffener, treuer und wahrer Mensch, der an dem Guten und Schönen Freude hat, werden, ein echt deutscher Mann, der es einst verstehen wird, in richtiger, würdiger und zeitgemäßer Weise die von seinem Großvater und Vater für unser großes Vaterland angebahnten Wege vorurteilsfrei zum wahren Heile desselben weiter zu führen. Gottlob besteht zwischen ihm und uns, seinen Eltern, ein einfaches, natürliches, herzliches Verhältnis, dessen Erhaltung unser Streben ist, damit er uns stets als seine wahren, seine besten Freunde betrachte. Der Gedanke ist förmlich beängstigend, wenn man sich klarmacht, wieviel Hoffnungen bereits jetzt auf das Haupt dieses Kindes gesetzt werden, und wieviel Verantwortung vor dem Vaterlande wir bei Leitung seiner Erziehung zu tragen haben, während äußere Familien- und Rangrückichten, Berliner Hofleben und viele andere Dinge seine Erziehung so bedeutend erschweren. Gebe Gott, daß wir auf geeignete Weise das Niedrige, Kleinliche, Triviale von ihm fernhalten und durch richtige Führung ihn für sein schweres Amt vorbereiten können.“



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographien, Potsdam

Prinz und Prinzessess Wilhelme, kurz nach der Vermählung, vor dem Marmorpalais



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam

„Unser Prinzessin“

In jüngeren Jahren hatten Prinz Wilhelm und sein Bruder Heinrich keinen Militärgouverneur, später nur der Form wegen, damit der eigentliche Erzieher, zu welchem man Dr. G. Hinzpeter gewählt, unmittelbar unter der Leitung der Eltern stehe. Hinzpeter widmete sich seiner großen, aber auch schwierigen Aufgabe mit vollster Hingebung, und er ist wohl derjenige, der, mehr vielleicht als die Eltern, tief in das Seelenleben seiner Zöglinge, vor allem in jenes des Ältesten, eingedrungen ist. Auch er empfand des letzteren schon früh stark ausgeprägte Individualität, die sich stetig entwickelte und in allen natürlichen Wandlungen stets ihren Charakter bewahrte. Schon bei dem Knaben fiel der Widerstand auf, den jeder Druck, jeder Versuch, das innere Wesen in eine bestimmte Form zu zwingen, hervorrief: „Der Prinz entwickelte sich seiner eigenen Natur gemäß stetig fort, von den äußeren Einflüssen berührt, modifiziert, dirigiert, aber niemals wesentlich verändert oder verschoben. So hat er von der so eminent künstlerisch begabten und beschäftigten Mutter wohl eine gewisse Freude an der Ausübung des eigenen ererbten Talents und eine warme Begeisterung für alle Schöpfungen der Kunst, von dem bürgerlich liberalen Vater die volle Freiheit von aller Kastenbefangenheit und Standesüberhebung, von dem philosophisch räsionierenden Erzieher eine gewisse Neigung zum Diskutieren und Argumentieren übernommen, aber überwältigend ist die Einwirkung auch dieser höchsten Autoritäten nicht gewesen; keine hat dem spröden Material ihr Gepräge zu geben vermocht. Wohl schien es zeitweise, als sei dies geschehen, und mancherlei Illusionen sind dadurch geweckt worden, deren spätere Zerstörung dann bittere Gefühle der Enttäuschung genug hervorgerufen hat, wenn es sich zeigte, daß das eigentliche Wesen doch unverändert geblieben. Diese kräftige eigenartige Pflanze sog aus allem ihr Gebotenen das für ihre besondere Entwicklung Brauchbare und assimilierte es sich zu fröhlichem Wachstum.“

So wuchs der Knabe heran, lustig, strebsam, ungeziert, wenngleich auch hier Hemmungen schon früh überwunden werden mußten, die durch den von Geburt an nicht ganz normalen linken Arm hervorgerufen wurden. Aber es spricht gerade für den Charakter des Prinzen, daß er diese Hemmungen mit erstaunlicher Energie zu überwinden wußte, daß er, mit Aufbietung einer großen Willenskraft, die sehr viele Altersgenossen in gleicher Weise nicht gehabt hätten, ein guter Durchschnittsturner, Schwimmer, Fechter, Schütze und Reiter wurde. Jegliche Etikette war verbannt bei den Übungen und Spielen, an denen häufig auf Wunsch der Eltern auch Kinder anderer Kreise teilnahmen, die freilich oft zu sehr den zuhause eingepprägten Vorschriften folgten.

Die Eltern, in dem Wunsche, daß ihre beiden ältesten Söhne von Jugend an am nationalen Leben teilnahmen und in enger Gemeinschaft mit den verschiedensten Volkskreisen, ohne Unterschied von Stand und Glauben, ihre Erziehung vollenden sollten, hatten beschlossen, daß die beiden Prinzen ein öffentliches Gymnasium besuchen sollten, und zwar war das Kassels gewählt worden. Das war etwas ganz

Neues, noch nie Dagewesenes im Erziehungsplan Hohenzollernscher Prinzen, und es fehlte nicht an scharfen Beurteilungen, am schärfsten in den auf ihre Abgeschlossenheit eingebildeten Hofkreisen. Es fehlte nicht, auch wohl in der Verwandtschaft, an heftigen Auseinandersetzungen und Gegenwünschen, aber das Kronprinzenpaar und Dr. Hinzpeter, von dem wohl zuerst die Anregung ausgegangen, verharrten bei dem Vorhaben.

Be dieses ausgeführt wurde, fand am 1. September 1874 in Gegenwart der Eltern und Großeltern die Einsegnung des Prinzen in der erinnerungsvollen Potsdamer Friedenskirche statt. Das hierbei abgelegte Bekenntnis lautete: „Ich will im kindlichen Glauben Gott ergeben bleiben mein Leben lang, auf ihn meine Hoffnung setzen, ihm stets für seine Gnade danken. Ich glaube an Jesum Christum, meinen Heiland, durch den ich von der Sünde erlöst bin. Ihn, der mich zuerst geliebt, will ich wieder lieben und diese Liebe betätigen durch Liebe zu meinen Eltern, zu den teuren Großeltern, den Geschwistern und Verwandten, aber auch zu allen Menschen. Ich weiß, daß meiner schwere Aufgaben warten im Leben — aber sie sollen meinen Mut stählen, mich nicht niederdrücken, ich werde mir Stärke von Gott erbitten und meine Kräfte ausbilden.“

Kassel war von den Eltern mit besonderer Absicht gewählt worden, es lag fern von Berlin, bot eine schöne Umgebung und eine echt deutsche Bevölkerung. Manches ließ sich aus der Vergangenheit der Stadt und der Geschichte des einstigen Fürstenhauses für einen später zur Regierung berufenen Fürsten hier lernen, und zwar, wie man nicht zu regieren hat; aus der Günstlings- und Willkür-Herrschaft König Jeromes rankten sich Fäden zu dem Aufenthalt des dritten Napoleon in Schloß Wilhelmshöhe; ernst sprach hier das Einst mit seinen bunten Wechselfällen zu einem empfänglichen Gemüt.

Als dem Direktor des Kasseler Lyzeum Friedericianum der Wunsch der Kronprinzlichen Eltern mitgeteilt wurde, erwiderte er, daß er ihn als einen Befehl betrachte, er erwarte aber von den beiden künftigen Zöglingen seiner Anstalt die unbedingte Übernahme derselben Pflichten und die genaue Beachtung derselben Ordnung und Zucht, wie von jedem anderen Schüler. Er könne keinerlei Unterschiede zulassen. Das war es gerade, was die Eltern wollten, die ihre Söhne selbst nach Kassel brachten. Der Kronprinz gab genaue Vorschriften, daß die Prinzen durchaus wie ihre Klassengefährten behandelt werden sollten; die Anrede war „Prinz“ und „Sie“, auch durften sie auf keine Begünstigung bei den häuslichen Arbeiten rechnen, obwohl ihnen diese naturgemäß schwerer fallen mußten, als ihren Mitschülern, die ja eine ganze Reihe von Jahren hindurch den planmäßigen Unterricht genossen hatten.

Gerade diese Kasseler Schuljahre waren für die Entwicklung des Prinzen Wilhelm von erheblicher Wichtigkeit, wie er dies später willig eingestanden: „Die stille Arbeit, die ich dort habe vollführen können, hat Früchte gezeitigt, von denen ich

hoffe, daß sie zum Wohl meines Volkes gereichen. — Die ernstesten und unablässigen Vorbereitungen, die ich in meinen Studien auf dem Gymnasium und unter der Leitung des Geheimrat Hinzpeter vornehmen konnte, haben mich befähigt, die Arbeitslast auf die Schulter zu nehmen, die von Tag zu Tag mit wachsender Bürde zunimmt. — Jedenfalls bereue ich keinen Augenblick die mir damals schwer gewordenen Zeiten, und ich kann wohl sagen, daß die Arbeit und das Leben in der Arbeit mir hier zur zweiten Natur geworden sind. Und das danke ich dem Kasseler Boden.“

Prinz Wilhelm hatte in dem Lebenslaufe, den er als Abiturient der Schulbehörde einzureichen hatte, als Gegenstand seines künftigen Studiums Staats- und Rechtswissenschaften angegeben. Zunächst kehrte er in das Elternhaus zurück, am 9. Februar 1877 wurde er von seinem Großvater in das Offizierkorps des Ersten Garde-Regiments eingeführt, um in demselben seinen Dienst zu tun, was mit voller Hingebung geschah. Im Herbst bezog er dann die Bonner Universität, in vier Semestern sich vielseitigen Studien widmend. Zwei Jahre später hieß es Abschied nehmen von der schönen Rheinstadt und den dortigen Freunden, der weiße Stürmer der Borussia wurde in Potsdam wieder mit dem Helm vertauscht. Uebermals widmete sich Prinz Wilhelm eifrig seinen militärischen Pflichten, oft mit Stolz ein Lob des geliebten Großvaters erntend, der aufmerksam die militärische Ausbildung seines Enkels, an dem er mit zärtlicher Liebe hing, verfolgte.

Der zwanzigjährige Prinz war nun in gewissem Sinne selbständig geworden, eine Selbständigkeit, in die sich ja auch in anderen Ständen die Eltern schwer hineinfinden können, die immer noch in ihren heranwachsenden und herangewachsenen Söhnen die leicht lenkbaren Kinder von einst erblicken. Es mag auch in diesem Falle nicht an allerhand Reibungen gefehlt haben, die dem sich seiner Stellung und Zukunft bewußten Offizier bittere Stunden bereiteten, wie gewiß auch den Eltern, von denen die Mutter den „leicht in Energie umgesetzten Starrsinn“ ihrer Vorfahren geerbt hatte. Aber diese Wolken verflogen wieder, und wie es sich ja stets wiederholt, daß Kinder erst voll zu würdigen wissen, was sie an den Eltern gehabt und welche Sorgen sie ihnen bereitet, wenn sie erst selbst Kinder haben, so hat, wo sich ihm nur Gelegenheit darbot, später der Kaiser mit rühmenden Worten der Eltern gedacht. Bei der Einweihung des seinem Vater in Aachen gesetzten Denkmals ließ er die Blicke in die Jugend zurückschweifen: „Von meiner Kindheit an habe ich beobachten können, mit welchem Interesse er sich dem Studium der deutschen Kaiser und ihrer Traditionen hingab, und wie er von der Macht ihrer Stellung und von dem Glanz der alten Kaiserkrone erfüllt war. Wenn ich als Knabe einen Lohn verdient hatte, so ließ er mich in einem Prachtwerk blättern, in welchem die Kleinodien, Insignien, Gewänder und Waffen der Kaiser und schließlich die Krone selbst in bunten Farben dargestellt waren. Wie leuchteten ihm die Augen, wenn er dabei von der Krönungsfeier in Aachen und ihren Zeremonien und Gastmählern erzählte, von Karl dem

Großen, von Kaiser Barbarossa und ihrer Herrlichkeit! Stets schloß er damit: Das alles muß wiederkommen, die Macht des Reiches muß wiedererstehen und der Glanz der Kaiserkrone muß wieder aufleuchten! Barbarossa muß aus dem Kyffhäuser wieder erlöst werden! Und ihm war es von der Vorsehung beschieden, an der Ausführung des großen Werkes hervorragenden Anteil zu nehmen. Auf blutiger Walstatt half er dem ehrwürdigen Vater die Kaiserkrone und dem deutschen Volk die Einheit erringen!“ Und von der Mutter sagte er bei der Einweihung ihres Denkmals in Homburg: „Hochbegabt, von starker Willenskraft, erfüllt von hohem kulturellen Streben, dem ein seltenes Wissen zu Gebote stand, stolz auf ihre königliche Abstammung, stets bemüht, deren tiefe Jugendeindrücke und Erfahrungen auch in ihrer zweiten deutschen Heimat zur Geltung zu bringen; eine zielbewußte Förderin der Entwicklungswege des Schönen in Kunst und Kunstgewerbe, die wissenschaftliche Forschung und deren Ergebnisse mit Wärme ergreifend, für die Ausgestaltung weiblicher Bildung und Erwerbsfähigkeit erfolgreich wirkend; endlich die liebende Gattin und stete Gefährtin des Kronprinzen, an der Spitze eines glücklichen Familienhauses, an allen großen Ereignissen, wie an allen Begebenheiten seines reichgestalteten Lebensganges beteiligt; die sorgende Gemahlin des Kaisers und Königs in bangen und trüben Tagen, die würdevoll trauernde Witwe am frühen Schluß ihrer eigenen, über lichte Höhen und dunkle Todeschatten führenden Laufbahn — so hat diese Fürstin unter uns gewelt.“ Das Andenken beider Eltern aber feierte der Kaiser bei der Einweihung ihrer beiden Denkmäler vor dem Brandenburger Tor in Berlin: „Dies zum Herrschen berufene Paar, stärker als alle anderen; kein zweites war so voll von Gedanken, Träumen und Plänen; keines so mutig im Verlassen des Alten und Ergreifen des Neuen; keines so erfüllt mit Hoffnung und Vertrauen auf die Zukunft. Unter den strebenden und ringenden Zeitgenossen zeichneten sie beide in innigster Gemeinschaft sich aus durch ihren Eifer und Enthusiasmus für die neuen, höheren Ziele, für die freiere Entwicklung ihrer Kräfte, für die reichere Entfaltung des Volkslebens. Unter der idealistisch gestimmten Generation ragten sie beide in voller Seelenharmonie hervor durch ihren hochfliegenden Idealismus, den einzuschränken die Wirklichkeit in ihrem kurzen Dasein keine Zeit gefunden.“

Und drinnen waltet...

„Ein Haus wollen Sie bauen, das weithin sichtbar wird. So sei es auch eingerichtet, daß es als freudiges und leuchtendes Beispiel dastehe, fest in sich gegründet und innerlich in sich geschlossen, aber offen allem Guten, kräftig, allen Stürmen zu widerstehen,“ so hatte es in der Trauredede des Prinzenpaares gelautet. Und diese Worte des Geistlichen hatte die junge Hausfrau sich als Wegweiser für ihr Leben genommen. Für ihr Leben, das jetzt plötzlich eine so ganz andere Gestalt erhalten. Aus der ländlichen Einsamkeit Primmensaus, aus den stillen Gothaer Tagen war sie mit einem Male in eine völlig andere und fremde Umgebung versetzt worden, die ihr ganzes Auftreten, ihr Tun und Lassen mit kritischen Augen betrachtete. Für so manche verwöhnte Dame der Hofgesellschaft war sie doch nur das einfache Landedelfräulein, dem man nach ihrer Vermählung mit dem einstigen Thronerben natürlich die nötige Achtung schuldig war, aber deren erstes Auftreten in der Potsdamer und Berliner Gesellschaft man mit großer Spannung und nicht ohne eine gewisse Erwartung auf diese oder jene Entgleisung beobachtete. Und eine solche Entgleisung hätte natürlich den gewünschten Stoff der an allen Höfen ja so gern gepflegten und gehegten Spottlust gegeben.

Man hatte sich verrechnet. Die sorgsame Erziehung und der persönliche Takt ließen die Prinzessin alles vermeiden, was den Späherinnen und Späherern Anlaß zu einer abfälligen Beurteilung gegeben hätte. Durch ihr liebenswürdiges, sich stets gleichbleibendes, freundliches Wesen, durch ihr vornehmes Sichfernhalten von jeglichem Klatsch und Tratsch, durch ihre an allem teilnehmende Güte und ihre jedem Hochmut ferne Natürlichkeit gewann sie sich rasch die allgemeinsten Sympathien und entwaffnete jene, die gehofft hatten, sie würde sich irgendeine Blöße geben. Und dann wußte man auch, daß mit dem Prinzen Wilhelm nicht zu spaßen war, daß er offene Augen und Ohren hatte, und daß jede mißhellige Beurteilung der geliebten Frau eine scharfe Abndung erfahren würde. Oft sah man das junge Paar Arm in Arm in den Straßen Potsdams; es wurden gemeinsame Einkäufe und Besuche gemacht; man unternahm allerhand Ausflüge in die schöne Umgebung. Abends versammelte sich des öfteren ein vertrauter Kreis beim Prinzenpaar; die junge Hausfrau waltete dann ihres Amtes. Gar zu viele Mußestunden brachte der Tag dem Gemahl freilich nicht, denn Prinz Wilhelm widmete sich mit vollstem Eifer seinen militärischen Pflichten, durchaus bestrebt, daß sein Bataillon bei allen Übungen mit

am besten abschneitt. Freudig verfolgte der greise Kaiser die militärischen Fortschritte des Enkels, der bei einer Vorstellung des Regiments von seinem als strengstem Beurteiler bekannten Oheim, dem Prinzen Friedrich Karl, das Lob erntete: „Du hast es gut gemacht!“

Das junge Paar hatte zunächst seinen Wohnsitz im altersgrauen Potsdamer Stadtschlosse genommen, in welchem ihm eine Reihe behaglich eingerichteter Zimmer eingeräumt worden war. Bedeutsame Erinnerungen bot das Schloß dar, vom Großen Kurfürsten angefangen, der nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges den Neubau durchgeführt hatte und der hier auch in seinem nach dem Lustgarten zu gelegenen Schlafgemach sein ruhmreiches Leben vollendete. Sein Sohn, Preußens erster König, ließ das Schloß vielfach verschönern. Der große Friedrich, aus dem schlesischen Feldzuge heimgekehrt, begann die Ausführung seiner die Verschönerung Potsdams betreffenden Pläne mit dem Stadtschlosse. Im Innern wie im Außern entstand es so, wie wir es in seiner heutigen Gestalt sehen. Auch der Lustgarten wurde seiner ehemaligen Bestimmung zurückgegeben, und wo bisher die „langen Kerle“ Friedrich Wilhelms exerziert, erhoben sich nun schattige Parkanlagen mit leuchtenden Statuen und Büsten. Sehr gern weilte der große König in den nach seiner Wahl und seinem Geschmack geschaffenen Räumen des Schlosses. Hier widmete er sich mit emsigem Fleiß und vollster Hingebung seinen Regierungsgeschäften, hier aber saß er auch bei heiterem Mahl mit seinen Freunden und Vertrauten zusammen. Hier fanden abendliche Konzerte statt, bei denen verschiedene hervorragende Musiker, wie Quandt, der junge Bach usw. mitwirkten, und es schloß sich die Tafel an, bei welcher der König seine Gäste in wechselndstem Geplauder gern längere Zeit zusammenhielt. Je älter er jedoch wurde, desto mehr ließen die Geselligkeiten nach, und in seinen letzten Lebensjahren waren die prunkvollen Gemächer und Säle vereinsamt, weil er hauptsächlich in Sanssouci weilte. Am 9. September 1786 erschienen sie in düsterer Trauergewandung; mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, die goldblitzenden Verzierungen mit schwarzem Krepp verhüllt, beleuchtet von den flackernden Kerzen der Kronleuchter, sahen sie die trauernde Hofgesellschaft. In der Paradekammer stand auf einer schwarz ausgeschlagenen Erhöhung der mit einem vergoldeten Ritterhelm gekrönte Sarg, welcher von Taburets, auf denen die Reichsinsignien lagen, umgeben war. Von hier aus setzte sich unter dem Geläut aller Glocken der Trauerzug nach der Garnisonkirche zu in Bewegung, dort wurden die sterblichen Reste des großen Königs in der Gruft beigesetzt. Seitdem ist nur wenig an der Einrichtung des Schlosses geändert worden, da die übrigen Bewohner, vor allem Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin, bestrebt waren, die Räume so zu lassen, wie sie Friedrich II. gestaltet.

Wieviel große geschichtliche Eindrücke empfing hier das prinzliche Paar, Eindrücke, welche die Wünsche des Prinzen noch vertiefen mußten, den Großen seines Hauses nachzueifern, ihrem Beispiele zu folgen.

Die Sommermonde verbrachte das Prinzenpaar im Marmorpalais, einer Schöpfung des Nachfolgers des großen Friedrich, Friedrich Wilhelms II. Als junger Prinz hatte er wiederholt den Tanzlustbarkeiten der Potsdamer Offiziere in einem Lokal am Heiligensee beigewohnt, und der Blick über die von dunklen Waldlinien eingesäumte Wasserfläche gefiel ihm in so hohem Grade, daß er schon damals den Grund und Boden ankaupte. Zur Regierung gelangt, erwarb er die umliegenden Grundstücke und ließ hier den „Neuen Garten“ anlegen, während zugleich nach den Plänen Gontards mit dem Bau des Marmorpalais begonnen wurde. In Form eines Vierecks zweischöfzig erbaut und durch ein Belvedere gekrönt, erhebt es sich unmittelbar an dem Ufer des Sees, die Mauern sind in Ziegelsteinen mit holländischer Färbung aufgeführt und vielfach mit grauem wie weißem Marmor bedeckt. Dem Wasser wendet sich ein auf Säulen ruhender marmorner Altan zu, unter welchem sich eine Balustrade mit zwei Terrassen entlangzieht. Der Hof ist von Säulenhallen umgeben, unter denen das Nibelungenlied in Fresken dargestellt ist. Die ganze Lage des Schloßchens, von dem Park dicht umsäumt, ist äußerst romantisch, und besonders aus der Ferne ist die Wirkung eine entzückende.

Vom Marmorpalais aus konnten die Jungvermählten leicht das Kronprinzenpaar im Neuen Palais und das Kaiserpaar in Schloß Babelsberg besuchen, was oft genug geschah. Aber auch weitere Reiseziele waren alsbald gesteckt. So wurde im Mai 1881 Wien ein Besuch gemacht, den alsbald Kronprinz Rudolf, mit Prinz Wilhelm freundschaftlich verbunden, in Potsdam erwiderte. Da stellten sich neue Aufgaben der Repräsentation ein, und auch diese wußte die junge Hausfrau zu allgemeiner Zufriedenheit, aber auch allgemeiner Verwunderung geschickt zu erfüllen. Denn sie befahl wohl die Ausführung ihrer Anordnungen den vorhandenen Kräften, bekümmerte sich jedoch genau um alles selbst, in sämtlichen häuslichen Angelegenheiten wie auch in jenen der Küche gut bewandert. Der erste Winter brachte der Abwechslungen viele, und wenn sich die Prinzessin auch schonen mußte, so ließen sich doch nicht alle geselligen Pflichten umgehen, weder in Potsdam noch Berlin. Von besonderer Schönheit war das Weihnachtsfest bei den teuren Eltern und Großeltern im Berliner Palais; mit rührender Aufmerksamkeit hatten der Kaiser wie die Kronprinzlichen Herrschaften Geschenke ausgesucht, die von Bedeutung für die Bedachten waren und oft in irgendeinem Zusammenhang mit geschichtlichen Ereignissen und persönlichen Verknüpfungen standen.

Als der Frühling wieder ins Land gezogen war, als der Mai in verschwenderischer Fülle seine Gaben ausgestreut hatte und sich ein einziges festliches Blütenmeer, besonders von Flieder, rings um Potsdam ausbreitete, da ließ sich am Abend des 6. Mai im Marmorpalais ein zartes Stimmchen vernehmen: dem Prinzenpaar war ein Sohn, dem Kaiser ein Urenkel geboren worden! Um die zehnte Abendstunde hatte sich ein Fenster des Schlosses geöffnet und Prinz Wilhelm rief seinem unten



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam

Die Kaiserin mit der Prinzessin



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam

Gartenfest am 5. Geburtstage des Kronprinzen (1887)

erwartungsvoll auf und ab gehenden Vater mit vor Freude bewegter Stimme zu:
„Papa, es ist ein Junge!“

Der Berliner Bevölkerung wurde die frohe Kunde am Morgen des folgenden Tages mitgeteilt durch hallenden Kanonendonner. Man ahnte schon die Bedeutung des Saluts, man zählte aufmerksam die Schüsse, und als der 22. erdröhnte, da wußte man, daß dem Kaiserhause ein neuer Prinz geschenkt worden war. Und alsbald wehten überall Fahnen und Banner, unter den Linden rief man sich gegenseitig die gute Nachricht zu, jeder nahm freudigen Anteil, und als der Kaiser nach dem Dom fuhr, zum Dankgottesdienst, und von diesem zurückkehrte, umbrauste ihn der Jubel vieler Tausende, und ein freudiges Leuchten über diese innige Teilnahme aller Kreise der Hauptstadt flog über das Antlitz des teuren Herrn.

Vier Wochen später, am 11. Juni, fand im Neuen Palais in der Jaspis-Galerie die Taufe des jüngsten Hohenzollernsprossen statt, mit der vorgeschriebenen höflichen Feierlichkeit. Sie hatte diesmal ihre besondere Bedeutung, vereinte sie doch vier Generationen an einem so bedeutungsvollen Tage. Welch ein langes ereignisreiches Stück Geschichte: Von dem greisen Urgroßvater bis zu dem kleinen Urgroßvater, eine ruhmvolle Vergangenheit mit beredeter Sprache, und jenes Stück großer Geschichte verkörperten zum Teil auch die übrigen Paten, die fürstlichen und sonstigen Gäste, von denen viele tatenvoll mitgewirkt an den Ereignissen der letzten Jahrzehnte und an dem stolzen Bau des deutschen Kaiserthrones. Da sah man den König Albert von Sachsen, den Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg, und in ihrer Nähe die Paladine des greisen Kaisers, die Generale und Staatsmänner, die ihm stets treu zur Seite gestanden. Das Ansehen, das sich innerhalb der zehn Jahre nach der Kaiserkrönung in Versailles das Deutsche Reich erworben, verkörperten die Vertreter der fremden Mächte, an ihrer Spitze Kronprinz Rudolf von Oesterreich, Großfürst Sergius von Rußland, Kronprinz Humbert von Italien, sowie viele Sondergesandtschaften. In der Jaspisgalerie vollzog sich der Taufakt, bei welchem der Kaiser seinen Urenkel hielt, der die Namen Friedrich Wilhelm Viktor August Ernst erhielt. An die Taufe schloß sich die Gratulation der fürstlichen Gäste und die Cour der übrigen Geladenen, sowie eine Galatafel in dem durch seine Ausstattung mit Kristallen und Muscheln merkwürdigen Muschelsaale, der im flimmernden Kerzenlicht einen überwältigenden Eindruck machte. Aber soviel festliche Veranstaltungen der schöne Raum schon gesehen, von den Zeiten des großen Friedrich an, diese des 11. Juni 1882 war doch die denkwürdigste von allen und füllte ein Ehrenblatt in der langen Chronik des Schlosses aus.

Neue Pflichten waren für die junge Gattin und junge Mutter erstanden, und sie widmete sich ihnen mit hellster Freude. Die Kinderstube bildete nun den Mittelpunkt des häuslichen Lebens, aber über dieses Nächste und Schönste hinweg stellte das Leben auch weitere Anforderungen an das Prinzenpaar. Hier hatte die Kaiser-

liche Botschaft vom 17. November 1881 einen bedeutsamen Hinweis gegeben: „Für die soziale Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jeden Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens ruht.“ Zumal Prinz Wilhelm hatte während seiner Schul- und Studentenzeit Gelegenheit gehabt, die geistliche Verwahrlosung breiter Massen kennen zu lernen, ihm wie seiner Gemahlin erschien es als Herzensaufgabe, hier Abhilfe zu schaffen, so weit dies in menschlichen Kräften stand, und aus verschiedenen Versammlungen und Vereinigungen gleichgesinnter Männer und Frauen wurde der „Evangelisch-Kirchliche Hilfsverein“ ins Leben gerufen, dessen sich die Prinzessin Wilhelm mit vollster Hingabe für die idealen Ziele annahm. —

Regelmäßig fanden an den Sonntagabenden, wie wir uns ausdrücken möchten, literarische Kränzchen statt, die deutschen Klassiker wurden gemeinsam gelesen, man unterhielt sich über hervorragende Werke der neueren Literatur. Damals trat auch Ernst von Wildenbruch dem Prinzen Wilhelm näher und las ihm einzelne Gefänge seines wuchtigen Heldenliedes „Sedan“ vor.

Das Jahr 1883 brachte der bedeutsamen Feierlichkeiten viele. Zunächst am 25. Januar 1883 die silberne Hochzeit des Kronprinzenpaares, an welcher die gesamte Bevölkerung innigen Anteil nahm. Im Herbst folgte am 28. September die feierliche Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald, des Sinnbildes deutscher Einheit, des Wahrzeichens blutig erkauften Friedens, der Mahnung für kommende Geschlechter. Umgeben von seinem Sohne und Entelsohne, von den Fürsten und Großen des Reiches, sprach der sechsundachtzigjährige Kaiser bewegter Stimmung: „Wenn die Vorsehung ihren Willen zu mächtigen Ereignissen auf Erden kundgeben will, so wählt sie selbst dazu die Zeit, die Länder und die Werkzeuge, um diesen Willen zu vollbringen. Die Jahre 1870 und 1871 waren eine Zeit, in welcher solcher Wille geahnt wurde. Das bedrohte Deutschland erhob sich in Vaterlandsliebe, seine Fürsten an der Spitze, wie ein Mann. Der Allmächtige führte diese Waffen durch blutige Kämpfe von Sieg zu Sieg, und Deutschland steht wieder in Einheit in der Weltgeschichte da. Millionen von Herzen haben ihre Gebete zu Gott erhoben und ihm für diese Gnade ihren demütigen Dank dargebracht und ihn gepriesen, daß er uns für würdig befand, seinen Willen zu vollziehen. Aber für die spätesten Zeiten will Deutschland seinem Danke bleibenden Ausdruck geben. In diesem Sinne ist das vor uns stehende Denkmal geschaffen.“

Groß und erhaben stand Kaiser Wilhelm da, bewundert von der ganzen Welt, verehrt und geliebt in allen Gauen des Vaterlandes. Gütig und mitleidsvoll hatte er gerade in dem gleichen Jahre ein großes und segensreiches Friedenswerk eingeleitet, das auf die Verbesserung der Lage der unteren Volkstriebe Bezug hatte und die Förderung der Wohlfahrt der ärmeren Klassen durchführen wollte.

Mehr und mehr beschäftigte sich Prinz Wilhelm neben seinen militärischen Obliegenheiten mit der Zivilverwaltung des Landes, nachdem der Kaiser den Staatsminister von Achenbach beauftragt hatte, ihn in die Kenntnis jener Zivilverwaltung einzuführen. Im letzten Winter war damit der Anfang gemacht worden, derart, daß der Oberpräsident dem Prinzen in bestimmten Vorträgen die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, ihre Bedeutung, Abgrenzung und Ziele darlegte und ihn allmählich in die Staats-, Provinz-, Bezirks- und Gemeindeverhältnisse einführte, mit besonderer Berücksichtigung der Steuer- und Wirtschaftsfragen. Auch an den Sitzungen des Teltowschen Kreistages nahm der Prinz teil und wohnte den Verhandlungen des Provinzial-Landtages der Kur- und Neumark bei, hier sich namentlich mit den Verhältnissen der Mark und der Provinz Brandenburg vertraut machend.

Aber darüber hinaus gab es für ihn noch wichtigere Fragen, die ihn aufs lebhafteste beschäftigten, jene der inneren und äußeren Politik. In beiderlei Hinsicht war hier Fürst Bismarck der starke Fels, unerschütterlich im Hin- und Herwogen der Meinungen und Kämpfe, ein Fels, an dem alle Angriffe abbrandeten. Er stand auf der Höhe seines Ruhms und seiner Macht. Dem Revanchebegehren in Frankreich, das sich plötzlich wieder nach dem jähen Tode des Zaren Alexander II. im Mai 1881 geregt hatte, und den panslawistischen Gelüsten in Rußland, die von Ignatieff und Skobelev aufgereizt wurden, hatte er den Dreibund gegenübergesetzt, als festes Friedenspfand. Auch hierzu hatte Kaiser Wilhelm seine Zustimmung gegeben, wemgleich er nicht seine Befürchtung verhehlte, daß der neue Bund von russischer Seite mit großem Mißvergnügen betrachtet werden und den Panslawisten neues Öl auf ihre flackernde Lampe gießen würde. Dem begegnete aber der Fürst durch einen neuen Schachzug, und zwar durch die von ihm mit dem alten Geschick zustande gebrachte Zusammenkunft der drei Kaiser von Deutschland, Rußland und Osterreich-Ungarn am 15. und 16. September 1884 in Skierniewice, der er beiwohnte.

Wie tief und innig das Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinem ersten Ratgeber war, zeigte sich eindringlich am 70. Geburtstage Bismarcks, am 1. April 1885. Am Vormittag des bedeutsamen Tages erschien der greise Kaiser mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm im Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße und brachte dem Fürsten in bewegten Worten seine Glückwünsche dar. Dann zog er die Verhüllung des von der kaiserlichen Familie gewidmeten Geburtstagsgeschenktes, Anton von Werners „Kaiserproklamation in Versailles“, zurück und hob mit bewegten Worten die Dienste hervor, die ihm der Fürst geleistet, bis seine Stimme vor Bewegung ersticke. Fürst Bismarck faßte die Hand des Kaisers und bückte sich tief, um sie zu küssen, da zog ihn der Kaiser an sich und küßte ihn auf beide Wangen und die Stirn, beiden glänzten Tränen in den Augen. Es war ein unvergeßliches Bild, das alle Anwesenden erschütterte. Dann trat der Kronprinz

heran, mit seinen herzlichen Glückwünschen, und ebenso Prinz Wilhelm, der ein Bild seiner Familie überreichte, mit der Unterschrift „zum Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit und herzlichsten Verehrung. Cave adsum.“

Bismarcks Bestreben, der von dem Prinzen geäußert: „Der wird einmal sein eigener Kanzler sein,“ war es, den Prinzen „dem beschränkten Kreise des Potsdamer Regimentsdienstes zu entziehen und mit anderen als militärischen Strömungen der Zeit in Berührung zu bringen.“ Gern hätte er ihm einen Zivilposten, zunächst etwa den eines Landrats, dann eines Regierungspräsidenten unter Beirat eines geschulten Beamten, übertragen, aber da hierzu keine Aussicht vorhanden war, beschränkte er sich auf das Bemühen, die militärische Übersiedlung des Prinzen nach Berlin durchzusetzen und ihn hier mit erweiterten Gesellschaftskreisen und mit den verschiedenen Zentralbehörden in Verbindung zu bringen. Das scheiterte an dem Bedenken des Hausministeriums wegen des Kostenaufwandes, der Wohnsitz blieb Potsdam. Aber eins setzte Bismarck durch, daß 1886 der Kaiser erlaubte, daß dem Prinzen die Akten und Geschäfte des Auswärtigen Amtes zugänglich gemacht werden konnten; der Prinz erhielt ein eigenes Zimmer im Auswärtigen Amt und zum Studium die ganzen Akten über die Vorgeschichte, die Entstehung und den Abschluß des Bündnisses mit Österreich. Nachdem Prinz Wilhelm bereits im Mai 1884 zum ersten Male in Rußland gewelt, um dem russischen Thronfolger zu seiner Großjährigkeitserklärung die Glückwünsche des Kaisers zu überbringen, besuchte er zwei Jahre später auf Befehl seines Großvaters wiederum den Zaren in Brest-Litowsk, um ihm persönliche Mitteilungen zu machen von den kurz vorher in Gastein erfolgten Absprachen gelegentlich der Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit Kaiser Franz Josef. Diesen hatten Bismarck und Prinz Wilhelm beigewohnt. Der Zar verhielt sich ablehnend.

Von Rußland begab sich der Prinz nach Straßburg, wo der greise Kaiser, unermüdlich auf die Ausbildung und Schlagfertigkeit der Armee bedacht, zum Kaisermanöver weilte und seinem Enkel seine volle Anerkennung über die Reise aussprach. Das geschah auch seitens Bismarcks in einem eingehenden Schreiben, was den Prinzen verwunderte, da er des Glaubens war, daß seine Mission gescheitert sei.

Dann kam jener einzige Tag heran, der 90. Geburtstag des Kaisers, der 22. März 1887, den niemand vergessen wird, der ihn miterlebt, dieser Tag, der, wo nur Deutsche auf dem Erdball wohnten, mit einer Anteilnahme, mit einer Wärme, mit einer Freude begangen wurde, wie noch nie vordem ein vaterländisches Fest. Da zeigte sich in bewegendster Weise, welch eine Summe von Liebe, Verehrung und Treue der Kaiser sich erworben hatte, als Herrscher wie als Mensch, an der Spitze des mächtigen Deutschen Reiches stehend, das ihm in erster Linie seine Größe und sein Blühen verdankte.

Ein stolzes Bild boten der Empfang und das abendliche Fest im Weißen Saale dar, inmitten der glänzenden Versammlung der ehrwürdige Kaiser, gütig und milde,

voll Demut gegen Gott, der ihn so Großes hatte vollbringen und erleben lassen, der Kronprinz und Prinz Wilhelm, dessen Söhnchen schon am Morgen dem Urgroßvater seine Glückwünsche gesagt, vier Generationen eines kraftvollen Geschlechtes.

Wenn der neunzigjährige Kaiser an diesem einzigen Tage, an welchem er auch die Braut des Prinzen Heinrich im Familientreise begrüßt hatte, Rückschau hielt auf sein langes Leben, welche Erinnerungen mußten da vor ihm auftauchen von seiner frühen Jugend an durch sein inhalt- und abwechslungsreiches Dasein bis zu dieser ruhmvollen Höhe. Und welche köstliche Früchte hatte dies Leben getragen: Deutschland war nie mächtiger vordem gewesen, nach ungeahnten kriegerischen Erfolgen erwies es sich als starker Friedenshort. Der Dreibund war geschlossen, der Kirchentkampf war beendet, der innere Friede fest begründet, die Fortschritte der Sozialgesetze erfüllten eine Lieblingshoffnung des Kaisers, der in seinem Dankschreiben an den Magistrat schon früher hervorgehoben hatte: „Daß unter dem Schutze gebesserter und gesicherter Zustände auch die arbeitende Klasse sich zu einem nationalen Empfinden erheben werde, welches, gepaart mit strenger Gottesfurcht, die wirksame Waffe gegen manche in unseren Tagen hervortretenden beklagenswerten Verirrungen bildet.“

Im selben Jahre wohnte der Kaiser, begleitet von seinem Enkel, der Grundsteinlegung des Nord-Ostseekanals bei Holtzenau bei, und kurze Zeit später dem Kaisermanöver in Pommern. Zum letzten Male nahm hier auf dem Kreckauer Felde der kaiserliche Schirmherr des Heeres die Parade ab. Prinz Wilhelm kommandierte das Grenadier-Regiment Friedrich Wilhelm IV. Nr. 2 und zog an der Spitze desselben unter hellem Jubel in Stettin ein. Der Kronprinz war den Manövern ferngeblieben, ein erst als vorübergehend betrachtetes Halsleiden hatte ihm größere Schonung auferlegt. Er selbst und die nächsten Seinen ahnten nicht den Ernst der Erkrankung. Mit seiner Gemahlin, begleitet vom Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, nebst deren ältestem Söhnchen, wohnte er im Juni dem 50 jährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria in London bei, äußerlich noch das Bild vollsten Mannestums; er ritt im Festzuge an der Spitze der Fürstlichkeiten, eine Erscheinung wie aus Heldenzeit, aufs froheste von der ungeheuren Volksmenge begrüßt.

Das Kronprinzenpaar blieb noch einige Zeit in England, der Kronprinz in Behandlung des englischen Halsarztes Mackenzie. Die Zeitungen hatten von einer merklichen Besserung gesprochen, nur wunderte man sich, daß der Kronprinz auf seiner Reise von England nach Tirol, wo er in Toblach Aufenthalt nehmen wollte, nicht über Berlin fuhr, wie es auch der greise Vater gehofft und gewünscht hatte. Sollte die Genesung doch nicht eine so vollkommene sein? Aber gute Nachrichten trafen von seinen kurzen Aufenthalten aus Frankfurt a. M. und München sowie aus Toblach ein.

Trügerische Hoffnungen, die leider nicht in Erfüllung gingen! Anfang Oktober siedelte der Kronprinz mit seiner Gemahlin nach Baveno über und von

dort einige Wochen später nach San Remo, wo in der Villa Zirio, die abseits der Fremdenkolonie lag, Aufenthalt genommen wurde. Dort verschlechterte sich das Befinden. Mehrere deutsche Ärzte wurden gerufen, der Kronprinz wünschte Offenheit, sie verhehlten ihm den schweren Ernst nicht. Professor Schrötter, der gleichfalls eine Untersuchung angestellt, äußerte später: „Ein solcher Held, ein so großer Charakter, wie der deutsche Kronprinz, ist selten. Das ist wahrhaft antike Heldengröße.“

Am Weihnachtsabend war der Kronprinz äußerlich scheinbar in fröhlichster Laune, ging an den unter zwei mächtigen deutschen Tannenbäumen befindlichen Tischen umher, überreichte den Angehörigen und Gästen die Geschenke, und in ähnlicher Weise verlief der Sylvesterabend, an welchem auch die in San Remo anwesenden Ärzte teilnahmen.

So brach das Jahr 1888 an, das am 6. Februar Bismarcks gewaltige Rede im Reichstage für ein Anleihegesetz für Zwecke der Heeresverwaltung brachte, der Prinz Wilhelm in der kaiserlichen Loge beiwohnte, und zwar mit merkbarster Teilnahme. Es waren geschichtlich bedeutsame Stunden, die wiederum des Reichskanzlers ganze Gewalt und Kraft bewiesen. „Wir Deutsche“, so schloß der Fürst mit erhobenen Worten, „fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die Kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich bewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!“

Als Fürst Bismarck seine ganz Europa durchwogende Rede geendet hatte, erhob sich Graf Moltke von seinem Abgeordnetenitze ganz vorn auf der äußersten Rechten und ging gemessenen Schrittes die zum Bundesratsstische führenden Stufen hinan, um dem Reichskanzler seine Glückwünsche zu dieser staatsmännischen und nationalen Leistung auszudrücken. Die beiden großen Männer schüttelten sich innig die Hände, dann kehrte Moltke auf seinen Platz zurück.

Wie beim Fürsten Bismarck der Prinz jede Gelegenheit benutzte, ihm seine Verehrung zu bezeugen, so auch beim Grafen Moltke, der gern mit diesem lernbegierigen Schüler militärische Fragen erörterte. In jeder Beziehung suchte der Feldmarschall das Wort wahr zu machen, das er in das Gedenkbuch des Germanischen Museums geschrieben: „Allezeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit!“ Er war kein die Massen ergreifender Redner, aber was er sprach, war sorgfältig überlegt, mit wenigen Worten drückte er die Kraft seiner Gedanken aus. Wie ein historischer Beurteiler es zusammenfaßte, vereinte er Gaben in seinem Wesen, wie sie selbst unter den Italienern der Renaissancezeit kein einzelnes Menschenkind in sich

vereinigt hatte. Denn er vereinte die Bildkraft des Dichters mit der Scheidekraft des forschenden Denkers und beides mit der Tatkraft des Feldherrn, der die Bewegung gewaltiger Heeresmassen zur vollkommenen Kunst ausgebildet und darin die Wissenschaft der Unbesiegbarkeit entdeckt hatte. „Solche Männer“, fügt ein anderer Beurtheiler hinzu, „kommen uns freilich nicht aus den Wolken geschneit, sie fallen nicht vom Himmel wie Manna, sondern das deutsche Volk hat sie unter dem Herzen getragen und groß gezogen, und sie haben den eigentümlichen, heldenhaften Zug begriffen, der durch das Herz unseres Volkes geht, der es stählt und stärkt zu den Kämpfen, die es für die Erfüllung seines Weltberufs zu bestehen hat. Das ist gerade das Charakteristische unserer Helden und großen Männer, daß ihre besondere Bedeutung als Feldherren, als Staatsmänner oder als geistige Führer der Nation auf das engste zusammenhängt mit ihrer sittlichen Größe und ihrem menschlichen Werte. Gottesfurcht, Königstreue, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, das sind die Grundsteine, auf denen unser deutsches Heldentum sich aufbaut. So hat auch Moltke seinem Vaterlande und seinem Volke nur reichlich und mit Zinsen zurückgegeben, was er von ihm empfangen; an seiner sittlichen Größe, seinem stillen, schlichten Heldentume werden sich auch in Zukunft unsere deutschen Helden aufrichten. Das ist die bedeutsamste „Schule“, die er gemacht hat. So sind denn unsere großen Erfolge aus der jüngsten Zeit nicht nur Siege der Waffen, sondern Siege des überlegenen Geistes unseres Volkes unter Führung seiner Helden, und so dürfen wir auch getrost den Gefahren und Stürmen der Zukunft entgegensehen, von wannen sie auch kommen mögen, wenn wir nur mutig fortwirken in diesem Geiste und an den Werken, die jene begonnen:

„Was da not tut, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das ward unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern!“

Die geistigen Anlagen des Prinzen Wilhelm im Verein mit den vielen großen Ereignissen jener Jahre, mit Erfüllung wichtiger Aufgaben, persönlichen Eindrücken und Berührungen hatten ihn rascher, als es sonst der Fall gewesen, reifen lassen, aus dem Jüngling war früh ein Mann geworden, der wußte, was er wollte. Der Wohnsitz des Prinzenpaares war im Winter das Potsdamer Stadtschloß, im Sommer das Marmorpalais geblieben; reines und volles Glück herrschte stets in den Wohnstätten, in denen die junge Hausfrau ebenso gewissenhaft und freudig ihre Pflichten erfüllte, wie der Hausherr bei seinen Soldaten, wenn ihn nicht andere Aufgaben nach auswärts riefen. Im September 1885 hatte der Prinz als Oberst das Kommando des Garde-Zusaren-Regiments erhalten und nahm es mit demselben sehr ernst. Im Dienst der erste und letzte, war er den Offizieren ein aneiferndes Beispiel nicht nur der militärischen Hingebung, sondern auch des ganzen Lebens und Wesens außerhalb

des Dienstes. Mit voller Strenge schritt er rücksichtslos gegen die Spielleidenschaft ein, war bei den festlichen Veranstaltungen der Genügsamste und bekämpfte, wo und wie es nur ging, eine gewisse Abneigung seiner Kameraden gegen die Marine, über die er mehrfach aufklärende Vorträge hielt, auf ihr Entstehen, ihre Bedeutung, ihre Zukunft hinweisend. „Mit lebhaftem Interesse, oft mit warmer Begeisterung pflegte er an dem Leben und Streben der Kreise teilzunehmen, in die er während der verschiedenen Stufen seiner Entwicklung gestellt wurde, im Gefühl des Wertes der eigenen Persönlichkeit von allem falschen Hochmut befreit. Aber nie ist er ganz darin aufgegangen, immer hat er seine Selbständigkeit im Empfinden und Urteilen bewahrt und bewiesen — nur ein Gefühl beherrscht sein ganzes Leben und Streben, leitet alle Bedenken und Erwägungen, treibt unwiderstehlich zur Anspannung aller Kräfte, und wenn nötig zum kühnsten Wagen. Das ist das Pflichtgefühl, stets die stärkste und wirksamste Triebfeder in allen Gliedern seiner Rasse.“

Wenn der Prinz ermüdet vom Dienst oder von Erfüllung anderer Aufgaben in Berlin heimkehrte, dann fand er die behagliche Ruhe und die beruhigende Traulichkeit am eigenen Herd, inmitten der Familie. Denn diese hatte sich vermehrt; am 7. Juni 1883 war Prinz Eitel Friedrich, am 14. Juli 1884 Prinz Adalbert und am 29. Januar 1887 Prinz August Wilhelm geboren worden. Vier Söhne wuchsen fröhlich heran, aufs treulichste behütet von der Mutter, die ganz in den Kindern und dem Gemahl aufging. Mit ihm nahm die Prinzessin schon in früher Morgenstunde das erste Frühstück ein, um ein Uhr fand das Mittagessen statt, um fünf Uhr nachmittag der Tee und nach dem Abendessen blieb man noch einige Zeit in angeregtem Plaudern beisammen. Ließ es der Dienst zu, so wurden nachmittags Ausflüge zu Fuß oder im Wagen unternommen, gelegentlich auch zu Schiff von der dem Marmorpalais nahegelegenen Matrosenstation aus, hin nach der idyllischen Pfaueninsel. Dort ward Rast gemacht, dort, wo einst ein anderer Prinz Wilhelm, aus dem dann später der große Kaiser geworden, von seiner Mutter, der Königin Luise, beschirmt, mit seinen Geschwistern sich in lustigen Spielen getummelt. Und diese Zeiten schienen wieder aufzuleben, wenn dann die kleinen Prinzen im Wagen eintrafen und inmitten der üppigen Natur, unter uralten, weitkronigen Bäumen, durch deren Laub das bunte Gefieder der Pfauen schimmerte, frohsinnig und übermütig herumtollten.

Die Erziehung der Kinder leitete und überwachte das Elternpaar selbst, wobei der Hauptgedanke die stete Erkenntnis der Pflicht und das daraus entspringende Verantwortlichkeitsgefühl war. Schon früh wurde dies den Söhnen beigebracht, die sonst frisch und froh heranwuchsen. Als Richtschnur mochten die Worte der Kaiserin Augusta dienen, die sie einst dem militärischen Erzieher eines anderen preussischen Prinzen geschrieben: „Das Ziel der Erziehung darf nicht vereitelt werden, welches sich wohl einfach mit den Worten bezeichnen läßt, preussische Prinz-

lichkeit in deutsche Fürslichkeit zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung bleibt, den Menschen dem Leben entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdruckes tut in jeziger Zeit in den Fürstenthümern not, da der persönliche Wert eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist." Neben der allgemeinen Bildung wurde großer Wert auf die gesundheitliche Entwicklung durch frühe Ausübung eines vernünftigen Sports gelegt, wobei Prinz Wilhelm seinen Kindern mit gutem Beispiel voranging. Hatte er doch einmal eine Bootsfahrt um die ganze Insel Potsdam unternommen, die sonst von geübten Ruderern nicht unter zehn bis zwölf Stunden Fahrt ausgeführt werden konnte, während er sie in etwas über sieben Stunden zurücklegte. Ebenso tüchtig war er im Schwimmen und Reiten, darauf bedacht, daß auch seine Söhne schon früh hierin geübt wurden. Der älteste der Söhne hatte zum Exerziermeister einen Unteroffizier des Ersten Garde-Regiments erhalten, der ihn mit den Anfängen des militärischen Dienstes vertraut machte. Der kleine Prinz übte dann das eben Erlernte mit seinen jüngeren Brüdern ein, die ihm unbedingt gehorchen mußten, war er doch der „Stubenälteste“, auf welche „Würde“ er viel hielt. Ließ die milde Mutter wohl manche kleine Unart ihrer Lieblinge durchgehen, so nicht der Vater, vor dem die Söhnchen doch bei aller Liebe einen großen Respekt hatten. Aber auch ihm, dem außerhalb des Hauses Ärger nicht erspart blieb, heiterten sich die Mienen auf, wenn er in der Kinderstube weilte, den Kleinen Scherzfragen stellte, ihre Wünsche, an denen es nie fehlte, vernahm und den einen oder andern von ihnen auf seinem Knie reiten ließ.

Ein hübsches Familienbild, so wird aus jener Zeit erzählt, bot sich an einem Wintertage des Jahres 1886 dar. Eines Mittags hielt in Potsdam ein königlicher Wagen an der nach dem Lustgarten zu gelegenen Seite des Schlosses. Eine kleine Schar Menschen umstand das Gefährt, deren Aufmerksamkeit zwischen dem Wagen und einem Fenster im ersten Stock geteilt war. Dort oben hatte eine schmale, weiße Hand den dichten Fenstervorhang zu einem kleinen Spalt auseinandergeschoben, das blasse Gesicht einer jungen, schlanken Dame tauchte dazwischen auf, und grüßende Augen schauten mit einem Lächeln innigster Liebe und Freude nach dem Gefährt hinab. In diesem war das Fenster, der Winterkälte zum Trotz, herabgelassen, und drei rosig angehauchte Kinderköpfe sahen hinauf zur Mama, die den Anblick ihrer Kleinen so lange schon entbehrt hatte. Die Prinzessin Wilhelm — das war die Dame am Fenster — hatte, um ihre Kinder nicht der Gefahr der Ansteckung auszusetzen, auf jedes Zusammensein mit denselben verzichten müssen, seitdem sie ihren masernkranken Gemahl gepflegt und nun selbst von der Krankheit ergriffen worden war. Jetzt aber benutzten die kleinen Lieblinge den ersten klaren Wintertag zu einer Ausfahrt zu Mama, warfen ihr aus der Entfernung Rußhändchen hinauf und wehten mit den weißen Tüchern ihr Grüße zu. Und ein anderes hübsches Bild, diesmal ein sommerliches. Der kleine Prinz Adalbert

feiert seinen dritten Geburtstag. Seine Geschwister und mehrere kleine Gäste, die von ihm als Spielgefährten eingeladen sind, umgeben ihn. Die Schaukel wird fleißig benutzt, auch fehlt es nicht an Bällen und Waffen und sonstigem Spielzeug, selbst ein Sandhaufen ist da, in welchem die Kleinen Männchen wühlen und graben dürfen. Die Aufsicht über die Kinderschar führten die prinzliche Kinderfrau und mehrere Bonnen. Die Linden blühen, das Geißblatt klettert in dichtem Gerank an Stämmen und Spalieren empor, Rosen aller Art und Farben glühen in Gebüsch und auf Beeten, und ab und zu fährt ein kühlender Lusthauch vom Heiligen See herüber durch die Wipfel der Baumriesen und schüttelt hier ein Blättchen und dort eine Blüte hernieder auf die jauchzende Kinderschar. Tiefer und tiefer neigt sich das Tagesgestirn. Vom Schlosse her naht eine hohe jugendliche Blondine in leichtem Kirschroten Sommerkleide und schreitet strahlenden Auges auf die sich tummelnden Kinder zu. Ein fünfjähriger Knabe, in der kecken, kleidsamen Uniform der Garde-Zusaren, stürmt ihr entgegen, „Mama, Mama!“ tönt es freudig von seinen Lippen. „Mein geliebter Junge!“ Mit ausgebreiteten Armen beugt sich die Mutter nieder, um ihren ältesten Sohn an das glückliche Herz zu ziehen. —

Die Geburtstage der Eltern wie der Geschwister waren natürlich große Freudentage, nicht minder das Weihnachtsfest, vor welchem sich längere Zeit vorher schon geheimnisvoll die Kleinen Händchen regten, um allerhand niedliche Gaben für die Eltern und die übrigen Familienmitglieder herzustellen. Am Tag vor dem Fest fand stets, in Gegenwart der Kinder, in der Marmorgalerie des Potsdamer Schlosses, eine Bescherung einer großen Zahl armer Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren statt. Vier große Christbäume ließen ihr helles Licht erstrahlen, ein leuchtendes Transparentbild zeigte die Geburt des Christuskinde, auf langen Tischen lagen die von der Prinzessin Wilhelm mit Hilfe ihrer Damen besorgten Geschenke, allerlei Spielzeug, aber besonders nützliche Sachen.

Auch über den engeren Kreis suchte die Prinzessin Wohltun zu üben und sich der Kranken, der Bedrängten und Bedrückten anzunehmen. So hatte sie das Proktorat des Elisabeth-Kinderhospitals übernommen, in welchem hauptsächlich kranke Kinder Aufnahme fanden. Häufig besuchte sie dasselbe, überwachte die Weihnachtsbescherung und das Osterfest mit dem Eiersuchen, sorgte für eine Vergrößerung des Hospitals, dessen Aufblühen sie in jeder Weise zu fördern trachtete. Als sie bei der Geburt des Prinzen August Wilhelm vom Kaiser wie vom Kronprinzen je 1000 Mark erhalten hatte, stiftete sie diese Summe zur Begründung eines Freibettes und tat alles, daß für die schwächlichen Kinder des Hospitals und für andere schwache Kinder Berlins im Kolberger Dep ein Seehospiz errichtet wurde.

Schon früher hatten wir erwähnt, daß sich bereits kurz nach ihrer Vermählung die Prinzessin sehr für den weiteren Ausbau der Berliner Stadtmission eingesetzt hatte, wodurch eine größere Entwicklung der segensreichen Einrichtung ermöglicht werden sollte. Dadurch konnten die Aufgaben dieser Mission, für die Ar-

men zu sorgen und die Pflege der entlassenen Strafgefangenen in die Hand zu nehmen, erheblich vergrößert werden. In erster Linie war es dem Prinzenpaar zu verdanken, daß auf dem Grundstück der Mission am Johannistisch ein besonderes Asyl für die Entlassenen gebaut werden konnte. Ein von der Prinzessin angeregter und veranstalteter Bazar im Februar 1885 hatte den schönen Ertrag von 54000 Mark gebracht, so daß die Bausumme fast vollständig gedeckt war. Wiederholt besuchte später die Prinzessin das Asyl, ließ sich über den Fortgang und die einzelnen Zweige der Arbeit der dort Beschäftigten unterrichten, befragte die Strafentlassenen; für jeden hatte sie ein freundliches Wort, ihr gütiges, dem Mitleid so zugängliches Wesen verbreitete stets Freude und Sonnenschein.

Und gerade die Förderung dieses christlichen Liebeswerkes sollte dem Prinzenpaar schlimmen Verdruß bereiten, indem man dasselbe in das Parteigetriebe zu ziehen versuchte. Um dies aber hatte es sich nie gekümmert, wie auch der Kaiser in seinen „Ereignissen und Gestalten“ bemerkt: „Von der Parteipolitik habe ich als Prinz mich absichtlich ferngehalten und mich ganz auf meinen Dienst in den verschiedenen Waffen, denen ich zugeteilt wurde, konzentriert. Dieser gewährte mir Befriedigung und füllte mein Leben aus. Deshalb ging ich als Prinz von Preußen allen Bemühungen aus dem Wege, mich in das politische Parteigetriebe zu zerren. Häufig genug wurde es versucht, mich unter dem Deckmantel harmloser Veranstaltungen, Tees und dergleichen für politische Zirkel oder für Wahlzwecke einzufangen. Ich habe mich immer zurückgehalten.“

Um jene oben erwähnte Berliner Stadtmission weiter auszubauen, war eine Zahl von hervorragenden Männern aus allen Ständen Deutschlands nach Berlin berufen worden, um das Interesse in immer weitere Kreise zu tragen. Diese Versammlung fand am 28. November 1887 beim Generalquartiermeister der Armee, dem Grafen Waldersee, statt, in der Absicht, einen Verein zu gründen, der die Abhilfe der religiösen Notstände in den Großstädten ins Auge fassen, aber auch materielle Unterstützung in Not und Krankheit gewähren sollte. Prinz Wilhelm verbreitete sich über die Absicht, breitere Massen wieder zum Christentum und zur Kirche zurückzuführen, der christlich-soziale Gedanke sei deshalb mit mehr Nachdruck als bisher zur Geltung zu bringen. Die Stadtmission nicht nur in Berlin, sondern auch in anderen großen Städten bedürfe daher einer kräftigen Unterstützung seitens breiterer Elemente ohne Unterschied der Partei. Vor allem sei es nötig, der Sache eine gesicherte und breitere finanzielle Grundlage zu verschaffen und, da der Ernst der Zeit festliche Veranstaltungen zu diesem Zwecke ausschliesse, habe er mit Genehmigung des Kaisers diese Versammlung berufen, um über die Mittel und Wege zu beraten, durch welche das von ihm bezeichnete Ziel in anderer Weise erreicht werden könnte. Die Versammlung erklärte sich nach längeren Beratungen mit den Ausführungen des Prinzen einverstanden und unterzeichnete einen Aufruf, der auf der einen Seite mit warmer Freude begrüßt wurde,

auf der anderen eine gehässige Beurteilung fand. Die ganze Sache wurde ungebührlich aufgebauscht, sichtlich suchte man dem Prinzenpaar, das sich, wie erwähnt, von allen öffentlichen politischen Fragen ferngehalten, etwas anzuhängen, in dem Bestreben, ihm zu schaden, und nun mischte sich auch noch Fürst Bismarck hinein. Hier hatten Ohrenbläser wohl ihr übles Amt ausgeübt mit der offenbaren Absicht, eine Störung in dem so guten Verhältnis zwischen dem Fürsten und dem Prinzen herbeizuführen, wie es ihnen denn auch gelang, Bismarck mit Mißtrauen zu erfüllen.

Das an sich stille und geregelte häusliche Leben des Prinzenpaares erfuhr gelegentliche Unterbrechungen durch gemeinsame Reisen, von denen verschiedentliche schon erwähnt wurden. Die mit so vielen schönen Erinnerungen verknüpfte teure schlesische Heimat sah die Prinzessin, vom Prinzen begleitet, gelegentlich der Vermählung ihrer Schwester, der Prinzessin Caroline Mathilde mit dem Prinzen Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, wieder, die am 19. März 1885 in Primkenau stattfand. Am vorangehenden Abend bewegte sich durch die Festräume des Schlosses ein farbenfroher Kostümzug, den Brautzug des Stifters der Linie Augustenburg, des Herzogs Ernst Günther, aus dem Jahre 1655, und den Brautzug des Herzogs Philipp Ernst von Holstein-Glücksburg aus dem Jahre 1722 darstellend. In ihm wirkten Prinz Wilhelm und seine Gemahlin mit; es war ein frohes Fest, das eine große Zahl der nahen und entfernteren Verwandten um die kluge und liebenswürdige Schlossfrau versammelte, die Herzogin Adelheid. Für sie mochte es eine besondere Genugtuung sein, daß die geliebte zweite Tochter in das Heimatland zog, wo ihrer ein stilles und reiches Glück harrte. Bald darauf verließ die Herzogin Primkenau, in nächtlicher Stunde mit ihren beiden jüngeren Töchtern Abschied von all den teuren Stätten, die mit ihrem und ihres Mannes Leben so eng verbunden waren, nehmend und zunächst nach Gotha überstedelnd, wo sie zwei Jahre verblieb, um dann ihren dauernden Wohnsitz nach Dresden zu verlegen.

Auch an wiederholten gemeinsamen Besuchen befreundeter Fürstenhöfe fehlte es für Prinz Wilhelm und seine Gemahlin nicht, ebensowenig an gemeinsamen Reisen durch das deutsche Vaterland. So gebrauchte im Sommer 1886 der Prinz die Kur in Reichenhall, von wo er mit seiner Gemahlin das bayrische Hochgebirge durchstreifte. Öfter freilich war der Prinz allein abwesend, da er immer häufiger mit der Vertretung des greisen kaiserlichen Großvaters und des erkrankten Kronprinzlichen Vaters betraut wurde. Diesen besuchte er auf schwerwiegende Nachrichten über sein Befinden hin am 9. November 1887 in San Remo, in Begleitung eines wissenschaftlich von allen herrschenden Schulen ganz unabhängigen Laryngologen, des Dr. M. Schmitt aus Frankfurt a. M.

Endlich war dem Prinzen Gelegenheit geboten, persönliche Einblicke zu gewinnen und die Urteile der behandelnden Ärzte, zu denen auch der Wiener Spezialist Professor Schrötter sowie dessen Schüler, Dr. Krause in Berlin, gehörten,

zu erfahren. Schon Professor Schrötter, der wenige Tage vor dem Prinzen telegraphisch nach San Remo gerufen worden war, war zu der traurigen Überzeugung gelangt, daß man es bei der Krankheit des Kronprinzen mit einem Krebsartigen Gebilde zu tun habe. Er stellte fest, daß es nur noch zwei Wege der Behandlung gebe: entweder abzuwarten, bis das unvermeidliche weitere Anwachsen des Gebildes eine Erstickungsgefahr hervorbringe und dann den Luftröhrenschnitt vorzunehmen, nicht um das Übel zu heilen, sondern um das Leben tunlichst zu verlängern, oder aber ohne Verzug den Kehlkopf gänzlich herauszuschneiden, eine Operation, welche die einzige Möglichkeit der Heilung gewährte, jedoch in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, sei es unmittelbar, sei es durch ihre Folgen, binnen wenigen Wochen den Tod herbeiführte. Vor diese furchtbare Wahl sah sich die Kronprinzessin gestellt. Dr. Schmitt mußte bei der Untersuchung am Tage nach seinem Eintreffen die Ergebnisse Professor Schrötters in vollem Umfange bestätigen. Es wurde eine ausführliche schriftliche Darlegung des Sachbestandes verfaßt, die dem Kranken vorgelegt werden sollte, um das Peinliche der mündlichen Verhandlung eines so furchtbaren Dilemmas möglichst zu vermeiden. Professor Schrötter hatte das schmerzliche Amt, dem Kronprinzen in Gegenwart seiner Gemahlin Bericht über die Untersuchungen und Anschauungen zu erstatten. Der Kronprinz nahm diesen Bericht stehend mit philosophischer Ruhe, mit wahren Heldenmuth entgegen.

Er lehnte die Kehlkopfherausnahme ab, sein Entschluß wurde den Ärzten schriftlich mitgeteilt. Damals hatte der Kronprinz zu seinem vertrauten Kammerdiener gesagt: „Siehst du, sie wollen mir den Kehlkopf öffnen und rechts und links einen Schnitt machen. Bestensfalls würde ich dann ein halber Mensch sein, und das will ich nicht. Lieber lasse ich die Dinge gehen, wie es Gott gefällt.“

Zurückgekehrt nach Berlin, hatte Prinz Wilhelm die traurige Aufgabe, den geliebten Großvater über das unheilbare Leiden seines einzigen Sohnes aufzuklären. Der Kaiser forderte noch einmal die hervorragendsten Berliner Ärzte zu einer Beratung auf, ob man nicht dennoch den Kranken zu sofortiger entscheidender Operation bewegen solle, aber die Ärzte glaubten eine solche Verantwortung angesichts der hohen Gefahr eines operativen Vorgehens nicht übernehmen zu dürfen. Abermals war eine Entscheidung gefallen, das Leben des Kronprinzen war verwirrt, das Drama neigte sich langsam seinem Ende zu.

Auch im Heim unseres Prinzenpaares in Potsdam herrschte gedrückte Stimmung, in steter Erwartung einer neuen Unglücksbotschaft. Man mußte ja auf das Schlimmste gefaßt sein, auch darauf, daß bald wichtige Veränderungen in dem sonst so gewohnt verlaufenden Leben eintreten würden. Interessant ist's, aus jener Zeit sich eine Beurteilung ins Gedächtnis zu rufen, die von fremder Seite ausgegangen. Ein Engländer schrieb in „Blackwoods Edinburgh Magazine“ in einem Aufsatz über Berlin und die Berliner Gesellschaft: „Prinz Wilhelm ist eine in

eigentümlicher Weise für sich gewinnende Erscheinung; heiter, mutig, mit offenen Augen, breiten Schultern, das vollkommene Bild eines jungen Soldaten. Wer mit seiner Gattin genauer bekannt ist, sagt, daß die große Güte, die aus ihrem lebenswürdigen, sympathischen Gesicht blicke, sie zu einer sehr lebenswürdigen und anmutigen Dame mache. Sie führe ein ruhiges, zurückgezogenes Leben, soweit das bei ihrer hohen Stellung und ihren großen zukünftigen Aussichten tunlich sei, aber alle, die sie in ihrem Auftreten bei Hofe sahen, sahen sie nie verwirrt, nie in Unruhe, obwohl sie jung sei und nicht viel Hoferschaft haben könne; sie habe ein freundliches, überlegtes und passendes Wort für jedermann, den sie anrede, und man könne das Vertrauen haben, daß sie eines Tages als Kaiserin von Deutschland ihrem hohen Berufe gewachsen sein werde.“

Sangen und Bangen
in schwerer Zeit

Trübe und sorgenschwer brach das Jahr 1888 an. Prinz Wilhelm, der diesmal an seinem Geburtstage zum Generalmajor und Kommandeur der II. Garde-Inf.-Brigade (II., IV. Garde-Regiment 3. S., Garde-Füsilier) ernannt worden war, mußte häufig in Berlin weilen, um den Großvater und Vater zu vertreten, und um nicht zu oft von seiner Familie getrennt zu sein, siedelte das Prinzenpaar Anfang Februar nach der Reichshauptstadt über und nahm seine Wohnung im altersgrauen Königsschlosse. Die jungen Prinzen ahnten nichts von den Sorgen, welche die Herzen der Eltern bedrückten, sie waren in jenen düsteren Tagen der helle Sonnenschein, der auf Stunden auch bei den Eltern das wehe Leid vergessen ließ. Der junge Prinz Wilhelm hatte sein eigenes Zimmer und seine eigene Gouvernante erhalten, worauf er sehr stolz war und auf die übrigen Geschwister als „kleine Kinder“ herabsah, und als man ihn fragte, wie ihm jetzt das Leben und das Lernen gefalle, da erwiderte er: „Ach, vorläufig gibt mir die Gouvernante Stunde, aber dann werde ich ihr welche geben, denn vom militärischen Schritt hat sie keine Ahnung!“

In jener Zeit malte Anton von Werner die Prinzessin Wilhelm und ihre drei ältesten Söhnchen; er erzählt davon: „In diesen acht bis zehn Februartagen konnte ich ein reizendes Stück idyllischen, innigsten Familienlebens voll natürlicher Einfachheit und Frische mitgenießen. Die Kinder spielten und tobten um mich herum, und es war ja nicht ganz so einfach, ihr Bild festzuhalten, wie etwa das eines würdigen Generals oder Diplomaten. Ich mußte alle möglichen Mittel anwenden, um besonders den ältesten der Prinzen zum Stillstehen zu bewegen und ihn für meine künstlerische Aufgabe zu interessieren. Ich lud ihn deshalb ein, mir zu helfen, zeichnete seinen Kopf und forderte ihn auf, die Figur fertig zu machen. Er vollendete die Zeichnung auch, zunächst durch einen der Oberlippe sorgsam zugefügten Schnurrbart und weiter durch den kühn und futuristisch hingefügten Körper mit zwei Armen und einem Säbel, schien von dem Ganzen sehr befriedigt und stand dann wieder eine Weile still. — Eines Tages, als ich allein im Salon an meiner Staffelei nahe dem Fenster saß, bemerkte ich zufällig beim Blick in die Tiefe des Zimmers, daß der jüngste Prinz August Wilhelm geräuschlos auf allen Vieren zu dem in der gegenüberliegenden Ecke des Salons befindlichen Kamin hinkroch und gerade im Begriff war, nach der lustig flackernden Flamme zu greifen, als ich,

schnell aufgesprungen, ihn gerade noch rechtzeitig beim Wickel erwischte und zurückriß, ehe die Kinderfrau in der Tür erschien. Das Kinderzimmer war natürlich der mütterliche Stolz der Frau Prinzessin, die mir auch einen Blick dorthinein und in das lustige Kindergetriebe gestattete.“

Am 26. Februar war die prinzliche Familie mit sämtlichen Kindern beim Kaiserpaar, und als zur Mittagszeit die Wache aufzog, erschien der Kaiser mit den jungen Prinzelein am bekannten Eckfenster seines Palais. Wie umbrauste da stürmischer Jubel die Erzfigur des Alten Fritz, wie rauschend erklang die Weise des „Heil dir im Siegerkranz“!

Es war für den greisen Herrscher der letzte Abendsonnenschein eines langen und ruhmvollen Lebens. Prinz Wilhelm und seine Gemahlin konnten sich nicht verhehlen, daß die Kräfte des geliebten Großvaters merklich abnahmen. Dazu lauteten die Nachrichten aus San Remo immer trüber. Es wurde klar, daß der Luftröhrenschnitt ausgeführt werden mußte, was am 9. Februar seitens des Dr. Braumann auch erfolgte und dem Leidenden sofort Erleichterung verschaffte. Das Atmen konnte von nun an nur durch eine in die Luftröhre eingeführte Kanüle erfolgen. Auch jetzt zeigte sich der Kronprinz wieder gefaßt. „Im Jahre 1870,“ äußerte er, „hätte mich eine Kugel treffen können, wie jeden andern. Für mich ist meine jetzige Krankheit auch nichts anderes als eine Kugel, die mich treffen wird, vielleicht früher, vielleicht später, wie Gott es will.“ Der telegraphisch aus Berlin herbeigerufene Geheimrat von Bergmann leitete die weitere Behandlung, aber die Ärzte wußten, daß alle Hoffnung vergebens war.

Dieser Ansicht konnte sich auch der greise Kaiser nicht verschließen, der so gern noch einmal den geliebten Sohn gesehen und in die Arme geschlossen hätte. Oft hörte man ihn nachts schluchzend ausrufen: „Mein Sohn, mein armer Fritz!“ Er äußerte den Wunsch, selbst zu seinem Sohne zu fahren, und nur schwer konnte man ihn an der Erfüllung desselben verhindern. In seinem Auftrage begab sich Prinz Wilhelm nach San Remo, wo er am 2. März bei seinem Vater eintraf, dem es vorübergehend besser ging, und der sich täglich auf dem Balkon zeigte. Man sprach von der Übersiedlung, die sich jedoch wieder verzögerte, da in Deutschland ungewöhnlich kaltes und stürmisches Wetter herrschte. Prinz Wilhelm wurde durch ein Telegramm nach Berlin zurückgerufen, denn das Befinden des Kaisers hatte sich erheblich verschlechtert.

Am Abend des 7. März klagte der Kaiser über innere Schmerzen, und am folgenden Morgen fand Generalarzt Dr. Leuthold seinen Zustand so bedenklich, daß er sofort Depeschen an den Großherzog und die Großherzogin von Baden schrieb, die noch am gleichen Tage mittels Sonderzuges aus Karlsruhe herbeieilten. Prinz und Prinzessin Wilhelm weilten fortgesetzt im Palais, Fürst Bismarck wurde aus dem Reichstage in einem königlichen Wagen herbeigeholt, er blieb einige Stunden bei dem Prinzenpaar. Die Kräfte des Kaisers nahmen im Verlaufe des Tages

zusehends ab, vorübergehend schwand auch das Bewußtsein, dann wieder rief er aus „Der arme Fritz, der liebe, arme Fritz“. Auch mit seinem Enkel Prinz Wilhelm unterhielt er sich noch mehrfach, ihm ein gutes Verhältnis zu Rußland ans Herz legend.

Fürst Bismarck, der mit dem Grafen Moltke und anderen Vertrauten des Herrschers im Palais weilte, hatte dem Kaiser eine Urkunde vorgelegt, die den Reichskanzler ermächtigte, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Erledigung seiner Geschäfte zu schließen, und hatte den Kaiser gebeten, nur den Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen. Der Kaiser aber sagte, er glaube, den vollen Namen noch unterschreiben zu können, was auch mit schwacher Hand geschah. Kurz darauf trat Bewußtlosigkeit ein. Immer wieder beugte sich Prinz Wilhelm tränenfeuchten Auges über den teuren Großvater, um auf dessen stets kürzer und schwächer werdende Atemzüge zu lauschen. Gleich nach acht Uhr früh schlummerte der Kaiser nach einem tiefen, seufzervollen Aufatmen zum ewigen Schlafe hinüber.

Sanft und ohne Kampf war der große Heldenkaiser entschlafen, von dem nun die Familienmitglieder den letzten Abschied nahmen, ihm nochmals die Hand, die so unendlich viel Gutes getan, küßend. Dann winkte Prinz Wilhelm die übrigen Anwesenden heran, darunter die General- und Flügeladjutanten, die Ärzte, die Leib- und Kammerdiener, die Garderobiers, die dem geliebten Herrn so lange treu gedient hatten. Als bald erschien auch Fürst Bismarck, der lange am Totenbette weilte und immer wieder die Hand des Kaisers küßte.

Düstere Trauertage folgten; es schien, als ob der sonst so rastlose und lärmende Herzschlag der Reichshauptstadt plötzlich gelähmt worden wäre. Mit welcher Liebe, mit welcher Verehrung die gesamte Bevölkerung, ohne Rücksicht der Parteien, an dem greisen Kaiser gehangen, das bewies der ungeheure Andrang zum Dom, in welchem der greise Held feierlich aufgebahrt worden war, und die allgemeinste schmerzlichste Teilnahme an seinem Begräbnis, an welchem ganz Berlin in ein einziges Trauergewand gehüllt erschien.

Weit über Deutschland hinaus empfand die Welt, daß ein großer, denkwürdiger, geschichtlicher Abschnitt sein Ende gefunden hatte. Jäh klappte die Lücke, die der Kaiser zurückgelassen, man konnte sich zunächst gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er nicht mehr auf Erden weilte. Der sieggekürnte Herrscher, dem sich der Lorbeer erst spät um die Stirn gewunden, er schien den Gesetzen des Daseins trotzen zu dürfen. Wie eine sagenhafte Gestalt ragte er bereits vor den Augen der jüngeren Geschlechter empor, die mit staunender Ehrfurcht auf ihn blickten und mit lauschenden Mienen von seinen Taten und Erfolgen vernahmen. Aber der Ruhm und der Glanz, die von seinem Throne ausgingen, der Kreis von Legenden, der sich schon zu seinen Lebzeiten um seine Person gewoben, sie vermochten nicht, das menschlich-liebenswerte Bild des teuren Herrschers zu verdrängen.

Rein und erhaben, selbstlos und zielbewußt, durch alle Tugenden ausgezeichnet, welche die Natur zu vereinigen vermag, so stand er, ein Vorbild für den Höchsten wie für den Geringsten, da. Nichts Unbedeutendes, nichts Kleines haftete ihm an, edel und groß, milde und gut, hilfsreich und trostbereit war er in allen Lagen seines an Taten überreichen Lebens. Sieges- und Friedensfürst zugleich, errang er sich nicht nur die begeisterte, hingebungsvolle Liebe seines Volkes, sondern auch die Bewunderung, die Verehrung, die Achtung der Völker des Erdballes. Bei dem Gedenken an ihn, an sein ehrwürdiges Haupt schwanden selbst Groll, Haß und Feindschaft dahin, versöhnend und mildernd wirkte er hier, ehrfurchtgebietend dort, friedenschützend da.

Tiefempfundene Worte der Liebe und Verehrung widmete Kaiser Friedrich in seinem Aufrufe „An mein Volk“ dem dahingeshiedenen Vater, sich dann voll innigen Vertrauens an das preußische und an das deutsche Volk wendend, dem er gelobte, ein gerechter und in Freud wie Leid treuer König und Kaiser zu sein. Sein Gelöbnis zu halten war ihm leider nur kurze Zeit beschieden. Gleich nach Berlin zurückgekehrt, hatte er mit seiner Gemahlin seinen Wohnsitz im Charlottenburger Schloß genommen, sein furchtbares Geschick mit wahrhaft bewundernswerter Mannhaftigkeit tragend. Die unheilbare Krankheit machte ihre verheerenden Fortschritte, der Kaiser wußte es selbst, daß ihm nur noch eine kurze Lebensdauer beschieden war. Trotzdem blieb er ruhig und beigleichmäßiger Stimmung.

Die schmerzsvollen Monate hatten den Kronprinzen Wilhelm um Jahre gealtert und gereift; er mußte dem erkrankten Vater mancherlei Staatsgeschäfte und Pflichten der Repräsentation abnehmen. Am 29. Mai war es ihm noch vergönnt, die drei Regimenter der von ihm als Generalmajor befehligten Zweiten Garde-Infanterie-Brigade, die von einer Felddienstübung zurückkehrte, dem teuren Vater vorzuführen. Unter Trommel- und Pfeifenklang kamen sie im festen Marschschritt einher, unter den Bäumen des von süßem Frühlingszauber umflossenen Charlottenburger Parkes. Und nun: „Achtung, Augen rechts“, fliegt das Kommando die Reihen entlang. Aber es hätte kaum des Befehls bedurft — straffer richteten sich die Körper auf, und heftiger pochten die Herzen der braven Grenadiere und Füsiliere, die jetzt an ihrem Kaiser und Kriegsherrn vorüberzogen, der, in Uniform, den Helm auf dem Haupt, in seinem Wagen saß, seine erste Heerschau als Kaiser abnehmend, seine erste und letzte. Nach derselben schrieb er seinem Sohne auf einen der Zettel, die stets zur Hand waren: „Sehr zufrieden, große Freude. Friedrich I. R.“ Wenige Tage später, nachdem er noch am Abend zuvor, auf den Arm eines seiner Jäger gestützt, im Mausoleum, in dessen Gruft seine Großeltern und sein Vater schlummerten, einen Besuch abgestattet, trug den Kaiser der Dampfer „Alexandria“ von Charlottenburg fort und hin nach dem „Neuen Palais“. Tausende von Menschen wohnten der Abfahrt am gegenüberliegenden Ufer der Spree bei und begrüßten den Kaiser mit stürmischen Zurufen, ebenso in Spandau, das mit Fahnen und

Blumen geschmückt war und wo unzählige Schulkinder an den Ufern standen, mit den Tüchern flatternd und vaterländische Lieder anstimmend.

Auch in seinem Sommerstze arbeitete der Kaiser unermüdet, trotzdem der Zustand immer besorgniserregender wurde. Die Ärzte hielten es für ihre Pflicht, dies dem Kaiser in schonender Weise mitzuteilen, er schrieb nur eine Zeile auf einen Papierstreifen: „Es tut mir sehr leid, daß es nicht besser mit mir geht.“ Er hatte wohl verstanden, aber es widerstrebte ihm, zu klagen und zu jammern. Obwohl das Leiden ihm die natürliche Ernährung unmöglich machte und ihm die Speisen künstlich zugeführt werden mußten, empfing er noch am 13. Juni, zwei Tage vor seinem Tode, den ihm befreundeten König Oskar von Schweden; er wollte bis zuletzt seine Pflichten, zu denen auch dieser Besuch gehörte, erfüllen. Am 14. Juni war sein Ende nahe. Seit dem frühen Morgen harrete die Kaiserin mit ihren Kindern am Lager des Sterbenden. Als Prinzessin Sophie, die an diesem Tage ihr achtzehntes Lebensjahr vollendete, weinend niedergesunken war und die Hand des Leidenden mit Küssen bedeckt hatte, schrieb er mit zitternden Zügen auf einen Zettel: „Bleibe fromm und gut, wie Du es bisher gewesen, das ist der letzte Wunsch Deines sterbenden Vaters.“ Am Nachmittag erschien Fürst Bismarck, der seine tiefe Erschütterung nicht verbergen konnte. Am folgenden Vormittag kurz nach elf Uhr starb Kaiser Friedrich friedlich, die Augen fest auf die geliebte Gattin gerichtet.

„Um Deinen einzigen Sohn weint diejenige, die so stolz und glücklich war, seine Frau zu sein, mit Dir, arme Mutter! Keine Mutter besaß solchen Sohn! Sei stark und stolz in Deinem Kummer, er ließ Dich noch heute früh grüßen.“ In diesen schmerzumflorten Worten zeigte die Gemahlin Kaiser Friedrichs seiner Mutter, der Kaiserin Augusta, das Hinscheiden des geliebten Sohnes an. Jenes Sohnes, der in der Vollkraft der Jahre dahingerafft wurde, ohne daß er Zeit gehabt, seine lange genährten, lange durchdachten Pläne auszuführen. Jenes Sohnes, der durch seine Siege sich unvergängliche Lorbeeren errungen, und der sich im Frieden den warmen Herzensschlag seines Volkes erworben, das ihn liebte, wie selten einen anderen. Jeder freien Regung war sein Geist zugänglich gewesen, Jahr um Jahr, in stiller Selbstüberwindung und Zurückhaltung, hatte er sich auf seinen hohen Beruf vorbereitet, in der Absicht, ein treuer und gerechter König in guten wie in bösen Tagen zu sein, friedlich zu wirken und die Werke des Friedens zu fördern und zu schirmen, nachdem unter seiner Beihilfe das Deutsche Reich geeint worden war. Fortgerissen ward er aus seinem Wollen und Streben, aber seine Gestalt wird in der deutschen Geschichte leuchtend weiterleben, rein und heldenhaft, wie er es stets gewesen.

Am 18. Juni geleitete man die sterbliche Hülle des Kaisers in feierlicher Weise durch den herrlichen Park mit blühenden Gebüsch, mit Rosendüften und Vogelgesang zu seiner letzten Ruhestätte, der Friedenskirche, von lauschigem Zauber umgeben.

Das junge Kaiserpaar

Früh, auf sich selbst gestellt, hatte Kaiser Wilhelm II. die Regierung übernommen, aber stark im Gefühl der göttlichen Prüfung, der frischen Jugend, der geschichtlichen Bestimmung! Ein gewaltiges Erbe war ihm zuteil geworden, er wollte es treu und mehrend verwalten, daß er einmal Rechenschaft ablegen konnte dem geliebten Großvater, dem leidensvoll dahingefunkenen Vater, den großen Vorfahren seines Hauses. Oft, in einsamen Stunden, mochte er sie sich nahe fühlen, mochte er das Rauschen geschichtlicher Sittiche vernehmen, mochte er aber auch die Last empfinden, die auf seinen jungen Schultern ruhte und die zu tragen, würdig zu tragen ihn das Geschick berufen. Aufgewachsen in sieghüllter Zeit, in unmittelbarer Nähe weltgeschichtlicher Persönlichkeiten, des großen Kaisers, seines heldenhaften Vaters, eines Bismarck, eines Moltke, so manch anderer glänzender Heerführer, mußte sich ihm der Wert und die Wucht einprägen, die von jenen einzelnen Persönlichkeiten ausgingen, welche den Gang der Geschichte beeinflusst und gelenkt. Das mußte auch in ihm das Gefühl stärken, daß es auf die Persönlichkeit, hier die eigene, ankam, die, von Gott berufen und diesem in erster Reihe verantwortlich, an der Spitze der Nation stand und, dem eigenen Willen und Streben folgend, die richtigen Wege zum Wohle des Ganzen fand und einschlug. Heilig war ihm sein Beruf, heilig seine Aufgabe, heilig sein Deutschtum, dem er weithin Glanz verschaffen, es hochgeachtet in der gesamten Welt hinstellen wollte. Mit dem Enthusiasmus, freilich auch mit den Illusionen der Jugend ging er ans Werk, gab sich so, wie er war, überlegte nicht ängstlich jedes Wort, glaubte auch bei anderen dasselbe Wollen und Streben, das ihn begeisterte, denselben Wahrheitsinn, dieselbe Hingebung an vaterländische große Ziele voraussetzen zu dürfen. Kein Wunder, daß nicht Täuschungen ausblieben, daß sich bald Gegensätze einstellten, auch bei seinem ersten Ratgeber, daß sein Vertrauen getäuscht wurde, daß ihn die stillen Widerstände mehr erbitterten, als die offenen, lauten. Aber er wollte seinen vorgezeichneten Weg gehen und ging ihn, jenen Weg, der ihn und sein Volk zur Höhe führen sollte!

Wer war das, der dies beabsichtigte? Wer gedachte so, des inneren Wertes bewußt, das kostbare Erbe zu verwalten? Wer trat plötzlich kraftvoll und klirrend, hohen Hauptes, festen Schrittes in die Arena der Fürsten und Völker? Eine völlig ungewohnte Erscheinung! Gott und mein Volk, Gott und mein Recht, Gott und

mein Schwert im Herzen und auf den Lippen! Ein junger Held ohne Furcht und Tadel, früh die höchste Würde bekleidend, an der Spitze des mächtigsten Volkes — caveant consules, hütet Euch, Ihr Übrigen, seid auf der Wacht, Ihr Furchtsamen, mit der Ruhe Europas ist's vorbei, wir müssen auf Schlimmes gefaßt sein!

So der Chorus draußen, so der Chorus drinnen!

Was sich damals der Kaiser vorgenommen und was er im Laufe der Jahre auszuführen trachtete, das hat er später in einer Rede ausgedrückt: „Ich habe mir damals den Fahneid geschworen, als ich zur Regierung kam, nach der gewaltigen Zeit meines Großvaters, daß, was an mir liegt, die Bajonette und Kanonen scharf und tüchtig erhalten werden müßten, damit uns Neid und Scheelsucht von außen an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören. Ich habe mir gelobt — auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte — niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn was ist aus den großen sogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon I., all die großen Kriegshelden, im Blute haben sie geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die beim ersten Augenblick wieder aufgestanden sind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neu erschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absolute Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem Deutschen Weltreich oder einer Hohenzollern-Weltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen, kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagt: Außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt!“ —

Denselben Geist atmeten seine ersten Erlasse, der an die Armee und an die Marine, ferner jener an das Volk, der das Gelöbniß enthielt: „Auf den Thron meiner Väter berufen, habe ich die Regierung im Aufblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel meiner Väter ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schützen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein!“

Daß der alte Kurs, durchweht von neuem Geist, eingehalten werden sollte, drückte der Kaiser auch bei der am 25. Juni stattgefundenen feierlichen Eröffnung des Deutschen Reichstages im Weißen Saale des Berliner Schlosses aus. Sie zeigte, daß eine andere Zeit angebrochen, in der ganzen Art und Weise, wie diese Eröffnung auf Wunsch des Kaisers vor sich ging: mit ungewohnter Würde und Feierlichkeit, mit eindrucksvoller Ausschmückung des Saales, zu der verschiedene Künstler berufen worden waren, mit dem Aufmarsch der Schloßgarde-Kompagnie,

dem Aufbau der Reichsinsignien, dem Erscheinen des Kaisers und der ihn begleitenden Könige und Fürsten in den wallenden purpursamtenen Mänteln des Schwarzen Adlerordens. Wie einst in Versailles den greisen Kaiser, umgaben den jungen jetzt die gleichen Fürsten, während Graf Moltke mit dem Feldherrnstab, Feldmarschall Graf Blumenthal mit dem preussischen Reichsbanner, und der Kommandierende des Gardekorps, General von Meerscheidt-Hüllessem, mit dem preussischen Reichsschwert hinter dem Kaiser unter dem Thronbaldachin Aufstellung genommen hatten. Und dann trat Fürst Bismarck vor, dem jungen Herrscher die Thronrede überreichend, die jener, aus dessen Mienen Vertrauen, Zuversicht und ruhiges Selbstbewußtsein sprachen, mit fester Stimme vorlas. Als Bismarck dann die Urkunde wieder entgegennehmen wollte, ergriff der Kaiser die Rechte des Kanzlers und schüttelte sie wiederholt in tiefer Bewegung.

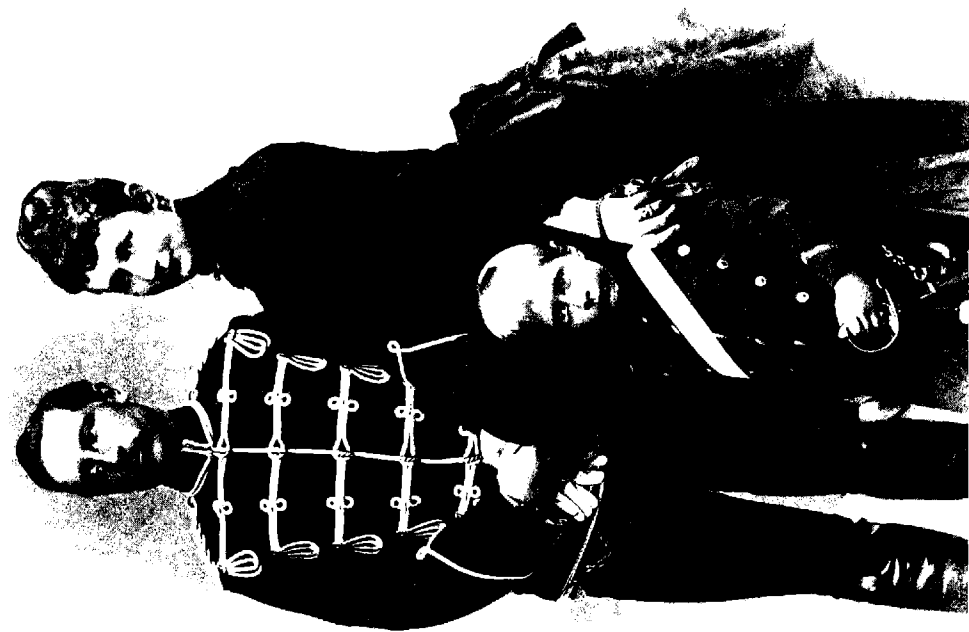
Dem bedeutsamen Ereignis, das von geschichtlichem Eindruck war, hatte auch die Kaiserin in tiefer Trauer mit dem kleinen Kronprinzen auf einer Estrade hinter den regierenden Fürsten beigewohnt. Auch für sie hatten die letzten Jahre einen großen Umschwung des ganzen Lebens gebracht, an düsteren und schweren Ereignissen von tiefstem Eindruck hatte sie teilgenommen und ihr weiches, frauliches Gemüt hatte aufs tiefste darunter gelitten. Aber im Innern war sie die gleiche geblieben, die, was auch an Drückendem und Unheilvollem auf sie eingestürmt war, stets ihren festen Halt in der Familie fand, bei ihrem Manne, bei ihren Kindern. Ihnen ein friedliches und zufriedenes Heim zu schaffen, diesem alle Unruhe und Stürme fernzuhalten, es mit dem reinen Glück echt deutschen Familienlebens zu erfüllen, war ihr erstes und vornehmstes Bestreben. Dagegen standen alle anderen Pflichten zurück, das sah sie als ihre wichtigste Lebensaufgabe an, neben der Freude, auch über diesen engen Kreis hinaus anderen Gutes zu tun und die Not der Bedrückten und Bedrängten zu lindern, soweit dies in ihren Kräften stand.

Freilich, mit dem Tage, an welchem sie Kaiserin geworden, waren neue Pflichten und neue Aufgaben an sie herangetreten. Hatte sie bisher mehr im Verborgenen geschaltet und gewaltet, so spielte sich nun ein erheblicher Teil ihres Tagewerks in der Öffentlichkeit ab, mußte sie Rücksichten auf dies und das nehmen und der höfischen Repräsentation ihren Tribut zollen. Zunächst blieb ihr Hofstaat noch ein begrenzter: er setzte sich aus der Oberhofmeisterin Gräfin Therese von Brockdorff, den Hofdamen Gräfin Mathilde von Keller und Clara von Gersdorff, sowie dem Oberhofmeister Freiherrn von Mirbach, der zugleich Vorstand des Kabinetts der Kaiserin war, zusammen. Allmählich erfuhr der Kreis eine Vergrößerung, eine sehr wichtige durch den Kabinettsrat Bodo von dem Knesebeck, der, im Verein mit Herrn von Mirbach, mit warmer Menschlichkeit, in seiner würdevollen, feinen Weise, die Wohlfahrtswünsche der Kaiserin ausführte.



Phot. Scherl

Die Kaiserin in der Uniform des Kürassiereeregiments
„Königin“



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam



Phot. Scherl

Einzug des deutschen Kaiserpaars in Jerusalem

Im Sommer behielt das Kaiserpaar seinen Wohnsitz im Marmorpalais bei Potsdam, wo am 27. Juli Prinz Oskar geboren wurde, als fünfter Prinz, als erster Kaisersohn. Den Kaiser führten seine neuen Pflichten jetzt oft von der Familie fort. Nachdem er in Kiel am 14. Juli eine Flottenparade abgehalten, trat er seine Fahrt zum Besuch des Kaisers Alexander III. von Rußland an Bord der „Hohenzollern“ an — zum ersten Male in der vaterländischen Geschichte durchfuhr ein deutscher Kaiser das Baltische Meer, die Kaiserstandarte hoch am Mast des stolzen Schiffes. An diesen Besuch knüpfte sich sofort jener des Königs Oskar II. in Stockholm an, wo den Kaiser die frohe Botschaft der Geburt des fünften Sohnes erreichte und er den König Oskar als Paten einlud, und jener beim König Christian IX. von Dänemark in Kopenhagen. Nach der am 31. August stattgefundenen Taufe des jüngsten Sohnes wohnte der Kaiser den großen Manövern auf märkischen Gefilden bei und führte im Laufe des September und Oktober seine Besuche bei den deutschen Bundesfürsten aus, sodann weilte er am 11. Oktober in Rom und fand dort bei der königlichen Familie wie der gesamten Bevölkerung die freundlichste Aufnahme, desgleichen auch bei dem Papste Leo XIII.

Bei der Kaiserin hatte im Sommer ihre Schwester, die Herzogin Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein, geweiht, die jungen Prinzen hatten sich in Oberhof lustig umbertummeln können, sie begleiteten die liebste Mutter Ende September nach deren schöner alter Heimat in Primkenau, wo der Aufenthalt bis Mitte Oktober währte. Am 21. Oktober war der Kaiser wieder in Potsdam eingetroffen, im Kreise seiner Familie den Geburtstag der Kaiserin zu begehen. Auf die Glückwünsche des Berliner Magistrats antwortete die Kaiserin: „Den Ausdruck der Glückwünsche und der treuen Gesinnung habe ich zu meinem Geburtstage von dem Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Berlin gern entgegengenommen. Wenn der Rückblick auf das verfllossene Jahr zunächst das Gefühl schmerzlicher Wehmut von neuem in mir wachruft, so ist es mir ein schönes und tröstendes Bewußtsein, mich darin eins zu wissen mit der gesamten Nation. Aber neben der Trauer um den Heimgang der großen entschlafenen Monarchen bewegt mich das Gefühl herzlicher Dankbarkeit für so vieles Gute, das mir Gottes Gnade im Laufe des letzten Jahres erhalten und neu geschenkt hat. Dahin rechne ich vor allem die glückliche Heimkehr S. M. des Kaisers, meines Gemahls, und die an Geist und Körper frische und kräftige Entwicklung meiner Söhne. Die guten Wünsche des Magistrats für das Gedeihen derselben haben mich besonders angenehm berührt. Nicht unterlassen will ich, den Magistrat meines lebhaften Interesses für die Stadt Berlin, zumal für die mannigfachen Anstalten und Werke barmherziger Nächstenliebe zu versichern. Es wird mich nach wie vor erfreuen, derselben meine Fürsorge und Teilnahme zuwenden zu können.“

Und was weite Kreise von ihrer jungen Kaiserin erhofften, das sprach Ernst von Wildenbruch in tiefempfundenen Versen aus:

„Junges Haupt in blonden Locken,
 Liebes gütiges Gesicht,
 Hörst Du, was der Klang der Glocken
 Heut von allen Türmen spricht?

Auferstehung aller Herzen
 Aus den Leiden, aus der Not,
 Tiefer Trost nach tiefen Schmerzen,
 Neues Leben nach dem Tod.

Sieh, es zieht ein heil'ger Schatten
 Durch das Volk der Preußen hin:
 Wir besaßen und wir hatten
 Eine heil'ge Königin.

Wie des Himmels lichte Wolke
 Geht sie mit uns immerdar —
 Werde Deinem deutschen Volke,
 Was Luise Preußen war.

Wie sie all die bittren Tränen
 Ihres armen Volks gezählt,
 Wie sie ganz in Gram und Sehnen
 Seinem Schicksal sich vermählt:

So bei Deinem Volke wohnen
 Sollst auch Du in Leid und Lust,
 Und die Herzen von Millionen
 Schlagen dann in Deiner Brust.

Dir zu Füßen wird sich breiten
 Dreimal köstliches Geschmeid':
 Perlen, die von Augen gleiten,
 Tränen heil'ger Dankbarkeit.

Solche Tränen, sie erquicken
 Süß wie Himmels süßer Tau;
 Und ein Name wird Dich schmücken:
 „Unsres Deutschlands liebe Frau!“

„Unsres Deutschlands liebe Frau,“ und zugleich die liebevollste Gattin und Mutter. Als damals ein Künstler die Kaiserin malte in einem langschleppigen Samtkleide, da wetteiferten die drei ältesten Söhne, die Schleppe tragen zu dürfen, ebenso, ehe sich die Kaiserin zu größeren Hoffestlichkeiten begab. Als ein anderes Bild von ihr gemalt wurde, für das Zimmer des Kaisers, da ordnete dieser genau

an, in welchem Kleide sie dargestellt werden sollte: „Du mußt das schwarze anziehen, das ich dir aus Wien mitgebracht habe, und so mußt du aussehen, gerade so freundlich und glücklich, wie du mir stets entgegenkommst, wenn ich eintrete.“ Nachdem das Bild dann eingerahmt abgeliefert wurde, mit einer Krone oben, ließ sie die Kaiserin abnehmen. „Ich kann doch für meinen Mann keine Krone tragen,“ meinte sie.

Auch in den nächsten Monaten setzte der Kaiser seine Reisen fort, bald hier, bald dort weilend, im In- wie Auslande. Er hatte das drängende Bestreben, überall selbst nach dem Rechten zu sehen, alte Verbindungen aufzufrischen, neue anzuknüpfen, sich weiter zu belehren. Als er Ende Dezember in Stettin die Werft des Vulkan besuchte und ihm der älteste Arbeiter einen Lorbeerkranz überreichte, da erwiderte er: „Es ist der erste Lorbeer, der mir dargereicht wird. Ich freue mich, daß es ein Lorbeer des Friedens ist.“ Und über seine Reisen, die ihm von mancher Seite verdacht wurden, sprach er einmal: „Bei meinen Reisen habe ich nicht allein die Zwecke verfolgt, fremde Länder und Staatseinrichtungen kennen zu lernen und mit den Herrschern benachbarter Reiche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen; sondern diese Reisen, die vielfach Mißdeutungen ausgesetzt waren, haben für mich den hohen Wert gehabt, daß ich, entrückt dem Parteigetriebe des Tages, die heimischen Verhältnisse aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals einsam auf hoher See, auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchen von meinen Landsleuten möchte ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzung, und das tut uns allen not.“

In der zweiten Novemberhälfte 1888 bezog das Kaiserpaar das Berliner Schloß; es war zum ersten Male, daß in diesem ein deutscher Kaiser seine Residenz aufschlug. So machtvoll der Bau nach außen gestaltet war, so waren doch im Laufe der Jahrhunderte seine inneren Räume zum Teil recht vernachlässigt worden und entsprachen nicht mehr den Anforderungen eines neuen kaiserlichen Heims und den Bedürfnissen eines kaiserlichen Hofhalts. Jetzt galt es, das Vorhandene im Sinne des großen Vorbildes Schlüter, der die prunkvollen Festräume aufs schönheitsvollste ausgeschmückt hatte, umzugestalten und sie jenen Räumen anzupassen. Im Laufe der Regierung des Kaisers wurde diese umfassende Aufgabe ausgeführt und glänzend gelöst. Eine neue Zeit hielt ihren Einzug in das bis dahin ein wenig in einen Dornröschenschlaf verfallene Schloß, eine neue Zeit mit elektrischen Glocken und schimmerndem Glühlicht, mit unsichtbaren Ventilatoren und geräuschlosen Aufzügen, und auch darin zeigte sich diese neue Zeit, daß es vermöge ihrer technischen Hilfsmittel und allerdings auch dank unermüdlcher Anstrengungen zahl-

loser Kräfte gelang, in kürzester Frist eine aus zwanzig und mehr Gemächern bestehende Fürstenwohnung herzustellen, wie man sie schöner, einheitlicher und — wahrlich nicht das Unwichtigste — behaglicher anderwärts kaum finden dürfte.

Zwei Aufgänge führten zu dieser Wohnung, der eine von dem Schloßplatz, Portal I, der andere vom Schloßhof, durch Portal II. Ersterer führte direkt in die Wohnung des Kaisers, und zwar in den nach seiner gestirnten Decke genannten Sternsaal, der einst von Friedrich dem Großen mit Vorliebe zu freundschaftlichen Tafeleien benutzt, später von Schinkel in leider ziemlich nüchterner Weise umgebaut ward, dann, wenigstens dekorativ, verändert wurde. Als bald bezeichnete man diesen Raum auch als Fahrensaal, weil die Fahnen und Standarten dort Aufstellung fanden. Zu beiden Seiten des oben mit einem umfangreichen Spiegel versehenen Marmorkamins wie auch in den Fensternischen standen in eichenen Gestellen die stummen Zeugen manch heißen, sieghaften Kampfes, die Fahnen und Standarten der Garde-Regimenter, deren Namen auf bronzenen Täfelchen angebracht waren; an den mit roter Seide bespannten Wänden aber sah man vier große Marinebilder, von denen eins Karl Saltzmann, eins H. Bohrdt, eins K. Köchling und das vierte ein schwedischer Seeoffizier gemalt; ferner standen auf Tischen in Glaskästen die auf das sorgfältigste gearbeiteten Modelle neuer Kriegsschiffe, wie der „Irene“, der „Oldenburg“ und des „Greif“. Bis auf wenige Sessel und einen breiten Eichentisch enthielt dieser Saal keinerlei Möbel, da er hauptsächlich zu größeren Empfängen diente. Dicht neben ihm, mit den Fenstern zur Spree hinausgehend, lag das Adjutantenzimmer; rote Seidentapeten, von denen sich verschiedene Schlachtendarstellungen abhoben, schmückten dieses äußerst wohnlich ausgestattete Gemach, in dem sich, wenn der Kaiser im Schloß anwesend war, die diensttuenden Adjutanten, meist zwei an der Zahl, aufhielten.

Von dem Sternsaal aus gelangte man in das zweifenstrige Empfangsgemach des Kaisers, das von Friedrich II. als Wohnung für die Oberhofmeisterin der Königin bestimmt worden war. In Erinnerung an des großen Königs Zeit waren die an den mit zartem, apfelgrünem Seidenstoff versehenen Wänden hängenden Gemälde ausgewählt, die sich auf Friedrich den Großen selbst sowie seinen Familien- und Freundeskreis bezogen, von zeitgenössischen Künstlern, wie Pesne und Knobelsdorff, herrührend. Zu der sich unten um das Zimmer ziehenden weißen, von schmalen Goldleisten abgeschlossenen Holztäfelung paßt der stattliche weiße Marmorkamin mit einem künstlerischen Aufsatz im Rokokostil: zwei Putten tragen das kaiserliche Namensschild. Die Möbel und Vorhänge sind von gediegener Einfachheit, die Stoffe von goldig-braunem Muster; überhaupt fand man in diesen Kaisergemächern nichts, was auf verschwenderischen Luxus schließen ließ, wie auch die einzelnen Zimmer durchaus nicht sehr groß sind, so daß alles Steife und Unwohnliche vermieden war. Auch das Arbeitszimmer des Kaisers, das neben dem Empfangsgemach lag, ist durchaus nicht umfangreich; von

der Decke leuchtet eine 1704 von Augustin Terwesten gemalte olympische Darstellung herab, die Wände verhüllt eine farbige, goldgemusterte Ledertapete, und zu dieser stimmen vorzüglich mehrere niederländische, schwarz eingerahmte Gemälde, darunter eine Kurbrandenburgische Marine des Großen Kurfürsten mit den roten Adlern auf weißem Felde an den Masten, die Bildnisse zweier Obersten des Großen Kurfürsten mit den schwarz-weißen Feldbinden um den Arm, eine Lagerzene von Philips Wouwerman und ein Reitertreffen von Huysenburg. Mehrere Regale enthielten eine kleine, sichtlich vielbenutzte Bibliothek meist militärwissenschaftlichen Inhalts; mehrere Tische waren mit Büchern bedeckt. In der Nähe des einen Fensters stand auf dem Erdboden ein riesiger, über einen Meter Durchmesser haltender Globus, am anderen Fenster der mit Schriftstücken und persönlichen Erinnerungen versehene Schreibtisch, so daß von hier aus der Kaiser den Schloßplatz mit dem Begas-Brunnen und einen Teil der Breiten Straße überblicken konnte. Den Raum zwischen beiden Fenstern, in deren Nischen die verschiedensten Landkarten angebracht waren, füllte ein Sofa aus, über dem das lebensgroße, von C. Kiesel gemalte Bildnis der Kaiserin in ganzer Figur hing, die hohe Gestalt in ein schwarzes Spizentkleid gehüllt, das den Hals und die Arme frei läßt.

Eine kleine Tür führte von hier aus in ein Toiletten- und Schlafzimmer, welches der Kaiser benutzte, wenn er ohne Familie in Berlin weilte; ein besonderer Raum barg die Schränke mit den Uniformen.

Neben dem Arbeitsgemach lag das Vortragszimmer, das auch zu Minister- und Staatsratsitzungen benutzt wurde, worauf der in der Mitte befindliche große, rotüberzogene Tisch, sowie die mannigfachen, an den Fensterwänden befindlichen politischen und militärischen Karten deuteten. Unter den Möbeln fallen zwei reich mit Bronze verzierte Schränke aus Zedernholz auf, die des Kaisers Münzsammlung bargen; es sind wahre Prachtstücke zierlich-künstlerischer und doch dauerhafter Arbeit, die früher im Münzkabinett standen und von dort auf Veranlassung Kaiser Friedrichs wieder in den königlichen Besitz zurückgelangten, die noch aus der Zeit König Friedrichs I. stammten.

Mit diesem Gemach schlossen die eigentlichen Wohnräume des Kaisers ab, und der benachbarte, 1792 von Baudirektor Langhans dekorativ umgestaltete Pfeilersaal, häufig zu kleineren Festlichkeiten benutzt, bildete das Bindeglied zwischen den Gemächern des Kaisers und der Kaiserin, und zwar gelangte man mittels eines schmalen und kurzen, von drei flachen Kreuzgewölben überspannten Durchganges zunächst in den Salon der Kaiserin. Nachgedunkelte Holzpaneele umziehen unten das Gemach, darüber spannt sich eine resedagrüne Seidendamastapete bis zu der reichvergoldeten, in ihren Ecken mit Allegorien der weiblichen Tugenden und in ihrer Mitte mit dem Einzug des Frühlings geschmückten Decke aus; an den Wänden erblickt man drei köstliche Watteaus, deren einer den Aufbruch einer Gesellschaft von Herren

und Damen zur Einschiffung nach dem Lande der Glückseligkeit (Départ pour Cythère) schildert, die beiden anderen aber das Innere eines Kunstladens wiedergeben (L'Enseigne). Die Gemälde waren noch vom Großen Friedrich erworben worden. An dieses Gemach schließt sich das Wohnzimmer der Kaiserin mit schweren Nußbaumpaneelen, mit lachsfarbenen Seidentapeten und großem, schwarzmarbournem Kamin; das Deckengemälde mit spielenden Kinderfiguren, welche die blumenspendende Flora umgeben, rührt noch von Bernhard Rohde her, der, ein Schüler Pesnes, Ende vorvergangenen Jahrhunderts Direktor der Berliner Kunstakademie war; auch die übrigen Bilder entstammten meist jenem Jahrhundert, so das von Tischbein gemalte lebensgroße Bildnis der Königin Luise, von besonderem Liebreiz, und ein von Graff stammendes Porträt der Gemahlin des Großen Friedrich. Nicht minder behaglich war das Arbeitszimmer der Kaiserin, dessen eine Schmalwand fast völlig durch das von Lenbach gemalte lebensgroße Bildnis des Kaisers in Kürasseruniform bedeckt wurde; rote Marmorstückflächen unterbrechen die sattblauen Seidentapeten, von denen mancherlei Öl- und Pastellbilder von Mitgliedern des königlichen Hauses herabschauten. In Nischen standen, wie in den beiden vorgenannten Gemächern, auf schlanken Säulen neben leuchtenden Marmorfiguren kostbare alte chinesische Blumengefäße, stets gefüllt bei Anwesenheit der Kaiserin mit den duftenden Kindern Floras; um mehrere Vasen schlängeln sich kunstvolle Bronzeblumen, aus denen am Abend elektrisches Licht hervorleuchtete. In der Nähe des einen Fensters hatte der zierlich in Nußbaum gearbeitete Schreibtisch seine Aufstellung gefunden.

Aus diesem Gemach trat man in das lustige Schlafzimmer des Kaiserpaares; die Möbel waren einfach, in hellem Tone, die Wände über dem graugrünen Paneel mit großblumiger Cretonne bekleidet und mit mancherlei vom Kaiser Wilhelm II. und der Kaiserin Friedrich gemalten Bildern, sowie anderen Erinnerungen an Reisen und Besuche fürstlicher Freunde geschmückt; das nebenanliegende Toiletten- und Badezimmer der Kaiserin hatte seinen vornehmsten Schmuck durch die herrlichen, buntfarbigen Tafeleien der königlichen Porzellan-Manufaktur erhalten; von hier führte eine Wendeltreppe in die Wohnung der kaiserlichen Prinzen.

Parallel mit den Wohnzimmern der Kaiserin, mit den Fenstern nach dem Schloßhofe zugehend, lagen noch die Bibliothek mit hohen, geschnitzten Bücher-schränken, mit darauf stehenden chinesischen Porzellanen und in die Holzvertäfelung der Wände eingelassenen Porträts hervorragender Regenten — wie des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen, Gustav Adolfs, Peters des Großen usw. — sowie der Speisesaal, in dem an hufeisenförmiger Tafel etwa hundert Gäste Platz finden konnten. Die Wände sind mit Nußbaumtäfelung versehen, zur abwechslungsreichen Dekoration waren fünf kostbare alte Gobelins mit Szenen nach Boucherschen Gemälden verwandt. Die Möbel richteten sich streng nach dem Stilcharakter des Gemaches; das Büfett war auf das künstlerischste geschnitzt.

In diesen Räumen spielte sich nun während des Winters das Leben der kaiserlichen Familie ab. Der kaiserliche Haushalt war zwar, wenn man die besondere Stellung des Kaiserpaares in Betracht zog, im großen und ganzen ein einfacher und stand im starken Gegensatz zu der Prunkentfaltung des Hofes bei festlichen Gelegenheiten. Nicht minder groß war der Unterschied im Wesen des Kaisers, der in seinem Familien- und Vertrautentreise ein ganz anderer war, als bei der Erfüllung seiner Herrscherpflichten und bei der Repräsentation seines hohen Amtes. Im letzteren Falle ernst und sichtlich tief erfüllt von den ihm übertragenen verantwortungsvollen Aufgaben, war er, wenn ihn die Regierungsarbeiten nicht in Anspruch nahmen, von heiter-ungezwungener Art, gern Frohsinn und Scherz liebend und sich wenig um die strengen Vorschriften der Etikette kümmernd, auch wenn verwandtschaftlich-fürstlicher Besuch zugegen war. Unter allen Familienmitgliedern, selbst den Verwandten entfernteren Grades, herrschte das trauliche „Du“, der Verkehr war genau so zwanglos und freimütig wie in jeder gut bürgerlichen Familie. Wenn der Kaiser in Abwesenheit seiner Gemahlin zu anderen von ihr sprach, nannte er sie nur „meine Frau“ oder „die Kaiserin“, während sie meistens „der Kaiser“ sagte. Die Kinder wurden von den kaiserlichen Eltern mit mancherlei Kose-, aber auch zuweilen mit kleinen Spott- und Necknamen gerufen, die sich auf diesen und jenen Vorfall bezogen. Fern von ihnen sprach die Kaiserin nur von „meinen Kindern“, der Kaiser aber, trotz der jüngsten Prinzessin, nur von „meinen Jungen“, und mit besonderer Betonung kamen diese Worte stets hervor. Seiner Söhne gedachte er überall und freute sich, ihnen eine Überraschung bereiten zu können; als er einst bei dem Tontaubenschießen der Offiziere des damals noch in Spandau liegenden 4. Garde-Regiments mit einigen Offizieren um einen Einsatz von fünfzig Pfennig gewettet und, als bester Schütze, drei Mark gewonnen hatte, meinte er, lächelnd den Taler einsteckend: „Da kann ich ja meinen Jungen eine Freude machen!“, und auch bei so manchen von Mitgliedern der Berliner Hofgesellschaft oder auch von auswärtigen Fürsten oder Städten ihm zu Ehren gegebenen Festmahlen steckte er einige Bonbonnieren oder Konfektstücke ein: „Das ist für die Jungen. Mitgebrachtes schmeckt ja am besten, das weiß ich von früher her selbst.“

Nichts falscher als die Vorstellung, daß die kaiserlichen Herrschaften von früher Morgenstunde an durch höfische Bräuche beengt und von zahlreicher Dienerschaft umgeben waren. Die Kaiserin hatte drei Hofdamen, die ihre Wohnungen im Schloß hatten und sich entweder nach mündlichen Verabredungen oder den durch Diener überbrachten Wünschen bei der Kaiserin einstellten, um sie bei Ausfahrten zu begleiten oder für sie allerhand persönliche Bestellungen und Besorgungen zu erledigen. Eine ähnliche Stellung nahmen bei dem Kaiser die Flügeladjutanten ein, die sich in dem von uns erwähnten Adjutantenzimmer zu seiner Verfügung hielten.

Schon früh begann für das kaiserliche Paar der Tageslauf; vor sieben Uhr bereits erhob sich der Kaiser, kleidete sich militärisch an, wobei er sich wenig, und

zwar nur von seinem Kammerdiener, helfen ließ. Das Frühstück nahm das Kaiserpaar gemeinschaftlich ein; aber auch, wenn der Kaiser schon bedeutend früher, sei es zu Truppenübungen oder zur Jagd, aufstehen mußte, ließ es sich die Kaiserin nicht nehmen, ihm bei dem ersten Imbiß Gesellschaft zu leisten. Gleich nach oder auch noch während des Frühstücks erschienen die Prinzen zur Begrüßung, die, wenigstens für die vier ältesten, nicht zu lange ausgedehnt werden konnte, da alsbald die Unterrichtsstunden begannen. Gleichzeitig suchte der Kaiser sein Arbeitsgemach auf, hörte den Vortrag des Oberhofmarschalls an und unternahm halb neun Uhr, meist mit der Kaiserin, eine Spazierfahrt nach dem Tiergarten, oft mit anschließendem längeren Spaziergang, während er bei schlechter Witterung die Reitbahn des nahen Marstalls aufsuchte und dort wohl eine Stunde hindurch ritt. War er zum Schloß zurückgekehrt, so harrten seiner schriftliche Arbeiten, Vorträge, Empfänge, die den Vormittag überreichlich ausfüllten und sich noch am Nachmittag fortsetzten.

Um ein Uhr, wenn nicht besondere Vorfälle eine andere Einteilung erheischten, wurde vom Kaiserpaar im Speisesaal das zweite, aus drei Speisen bestehende Frühstück verzehrt. An dieser Mahlzeit nahmen die beiden Flügeladjutanten und die Hofdamen teil, hin und wieder auch einige vom Kaiserpaar geladene Gäste, die sich vielleicht kurz vor dem Frühstück gemeldet hatten. Denn gleich Friedrich dem Großen liebte auch Kaiser Wilhelm eine heitere Tafelgesellschaft, und so fanden sich zu dem um sechs Uhr angeetzten Diner, sowie zu der um neun Uhr folgenden Abendtafel stets mehrere Gäste ein, selten mehr als vier oder fünf Herren. Die Zivilisten erschienen im Frack, vom Kaiser mit kräftigem Händedruck begrüßt, der sie vertraut bei ihrem Namen anredete, häufig ohne Hinzufügung eines Titels. Mochte die Gesellschaft noch so klein sein, stets war die Tafel mit kostbaren Geschirren und dem herrlichsten Blumenschmuck, den der Kaiser jedem anderen vorzog, besetzt, hauptsächlich pflanzten es Rosen zu sein, die in üppiger Fülle die königlichen Gärtnereien in Potsdam und Charlottenburg lieferten.

Bei diesen kleinen Mahlzeiten gab sich der kaiserliche Hausherr am ungezwungensten. Fast jedes Gebiet des öffentlichen Lebens wurde dann freimütig berührt, und der Kaiser pflegte mit seinen Gästen, unter denen sich oft Gelehrte und Künstler befanden, offene Aussprache. Wenn das Gespräch auf Reformen des Unterrichts und künstlerische Fragen geriet und hierbei Meinungsverschiedenheiten entstanden, wußte der Kaiser vermittelnd einzugreifen.

Nach größeren Herrenabenden, z. B. nach dem Diner für die kommandierenden Generale, führte der Kaiser des öfteren seine Gäste, sobald die Tafel aufgehoben war, nach einem altertümlichen, mit Kreuzgewölben überspannten Gemach, dessen braune Holztäfelungen, dessen sich an diesen entlang ziehende Ruhebänke, über denen alte Bronzeschilder und altholländische Porzellanteller angebracht waren, dessen noch aus der Kurfürstenseit stammender Marmoramin, in welchem starke Holzscheite knisterten, einen ungemein behaglichen Eindruck machten und zum traulichen Verweilen einluden.



Rückkehr von der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem



Phot. E. Bieber, Kgl. Bayr. Hofphotograph, Berlin

Trotz des überreichen Pensums an täglicher Arbeit fand der Kaiser noch Zeit, sich seiner Familie zu widmen; in dem kurzen Zwischenraum zweier Vorträge oder Empfänge suchte er oft seine Gemahlin auf, um mit ihr dieses oder jenes zu besprechen; denn so selbständig auch sonst der Kaiser war, so gerne hörte und berücksichtigte er — falls es sich nicht um politische oder militärische Angelegenheiten handelte — die Meinung der Kaiserin. Glückliche, erholungsfrohe Stunden für das Kaiserpaar waren die zwischen dem Diner und dem Abendessen liegenden, da dann die prinziplichen Kinder mit den Eltern zusammenweilten und oft lauter Jubel aus den Wohngemächern erscholl. Denn wenn sich das Kaiserpaar schon nicht gern der gestrengen Dame Etikette fügte, so bestand diese am wenigsten für die lebenslustigen Prinzen; äußerte doch einmal der Kaiser in einer Ausstellung, als ihn einer seiner Verwandten auf eine kostbare Toilette aufmerksam machte und fragte, ob er sie nicht für die Kaiserin kaufen wollte: „Dieses Kleid mit dieser Schleppe? Nein, das würde bald in Stücke gehen, baumeln doch immer drei oder vier Jungen am Rock meiner Frau!“

In dem festen und entschlossenen Charakter des Kaisers lag es, daß ihm, wie dies schon Fürst Bismarck früher einmal erwähnte, nichts so leicht „imponierte“, aber er hatte die ehrlichste Achtung vor jeder redlichen Arbeit und sorgsamem Pflichterfüllung und nicht minder vor jedweder Tätigkeit in irgendeinem bürgerlichen Berufe. Auch jeder vernünftige und zielbewußte Sport fand bei ihm warme Anerkennung; durch ungewöhnliche Energie von Jugend auf hatte er sich zu einem tüchtigen Schützen, Schwimmer und Reiter ausgebildet, er wußte, was es hieß, hier Ungewöhnliches zu leisten, und zögerte entsprechenden Falles nicht mit seinem offenen Beifall. Als der bekannte Reisende und Forscher Paul Güssfeldt die äußerst gefährliche, in einer derartigen Ausdehnung noch niemals unternommene Ersteigung des Montblanc über die Aiguille Blanche de Péteret, die während mehrerer Tage dem kühnen Bergsteiger und seiner aus drei Führern bestehenden Begleitung fast stündlich den Untergang hätte bereiten können, glücklich beendet hatte, da war es der Kaiser, der ihm sogleich ein langes Telegramm sandte und ihm herzlich zu seiner außerordentlichen Leistung Glück wünschte.

Erklärlich war es, daß der Kaiser „neuen Gesichtern“ gegenüber eine gewisse Zurückhaltung übte, sobald nicht Regentenspflichten in Betracht kamen. Desto herzlicher pflegte er die vielfach noch aus seiner reiferen Jugend herrührenden Bekanntschaften. In dem Verkehr mit seinen vertrauteren Bekannten trat jedoch nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, irgendeine Veränderung ein, als sich in unerwartet kurzer Frist die Wandlung vom Prinzen zum Kaiser vollzog; so mancher, der derartiges befürchtet hatte, vielleicht in Erinnerung an Friedrich den Großen, der von dem Augenblick seiner Thronbesteigung an ein gänzlich anderer geworden zu sein schien, wurde auf das freudigste enttäuscht; denn der Händedruck des Kaisers war genau so freundschaftlich wie der des Prinzen, und sein ganzes Wesen war das gleich offene und gütige geblieben.

Wie bereits als Prinz, so war der Kaiser auch als Träger der deutschen Krone bestrebt, sich in Gesellschaft von Damen von einer besonders liebenswürdigen Seite zu zeigen, und nicht nur im Kreise jener Damen, die auf dem Hofparkett heimisch waren. Eine etwas bange Stimmung herrschte unter den Bewohnern des in einem Dorfe bei Berlin gelegenen Herrschaftshauses, als sich einige Monate nach der Thronbesteigung der Kaiser dort zur Jagd angesetzt. Als Prinz hatte er häufiger in dem schlichten, zweistöckigen, von wildem Wein umrankten und von einem liebevoll gepflegten Garten umgebenen Hause verkehrt, hatte, nach der Jagd, stundenlang in heiterem Geplauder mit der vornehm-milden Hausfrau und dem auch als Parlamentarier bekannten ruhig-besonnenen Hausherrn verweilt und mit den jungen Damen, schlanken und anmutigen Blondinen, übermütig gescherzt — aber sämtliche Familienmitglieder waren nun doch von leisem Zweifel befallen: wird der Kaiser noch der gleiche sein, werden ihm jetzt nicht diese kleinen, wohl sehr behaglichen, aber nichts von überflüssigem Prunk aufweisenden Zimmer zu schlicht erscheinen, wird er sich noch so wohl fühlen wie einst an der mit Blumen reich geschmückten Tafel? Beim ersten Willkommen jedoch waren die Zweifel sofort verschwunden, der Kaiser küßte genau so respektvoll wie einst die Hand der Hausfrau, begrüßte mit kräftigem Handschlag den Hausherrn und jede der Töchter, denen gegenüber es auch nicht an einigen neckenden Worten fehlte, und nach der Jagd war die Plauderstunde so gemütvoll und anregend wie dereinst.

Von gewinnendstem Wesen war auch die Kaiserin im persönlichen Verkehr, und ihre Bescheidenheit hatte oft etwas geradezu Rührendes: „Erlauben Sie eine Bemerkung,“ oder: „Wenn Sie gestatten, möchte ich —“, so sagte sie häufig in der Unterhaltung oder leitete eine Bitte ein. Fast immer waren ihre Worte der Ausdruck einer wahren, von Herzen kommenden Liebenswürdigkeit. Gern ließ sie sich Männer der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst vorstellen und wußte jene schnell in eine ungezwungene Unterhaltung zu verflechten. War der Betreffende verheiratet, so lief mit Bestimmtheit die gelegentliche Frage unter, ob er auch Kinder hätte, und im Falle erkundigte sie sich eingehend nach ihnen mit unverfälschter, wachsender Teilnahme, wenn erforderlich, einen guten Ratschlag einfließen lassend oder, falls die Kleinen krank waren, zu größter Vorsicht und schneller ärztlicher Hilfe mahnend. Auf das genaueste war sie mit den Familienverhältnissen der Hofbeamten, auch wenn diese nicht zu den „ersten Chargen“ zählten, vertraut, und in mancher dieser Familien wurde an Sonn- und anderen Festtagen als besondere Belohnung für die Kleinen die „Puppe der Kaiserin“ hervorgeholt, die sie persönlich gebracht oder durch eine Hofdame geschickt hatte.

Das alte Wort, daß „jene Frau die beste ist, von der man am wenigsten spricht“, durfte man auf die Kaiserin anwenden; unzählige Tüchte warmer Nächstenliebe und aufopferndster Wohltätigkeit drangen niemals in die Öffentlichkeit, verbreiteten dafür aber ein desto stilleres und größeres Glück.

Denn unermüdtlich tätig war die Kaiserin, um Gutes zu tun und andere anzuregen, ihrem Beispiele zu folgen. Ihr ganzes Wesen war von anmutiger Freundlichkeit und Güte durchdrungen, man fühlte sofort, daß hier nicht bloß Pflichten erfüllt wurden, die mit dem hohen Berufe verknüpft waren, sondern daß hier ein Herzensbedürfnis zu echtem und rechtem Ausdruck gelangte. Wir werden ja noch Gelegenheit haben, darauf in einem besonderen Abschnitt näher einzugehen.

Wie das junge Kaiserpaar damals beurteilt wurde, geht aus einer hübschen Plauderei hervor, die kurz nach dem Thronwechsel ein hervorragendes Schweizer Blatt veröffentlichte: „Kaiser Wilhelm I. hätte so weit nach rechts gehen können, wie er wollte, man hätte im Stillen gemurrt, aber wäre ihm doch gefolgt. Kaiser Friedrich hätte sich ganz nach links wenden können, und das gleiche wäre geschehen. Beide Herrscher wurden von einer gewaltigen Volkstümlichkeit getragen, die aus den Kriegen herrührte, sie waren Gründer des Reiches. Der junge Kaiser Wilhelm ist vorläufig nichts als ihr Erbe, er muß sich vor jedem Zuviel nach rechts und links hüten. Darum hat Bismarck jetzt eine so gewaltige Stellung, indem er unter den Schild der eigenen Volkstümlichkeit den jungen Herrscher nimmt und ihn ins politische Leben und in seinen Beruf einführt. Einen großen Vorteil hat allerdings Wilhelm II. Er vertritt die Jugend, das neue Geschlecht. Und dieses Geschlecht ist in Deutschland ganz eigentümlich; es hat den Zusammenhang mit den alten politischen Anschauungen verloren, wie sie zum größten Teil noch im Parlament vertreten werden. Dort sitzen meist Leute älterer Jahrgänge, die ihre politischen Erinnerungen und Streitigkeiten aus der Zeit vor den großen Kriegen und dem Einigungswerke nicht recht vergessen können. Die Jugend dagegen ist, wenn man die beiden Hauptgruppen im Auge behält, entweder sozialistisch oder bismarckisch. Der junge Kaiser verspricht in seiner Ansprache an das Volk, den Armen und Schwachen ein Helfer und Hüter zu sein; daraus kann man folgern, daß er dem weiteren Ausbau einer arbeiterfreundlichen Gesetzgebung geneigt ist. Er ist gleichzeitig bismarckisch gesinnt, d. h. das Reich soll so stark und stolz wie möglich sein, auch wenn jede innere Angelegenheit dahinter zurücktreten müßte. Beide Gefühle, welche die Jugend bewegen, rühren sich in seiner Brust, und er ist dabei frei von dem Parteihader früherer Zeit. Das ist sein großer Vorteil!

Was von der inneren Politik gesagt wurde, läßt sich noch erweitern. Der Kaiser ist jung, kaum dreißig Jahre, und ohne Vergangenheit. Die meisten seiner Bundesfürsten im Deutschen Reiche sind so alt, daß er ihr Sohn sein könnte, und haben persönlich an der Aufrichtung des Reiches teilgenommen. Das Alter und die Erinnerung seiner Mitfürsten, zu denen Persönlichkeiten, wie der Großherzog von Baden, der König von Sachsen, der Prinzregent von Bayern gehören, werden unwillkürlich mäßigend auf alle Bewegungen des jungen Herrschers wirken und ihn um so williger machen, auf die Ratschläge des Reichskanzlers zu hören. — Und nun die auswärtige Politik! — Wir alle wußten, daß der alte Kaiser Wil-

helm I. keinen Krieg mehr wollte. Er wünschte seinen Lebensabend in Frieden zu schließen und hatte Ruhm genug, um unter Umständen selbst nachgiebig zu sein, ohne schwach zu erscheinen. Der arme Kaiser Friedrich war so krank, daß schon mit dieser Krankheit die andern Kabinette als mit einem Friedensgrunde rechnen konnten.

Anders steht es mit dem jungen Kaiser. Auch für ihn ist es unmöglich, einen Angriffskrieg zu führen, nur aus Lust am Kriege. Er hat seine Friedfertigkeit betont, und dieselbe ist durchaus glaubwürdig; denn das Deutsche Reich ist satt an Land und Ruhm, und nirgends rührt sich ein Bedürfnis nach mehr. Man frage vom Süden nach Norden, vom Osten nach Westen. Wir wüßten nicht, was wir noch begehren sollten. Jeder antwortet nur: Unsere Nachbarn sollen uns in Ruhe lassen — das ist unser einziger Wunsch! Aber die Friedfertigkeit des jungen Kaisers ist nicht durch das Alter hervorgerufen, auch nicht durch eine schwere Krankheit benötigt. Sie ist viel leichter zu erschüttern als beim greisen Wilhelm und beim kranken Friedrich. In der auswärtigen Politik hat heute Bismarck ein Schwert zur Seite, das lochterer in der Scheide sitzt als bisher. Und das ist das weitaus Wichtigste. Die Friedensliebe in Berlin ist nicht geringer geworden, aber vielleicht etwas empfindlicher; der Geduldsfaden etwas kürzer. Vielleicht dient gerade das zum Guten und zum Frieden, denn es mahnt unfreundliche Nachbarn zu größerer Vorsicht. Im übrigen sei daran erinnert, daß der jetzige Kaiser Wilhelm in ungefähr demselben persönlichen Freundschaftsverhältnisse zum österreichischen Kronprinzen Rudolf steht, wie der verstorbene Kaiser Friedrich zum König Umberto von Italien oder sein Großvater Wilhelm I. zum verstorbenen Zar Alexander II. Auch dies dürfte bei einer politischen Rechnung in Betracht zu ziehen sein.

Ich sprach oben von der Einfachheit des jungen Kaisers; sie gibt sich auch in seinem sonstigen Leben kund. Er ist kein Freund von großen Gelagen, dagegen ein Liebhaber männlicher Vergnügungen. Jagen und Reiten macht ihm Freude. Abends ist er früh zu Bett, meist schon um zehn Uhr, dagegen früh wieder heraus und häufig schon um fünf Uhr morgens zu Pferde. Als Zerstreuung liebt er auch die Musik, und zur eigenen Unterhaltung vermag er etwas Malerei zu treiben. Früher machte er sich das Vergnügen, den Horaz nachzudichten, Oden desselben ins Deutsche zu übertragen. Zu solchen Dingen wird er jetzt freilich keine Zeit mehr haben, das klassische Latein wird wohl auch mehr oder minder bereits in die Brüche gegangen sein. Mit seinen hochadeligen Kameraden der Potsdamer Garnison, ebenso mit seinen früheren Universitätsgenossen, war er gern gesellig zusammen. Aber es ist bezeichnend, daß er als Regimentsoberst sofort denselben Tischgenossen auf das strengste den Besuch eines vornehmen Berliner Klubs verbot, wo hohes Hazardspiel getrieben wurde. Keine Vorstellungen halfen dagegen, nicht einmal Klagen beim alten Kaiser Wilhelm. Als dieser seinen Enkel deshalb fragte, gab letzterer ungefähr zur Antwort: „Ich will ordentliche Offiziere in meinem Regi-

ment haben, sie sollen sich nicht leichtsinnig ruinieren.“ Nicht minder bemerkenswert war eine spätere Vorschrift, worin er die Offiziere vermahnte, bei dem vorgeschriebenen einfachen Uniformschnitt zu bleiben und nicht die Narrheiten einiger Modegecken auf die militärische Kleidung zu übertragen. Wenn's auch nur Kleinigkeiten sind, so haben gerade solche Kleinigkeiten hier gut gefallen, und die kleinen Strichelchen charakterisieren gewöhnlich am besten ein Porträt.

Wenn man die Friedrichstraße und Leipziger Straße entlang geht, so sieht man in hundert Buch- und Bilderläden die Bilder des neuen Kaiserpaares. Gewöhnlich aber sieht man den jungen Kaiser mit einem seiner kleinen Söhne, manchmal auch mit zweien an der Hand oder auf dem Arm. Er hat zur Zeit vier und sieht im übrigen schon demnächst neuen Vaterfreuden entgegen. Die Jungen sind reizende frische Buben und bilden das Entzücken aller Mütter von der einfachen Arbeiterfrau aus dem Volke bis zur feinsten Dame aus der Gesellschaft. Hübsche Kinder sind bekanntlich Allerweltsfreund.

Und das ist kein Wunder, denn die junge Kaiserin Auguste Viktoria ist eine allerliebste Frau. Es schickt sich eigentlich nicht für einen verheirateten Mann, wie ich bin, für die eheliche Gattin eines andern zu schwärmen, noch dazu, wenn sie die deutsche Kaiserin ist. Aber ich blättere in alten Briefen nach und sehe, daß ich schon, als sie zum ersten Male als Braut nach Berlin kam, mein Entzücken offen aussprach. Ich bin also ein langjähriger Verehrer. Sie ist eine prachtvoll gewachsene Blondine mit reizenden blauen Augen und schönem Haar. Eine frische Natürlichkeit liegt über ihrem Wesen; einige Monate älter als ihr Gemahl, hat sie sich den ganzen Schmelz der ersten Jugend bewahrt, und nichts verrät, wie oft sie bereits glückliche Mutter wurde. Ein liebes, freundliches Gesicht mit feinen Zügen und von klarer, gesunder Farbe vervollständigt das reizende Bild dieser hübschen Frau Kaiserin, die sich großer Beliebtheit erfreut. Sie ist sehr fromm, und ein großer Teil ihrer Zeit ist guten Werken gewidmet. Außerordentlich angenehm berührt die Bescheidenheit, mit der sie sich von der Öffentlichkeit zurückhält; was sie Gutes tut, geschieht meist im Verborgenen, ohne daß die rechte Hand weiß, was die linke tut. Es geschieht außerdem in der lebenswürdigen Art, daß die Geberin verrät, wie sie selbst Freude am Wohltun hat. Geistigen Bewegungen in Kunst und Wissenschaft ist sie bisher fern geblieben, das gehörte zum Ressort der Kaiserin-Witwe Viktoria. Die greise Kaiserin-Mutter Augusta hatte einen großen Zug in ihrem Wirken, sie unterstützte und förderte alles, was zum Heile der kranken Menschheit, z. B. zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger im Felde und im Lazarett dient. Kaiserin-Witwe Viktoria widmete sich vornehmlich der Unterstützung der Kunst und war deren Jüngern eine freundliche Protektorin, ebenso interessierte sie sich für die Wissenschaft. Die junge Kaiserin Auguste Viktoria schafft mehr im Stillen, für kranke Mütter und arme Kinder. Natürlich griffen die drei Frauen, besonders die beiden älteren, auch auf die gegenseitigen Gebiete hinüber, aber den

hauptsächlichsten Einfluß übten sie in den vorstehend angegebenen Richtungen. Der Kaiserin-Witwe Viktoria hat Kunst und Wissenschaft in Preußen viel edle Förderung zu danken. Es wäre schön, wenn ihre Schwiegertochter, die jetzige Kaiserin, dafür in dem nun eröffneten großen Wirkungskreise ein gleiches Verständnis zeigte. Denn von der Kaiserin-Witwe vermutet man, daß sie sich ganz in die Stille zurückziehen und vielleicht auch bald nach England gehen dürfte, um mit ihrem großen Schmerze allein zu sein.

Die jetzige Kaiserin ist bekanntlich eine Tochter des Herzogs von Augustenburg, der sich mit Thronansprüchen auf Schleswig-Holstein trug und von der preussischen Politik dabei „kalt gestellt“ wurde. Die Heirat seiner Tochter mit dem deutschen Thronerben brachte die Versöhnung beider Familien, und vor allen Dingen brachte sie frisches Blut in die Reihe der Hohenzollern.

Von der jungen Kaiserin weiß man eigentlich nicht viel, sie liebt die Musik, spricht verschiedene Sprachen geläufig, u. a. auch dänisch, und gilt als eine zärtliche und vortreffliche Mutter. Für kirchliche Bestrebungen hat sie einen regen Sinn und zeigt sich im übrigen nur selten der Öffentlichkeit. Ob sie jemals zu den bedeutenden Frauen auf dem Throne gehören wird, ist fraglich. Allerdings hat sie noch keine Gelegenheit gehabt, sich besonders hervorzutun; denn sie war bisher am Hofe die jüngste und ihrem ganzen Charakter gemäß auch die stillste. Sicherlich gehört sie aber zu den anmutigsten Erscheinungen, welche jemals eine Krone trugen. Eins erscheint übrigens völlig ausgeschlossen, daß sie auf die politischen Entschlüsse ihres Gatten einen bestimmenden Einfluß ausüben könnte! Eine „Mitregentin“ haben wir in ihr nicht zu erwarten, und das ist gut; es entspricht nicht dem altpreussischen Geschmack! —

Heinrich von Treitschke, der große Geschichtslehrer und -forscher, urteilte zu jener Zeit über den Kaiser: „Von den vier Königen sind zwei nicht mehr, aber das Leben gehört den Lebendigen. Mit hoffendem Vertrauen wendet die Nation ihre Augen auf ihren jungen kaiserlichen Herrn. Alles, was er bisher zu seinem Volke sprach, atmet Kraft und Mut, Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Wir wissen jetzt, daß der gute Geist der Wilhelminischen Zeiten dem Reiche unverloren bleibt, und schon in den ersten Trauertagen erlebten wir eine große Stunde deutscher Geschichte. In deutscher Treue scharte sich unser gesamter Fürstenstand um seinen Kaiser und erschien mit ihm vor den Vertretern der Nation. Die Welt erfuhr, daß der deutsche Kaiser nicht stirbt, wer immer seine Krone tragen mag. Welch ein Wandel der Dinge seit den Zeiten, da die Höfe an jedem Neujahrstage ängstlich auf die Aussprüche des geheimnisvollen Cäsars an der Seine lauschten. Heute gedenkt die deutsche Thronrede mit keinem Worte mehr dieser Westmächte, die sich einst anmaßten, die gesittete Welt allein zu vertreten; denn mit unbelehrbaren Feinden läßt sich ebensowenig rechten wie mit zudringlichen, zweifelhaften Freunden. Mag Europa sich in Frieden an die Verschiebung der alten Machtverhältnisse

gewöhnen, oder mag das deutsche Schwert nochmals aus der Scheide fahren zur Sicherung des Gewonnenen: Für beide Fälle hoffen wir gerüstet zu sein. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird dies große Jahrhundert, das als ein französisches zu beginnen schien, als deutsches Jahrhundert enden: Durch Deutschlands Gedanken und Deutschlands Taten wird die Frage gelöst, wie sich eine starke überlieferte Staatsgewalt mit den berechtigten Ansprüchen der neuen Gesellschaft vertragen könne. Einmal doch muß die Zeit kommen, da die Völker fühlen, daß die Schlachten Kaiser Wilhelms nicht bloß den Deutschen ein Vaterland geschaffen, sondern auch der Staatengesellschaft eine gerechtere, vernünftiger Ordnung gegeben haben. Dann wird sich erfüllen, was einst Emanuel Geibel dem greisen Sieger zurief: „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen!“



Phot. J. C. Schaarwächter, Hofphotograph, Berlin



Die Kinder

„Der Mittelpunkt für uns Kinder war, seit ich denken kann, unsere geliebte Mutter. Von ihr ist Liebe und ist Wärme ausgegangen und zu uns gekommen. Was auch jemals unsere jungen Herzen an Freude oder Leid bewegen mochte, sie hat Verstanden und ein Mitschwingen und Mitempfinden dafür gehabt. Alles Beste unserer Kindheit, nein mehr: alles Beste an dem, was Elternhaus und Familie nur geben können, danken wir ihr. Denn was sie uns in jener frühen Jugend gewesen ist, das ist sie uns geblieben, auch als wir zu Jünglingen und Männern reiften — das ist uns diese gütigste und beste Frau, für die leben nur helfen, spenden und sich zum Wohle anderer hingeben und verschwenden heißt, auch heute noch.“ — So Kronprinz Wilhelm in seinen Erinnerungen. Die gütigste und beste Frau, die gütigste und beste Mutter! Zu den fünf Söhnen hatte sich am Abend des 17. Dezember 1890 noch ein sechster gesellt, der in der am 26. Januar des folgenden Jahres stattgefundenen Taufe die Namen Joachim Franz Humbert erhielt, und zwar war sein Rufname nach dem Kurfürsten Joachim, der 1539 die Reformation in seinen Landen eingeführt, gewählt worden. Auf Veranlassung der noch leidenden Kaiserin erschien kurz nach der Geburt dieses letzten Prinzleins in der in der Dorotheenstraße in Berlin gelegenen öffentlichen Entbindungsanstalt eine Abgesandte der Kaiserin, um zu erfragen, wieviele Kinder dort am nämlichen Tage zur Welt gekommen seien. Es waren fünf, und am folgenden Tage bereits trafen für diese Geburtstagsgenossen des Prinzleins ebenso viele Kinderausstattungen ein, die an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig ließen.

Nun fehlte aber den Brüderchen noch das erwartete Schwesterlein, von dem viel die Rede war. „Ach,“ sagten gelegentlich die Ältesten der Kinderschar, „warum kommen überall kleine Mädchen, nur zu uns nicht?“ Man schlug ihnen vor, sie sollten einen der Brüder gegen ein kleines Mädchen von irgend jemand umtauschen. Na, da gab es lange Beratungen, wer denn zu diesem Tausche bestimmt werden sollte, bis es endlich lautete: „Nein, es ist ganz unmöglich, wir können keinen entbehren.“ Aber da kam doch plötzlich, am 13. September 1892, im Marmorpalais ein Prinzesschen an, das am 12. Oktober im Neuen Palais in der Taufe die Namen Viktoria Luise Adelheid Mathilde Charlotte erhielt. Groß war die Freude der Brüderchen. Immer wieder schlichen sie sich zum Bettchen des süßen Kleinen blonden Mädchens heran, sie wetteiferten, was sie demselben Liebes er-

weisen könnten, jeder wollte sie auf den Arm nehmen. Die kleine „Sissi“, wie sie zärtlich genannt wurde, sie wurde der ganze Verzug nicht nur der Brüderchen, sondern auch der Eltern, die sich schon lange wohl nach einem Töchterchen gesehnt hatten, und selbst dem Vater gegenüber konnte sie sich später manches herausnehmen, was den Brüderlein nicht gestattet war.

Der Kaiser war durch seine stets wachsenden Pflichten verhindert, sich viel persönlich um die Erziehung der Kinder zu kümmern, aber er hatte im Verein mit seiner Gemahlin den Erziehungsplan eingehend festgesetzt, dessen Ausführung er genau verfolgte. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde seinen Söhnen nichts nachgesehen, sie mußten fleißig lernen, und auch Strafarbeiten blieben ihnen unter Umständen nicht erspart. Titulaturen gab es nicht; als die Prinzen älter geworden, wurden sie mit „Sie“ und dem Vornamen angeredet, und wenn auch so manches in der Erziehung nach militärischen Grundsätzen geregelt war, so hatte der Kaiser doch mehrfach betont, daß das Militär wohl eine Notwendigkeit sei, daß aber die Kraft des Staates in seiner Bürgerschaft beruhe, und daß nur in einer friedlichen Regierung Handel und Wandel gedeihen können.

Die Zimmer, oberhalb jener des Kaiserpaares im Schlosse, in denen die drei ältesten Prinzen sowie die Aufsichtsdamen wohnten, waren nach allen Anforderungen der Hygiene, unter besonderer Aufsicht der Kaiserin, eingerichtet worden. Es fehlten völlig Teppiche, dicke Vorhänge und andere staubfangende Möbelstücke. Dagegen war alles abwaschbar und wurde in peinlicher Sauberkeit gehalten. Im gleichen Sinne wurde die Garderobe der Prinzen besorgt, schlicht, einfach, ohne Puz, gesund. Früh wurden die Kinder daran gewöhnt, ihren Körper durch tägliche Bäder abzuhärten und gegen Witterungseinflüsse unempfindlich zu machen, früh erhielten die Ältesten in der hinteren Reitbahn des nahe dem Schlosse gelegenen Marstalls Reitunterricht, den der Erzieher, Major von Falkenhayn, leitete; häufig gab auch der Kaiser besondere Anleitungen, ebenso wie die Kaiserin oft den Reitübungen ihrer Söhne beiwohnte, entweder in einer Loge sitzend oder zu Roß. Ohne Zügel und Bügel lernte der Kronprinz alle Gangarten, Schritt, Trab und Galopp, und führte dieselben Voltigierkünste aus, die die Instruktion der Kavallerie vorschrieb, wie er auch die gleichen Hindernisse nahm, welche der Kaiser nahm, und zwar eine Binsenhecke und eine Holzmauer. Major von Falkenhayn überwachte als Gouverneur den Unterricht, der zunächst vom Domkandidaten Kessler, dem späteren Hofprediger, und J. Sechner vom Königl. Seminar für Stadtschullehrer erteilt wurde; den Unterricht in der französischen Sprache erhielten die Prinzen in den ersten Jahren von dem genannten Gouverneur, der mehrere Jahre in Paris zur Deutschen Gesandtschaft kommandiert gewesen, jenen in der englischen Sprache von einer jungen Engländerin, später wurde noch ein französischer Lehrer hinzugezogen. Jeden Tag, im Sommer wie im Winter, wurde um sieben Uhr aufgestanden, nach dreiviertel Stunden das erste Frühstück ein-

genommen, worauf um acht Uhr die Unterrichtsstunden begannen. Kurz nur war die zweite Frühstückspause, dann wurde weiter gelernt, es schlossen sich der Reitunterricht oder Spaziergänge an, bis zum Mittagbrot um ein einviertel Uhr. Der Nachmittag war allerhand Arbeiten und ebenso der Erholung gewidmet, nach dem Bad und einem einfachen Abendbrot wurde um acht Uhr zu Bett gegangen.

Als die Prinzen älter geworden, wurden ihnen während des Winters im Schloß Bellevue besondere Schulzimmer eingerichtet; in dem weiten Park konnten sie sich dann auch nach Belieben umbertummeln, sich Schneebällen und Schlittschuh laufen. Nahmen die Eltern ihren Sommeraufenthalt im Neuen Palais, so siedelten selbstverständlich auch die Kinder dorthin über, wo sie mehr Freiheiten hatten, als in Berlin. Hier tummelten sie sich im „Prinzengarten“, der einen Teil des weiten und schönen „Neuen Gartens“ bildete, fröhlich umher — jedes Kind hatte hier sein eigenes Gärtchen mit verschiedenen Beeten, deren eines von ihnen mit Koniferen bepflanzt war, während ein anderes die von ihnen mit Blumen gebildeten Anfangsbuchstaben ihrer Vornamen enthielt, außerdem gab's da noch Erdbeeren- und Blumenbeete, die sorgsam gepflegt wurden. Nach dem Nachmittagsunterricht ging es im Wagen nach der eine Stunde vom Palais entfernten Schwimmanstalt in der Pirschheide, die an den Wildpark grenzt und sich bis an die Havel hinzieht; dort standen auch Ruderboote zur Verfügung, die fleißig benutzt wurden, nicht minder im Park selbst die vom Kaiser erhaltenen drei Räder. Zur Ausbildung in den Militärwissenschaften diente eine im Garten, nicht weit vom Neuen Palais, erbaute Miniaturfestung, die nach den Entwürfen von Krupp in Essen unter Leitung eines bei Krupp angestellten früheren höheren Offiziers erbaut worden war. Das von einem Wassergraben umgebene Mauerwerk der Festungswälle ragte etwa drei Meter über dem Erdboden empor, dahinter befanden sich ringsum Rasematten; es fehlte nicht an drehbaren Panzertürmen, sowie an schweren Festungsgeschützen, die vermittelst einer mechanischen Vorrichtung durch einen Handgriff mühelos vor die Schießscharten gebracht werden konnten. — Ubrigens wurde auch nicht der Musik- und Zeichenunterricht vernachlässigt, in welchem die jungen Prinzen gute Fortschritte machten; der Kronprinz widmete sich mit Erfolg dem Violinspiel und erreichte darin, unter Leitung de Ahna's, eine große Fertigkeit.

Wie die Kaiserin aufs einfachste erzogen worden war, so geschah dies auch bei ihren Kindern. Sie durften nicht verwöhnt werden, erhielten keine Näscherien, mußten stets bescheiden auftreten und für jede Kleinigkeit, die ihnen mitgebracht wurde, dankbar sein. Aufs liebevollste überwachte sie ihren Werdegang, wohnte oft, mit einer Handarbeit beschäftigt, dem Unterricht bei, suchte die Eigenart jedes ihrer Kinder zu verstehen und jedem auf besondere Weise gerecht zu werden. Sie probierte deren Kost und kümmerte sich um ihre Garderobe, sie war Mutter, Vertraute, Freundin. Jeden Abend eilte sie an ihre Bettchen und betete mit ihnen, und fand im Schloß irgendeine Festlichkeit statt, so entschuldigte sie sich zur

betreffenden Stunde bei den Gästen: „Ich kann es doch meine Kinder nicht entgelten lassen, daß ich Kaiserin bin, ich muß mit ihnen beten.“ Und war die Festlichkeit zu Ende, hatten sich die Gäste verabschiedet, so suchte sie nochmals die Schlafzimmer der Kinder auf, beugte sich über ihre Bettchen und segnete die Schlafenden. Wie sie täglich die Seiten ihres Tagebuches mit ihren Eindrücken und Erlebnissen füllte, so hatte sie auch für jedes ihrer Kinder ein Buch angelegt über dessen Eigenart, Kameraden, Beschäftigung, Studien usw. bis zur Konfirmation. Überall gedachte sie sehnsüchtig der fernen Kinder; so schrieb sie 1883 aus Bellaggio: „Trotz der herrlichen italienischen Gegend mit blauem Himmel, dunklem Como-See, herrlichen Bergen, sehnt sich mein Herz nach den Kindern. Ich sage mir immer wieder, daß diese Reise nur dazu dienen soll, mich meinem Mann und Kindern um so kräftiger zurückzugeben.“

All ihre kleinen Leiden und all ihre Freuden teilten die Kinder mit der Mutter, bei der sie stets das vollste Verständnis fanden, die sie ermunterte, tröstete, wohl auch manche verhängte Strafe milderte. War eins der Kinder erkrankt, so schwanden für die Kaiserin alle Rücksichten auf ihre sonstigen Pflichten, sie wich nicht vom Krankenbette des kleinen Lieblinges, unterstützte hilfsreich und mit mütterlicher Fürsorge die Pflegerin, wachte bis über Mitternacht hinaus bei dem kleinen Patienten. Dann zeigte sich so recht hell die Geschwisterliebe, die Brüderchen schlichen sich auf den Zehen an das Bettchen des Erkrankten, um zu sehen, wie es ihm ginge, und verschwanden ebenso still wieder, wie sie gekommen. Das besondere Sorgenkind der Mutter war von klein auf ihr Jüngster, der recht schwächliche und oft kränkliche Prinz Joachim, von dem sie selbst einmal geschrieben: „Ein Kind vieler heißer Gebete.“ Verhinderte das Wetter einen Nachmittagsaufenthalt im Freien, so versammelte die Kaiserin gern die Söhne um sich, ließ sich von ihren Fortschritten und Arbeiten erzählen, erläuterte ihnen an der Hand eines Atlas Geographie, sowie durch entsprechende Bilder Staatengeschichte und achtete immer mehr darauf, daß die Kinder den inneren Kern des Vorgetragenen erfaßten, statt trockene Zahlen und Daten mechanisch auswendig zu lernen. Gleich dem Kaiser bestrafte sie jeden Trotz, jede Überhebung, jedes Hervorkehren des Selbstbewußtseins der eigenen kleinen Persönlichkeit auf das entschiedenste.

Ein hübsches Bild aus der Kinder- und Krankenstube im Schloß zeichnet der Beitrag einer Diakonissin des Paul-Gerhardt-Stiftes in Berlin: „Liebe Erinnerungen binden mich an unser Kaiserhaus! — Anfang Januar 1890 wurde ich zur Pflege des an Influenza und Rippenfellentzündung erkrankten dreijährigen Prinzen August Wilhelm ins Schloß geschickt, gleichzeitig war die Erzieherin, Srl. Z., an Rippenfellentzündung und einem schweren Herzleiden erkrankt. Prinz Au-Wi, so wurde er genannt, war schon über die schwerste Zeit hinweg, doch Srl. Z. bedurfte Tag und Nacht der sorgsamsten Pflege. — Ich kam von der Beerdigung meines Bruders und wurde, ohne erst im Mutterhause näheres erfragen

zu können, direkt von der Reise ins Schloß beordert; das war schwer; abends 10 Uhr kam ich im Schloß an. Gleich nachdem ich ins Krankenzimmer geführt war, trat die Kaiserin bei mir ein. Auf die Frage derselben, wen ich vorher gepflegt habe, erzählte ich von der schweren Erkrankung und dem Tode meines Bruders. Rührend lieb und voller Teilnahme fragte die Kaiserin nach allen Einzelheiten und sprach mir in ihrer so besonders zu Herzen gehenden Weise Trost zu. — Die Pflege war nicht leicht; Srl. 3. litt furchtbar an nervösen Zufällen außer der sehr schweren Herzerkrankung. Prinz August Wilhelm, der schon einige Stunden außer Bett zubringen durfte, war das sonnigste Kind, lieb und artig und immer bereit, seine Habseligkeiten zu verschenken. — In jenen Tagen war Kaiserin Augusta heimgegangen, sie war in der Schloßkapelle aufgebahrt; trotzdem unsere Kaiserin durch die damit verbundenen persönlichen Pflichten besonders angestrengt war, erschien sie täglich oft mehrere Male, um die beiden Kranken zu besuchen, wie sie auch nie versäumte, wenn es irgend möglich war, beim Baden des Prinzen Oskar zugegen zu sein. In höchster Verehrung und Liebe hingen sowohl die Hofdamen als auch die ganze Dienerschaft an der Kaiserin. — Als es mit Srl. 3. auch zur Besserung ging, sagte mir der Arzt, ich könne die Pflege beendigen, die Kaiserin wäre zu ihrem Bedauern verhindert, mir das selbst zu sagen, er solle den Dank übermitteln. Kaum war er jedoch gegangen, so erschien zu meiner größten Freude doch noch die Kaiserin und sagte mir in liebenswürdigster Weise, sie müsse mir doch noch selbst danken, weil die Pflege so schwer gewesen, und ich zu ihrer großen Zufriedenheit mit der sehr schwierigen Kranken gut fertig geworden sei. —

Dann kam noch ein sehr schönes Nachspiel. Srl. 3. schrieb mir, ich möchte zu einer bestimmten Zeit ins Schloß kommen; ich fand dort die Prinzen Adalbert, Eitel-Fritz und August Wilhelm bei Srl. 3., und sie wollten mit mir „spielen“. Ja, das verstanden sie wundervoll. Gar lustig wurde getollt und getummelt, so daß oft Strümpfe und Höschen darunter zu leiden hatten und oftmals des Stopfens und Ausbesserns bedurften, um weitergetragen werden zu können. — So verlebte ich fröhliche, schöne Stunden mit den kleinen Prinzen, und immer wieder mußte ich meine Besuche wiederholen. Beim Fortgehen schenkte mir Prinz August Wilhelm dann allerlei seiner Spielsachen für die kranken Kinder im Kindersaal unseres Mutterhauses mit vielen Grüßen für die Kleinen. Einmal wollte er mir sein neuestes Weihnachtsgeschenk mitgeben, es war eine Spieluhr mit vier sich bewegenden Katzen. Er deutete die Katzen, indem er zu Srl. 3. sagte: „Die mit die grünen Augen, das bist du, und das ist Wilhelm und Fritz und ich!“ — als ich dieses Geschenk nicht mitnehmen wollte, fing er an zu weinen, bis ihn Srl. 3. auf meinen nächsten Besuch vertröstete. Immer kam ich beladen mit Spielsachen und Blumen nach Haus — Eines Tages kam ein kaiserlicher Wagen am Mutterhause vorgefahren mit drei Prinzen und Srl. 3., sie wollten Herrn Pastor, unsere Frau Oberin und mich besuchen. — Unvergesslich sind mir die im Schloß verlebten Tage,

in denen ich unsere Kaiserin als die treueste Mutter in ihrer Familie, als die immer zum Helfen bereite Landesmutter, deren Herz und Denken nur auf das Wohl und Glück ihrer Mitmenschen ging, kennenlernte.“ —

Mit schwärmerischer Liebe hingen die Söhne an der Mutter, früh empfanden sie, was ihnen diese war, was sie ihnen bedeutete. Als dem Kronprinzen im Unterricht erklärt wurde: daß alle Menschen Fehler hätten, fragte er nachdenklich: „Mein Vater doch aber nicht?“ — „Doch, alle Menschen!“ Darauf rief er lebhaft aus: „Aber meine Mutter ganz gewiß nicht!“ Und als im Religionsunterricht eine Stelle vorkam, daß „wir Menschen allzumal Sünder wären“, da blickte Witel-Friedrich erst sinnend vor sich hin, um dann bestimmt zu erklären: „Das kann nicht stimmen, nein, nein, denn meine Mama ist keine Sünderin!“ Als der kleine Prinz Adalbert einmal der Kammerfrau zusah, wie diese die Koffer der Kaiserin zu einer Reise packte, da bat er: „Ach, packe mich auch in den Koffer, wenn wir dann ankommen, springe ich heraus und falle der Mama um den Hals — wie wird sie sich dann freuen!“ Und als einst das Kaiserpaar nach Ostpreußen abzureisen im Begriff stand, hatten die drei ältesten Prinzen der Mutter in gewohnter Weise gute Nacht gesagt. Dabei hatten sie gebeten, daß diese ihnen kurz vor der Abfahrt nochmals Lebewohl sagen möchte. Lächelnd bemerkte die Kaiserin, daß sie ja dann längst in tiefem Schlafe liegen würden, aber die drei ließen nicht eher nach, bis sie das mütterliche Versprechen eines nochmaligen Abschieds erlangt hatten. Als nun später die Kaiserin das Schlafzimmer betrat, waren zu ihrer größten Verwunderung alle drei munter. Sie hatten sich, um sich gegen den „Sandmann“ zu schützen, gegenseitig durch Leinen verbunden, die an den Beinen der einzelnen befestigt worden waren; war nun einer von ihnen im Begriff, vom Schlaf übermannt zu werden, so zogen die anderen mit den Beinen an der Leine, daß er flugs wieder munter wurde.

Gern übte der Kronprinz seinen jüngeren Brüdern gegenüber die „Autorität“ aus, wie er ihnen auch schon früh den ihn bereits gelehrten Drill beibringen wollte. Als er einmal seinen Brüdern seine Ansicht: „Ich bin der Kronprinz und ihr seid bloß Prinzen, ihr müßt mir gehorchen,“ handgreiflich beibringen wollte, da wurde er durch den Kaiser sehr energisch eines besseren belehrt, und zwar, daß Kinder überhaupt nur zu gehorchen hätten. Früh zeigte sich des Kronprinzen gutes Herz; wo er nur konnte, teilte er Geschenke aus und bat oft die Mutter, ihm kleine Spenden für Arme und Kranke zu geben. Sein Interesse für das Militär war von Anfang an ein sehr lebhaftes. In Berlin weilend, entdeckte er einmal einen besonderen Ausweg nach jenem Schloßhofe, in welchem sich die Wache befand. Diese trat heraus, unter Tambourwirbel, der kleine Prinz schritt ernsthaft mit soldatischem Grusse die Front entlang. Als sich nach kurzer Zeit das gleiche Schauspiel wiederholte, wurde der Kaiser aufmerksam, ließ sich sein Söhnchen kommen und erteilte ihm einen tüchtigen Verweis, der wachhabende Offizier aber erhielt den

Befehl, nicht mehr heraustreten zu lassen, wenn sich wieder etwas Ähnliches ereignen sollte. Der Kronprinz erzählte später: „Wenn ich auf die Tage der Kindheit zurückblicke, so ist es mir, als täte sich eine versunkene Welt von Glanz und Sonne wieder vor mir auf. Unser Elternhaus in Potsdam und Berlin — wir alle haben es nicht weniger geliebt als jedes andere von Liebe und von Fürsorge umhögte Kind das seinige. Und auch die Freuden unserer ersten Kindheit sind sicherlich die gleichen gewesen wie die Freuden jedes fröhlichen und aufgeweckten deutschen Jungen. Denn ob der Kindersäbel des einen aus Holz und der des anderen aus Blech ist, und ob das Schaukelpferd richtig mit Kalbsfell überzogen oder nur mit bescheidener Ölfarbe getigert ist, das ist im Grunde für Kinderherzen gleich — und die Symbole der kleinen Männlichkeit, der Säbel und das Pferd, geben das stolze Glück. Auch dieselben dummen Streiche haben wir gemacht wie jeder brave deutsche Junge — nur daß wir dabei vielleicht bessere Teppiche und teurere Möbel verdarben als manche andere. Und das habe ich auch immer wieder gefunden, wann immer und mit wem auch ich in fernen, lang versunkenen Plauderstunden die Heldentaten dieser Kindheitsjahre tauschte: es gibt Entwicklungsstufen unserer Phantasie, in denen jeder Junge, ob er nun Königskind ist, oder ob er aus dem Bauernhofe, aus einem Bürgerhause oder einem Arbeiterquartiere kommt, etwa die gleichen kühnen Abenteuer sucht, die gleichen genialen Erfindungen macht: Vorstöße auf weitläufige, geheimnisvolle Bodenräume und in muffige Keller, Erlebnisse mit flott aufgedrehten und dann, wenn sich die Wasserflut ergießt, nicht wieder zugehenden Hydranten, mit heimlichen Schneeballangriffen auf höchst ehrenwerte und peinlich korrekte Staatsbeamte, die dann mit einem Male all ihre abgeklärte Würde lassen und puterrot: ‚Verfluchter Laufesunge!‘ schreien.“

In ihrem Tagebuche vermerkte die Kaiserin alles, was sich auf ihre Lieb-linge bezog. Da heißt es an einer Stelle: „Eitel-Fritz ist seinem älteren Bruder sehr zugetan, doch könnten die Charaktere beider kaum verschiedener sein. Wohl fügt auch er sich gehorsam der für die Erziehung festgesetzten Disziplin, am liebsten jedoch ist er auf dem Spielplatz, wo sein in bezug auf neue originelle Amusements für sich und seine Brüder erfindungsreiches Naturell sich am meisten gehen lassen kann. Oft allerdings finden seine Ideen ihre Grenze an der Unmöglichkeit ihrer Ausführung. Es bedarf der Autorität des Vaters und der Mutter, um ihn in Ordnung zu halten.“ Der Kronprinz hatte eine besonders leichte Auffassungsgabe und kam schnell vorwärts, Eitel-Fritz war um eine gute Antwort selten verlegen, er war der Witzbold, der oft zum Lachen Veranlassung bot. Als er in der Unterrichtsstunde einige schwierigere Rechenaufgaben zum Lösen erhalten hatte, erschien er weit früher als erwartet bei seinen Brüdern, denen er auf ihre verwunderte Frage vergnügt antwortete: „Ja, wie ich so dasaß, da hat mir der liebe Gott einen guten Kniff gezeigt, da ging es mit einem Male ganz leicht!“ Den Eltern lag nichts ferner, als den frohen Jugendmut ihrer Kinder einzudämmen und ihr



Phot. Ottomar Anschütz, Berlin



Phot. Scherl

Von der Einsegnung der Prinzessin Viktoria Luise: Das Kaiserpaar und die Konfirmandin auf der Rückfahrt von der Kirche zum Neuen Palais in Potsdam



Das Kaiserpaar auf Korfu

lustiges Treiben von der steifen Dame Etikette einzwängen oder gar unterdrücken zu lassen. Einst hatte Hofprediger Frommel eine Audienz beim Kaiser, er ließ seinen Hut, den Zylinder, im Vorzimmer, wo ihn die jugendlichen Prinzen fanden. Sie hatten vorher einen „Klapphut“ gesehen und sich darüber gefreut, wie sich dieser zusammendrücken und wieder aufklappen ließ. Auch den Frommelschen Hut hielten sie für ein solch merkwürdiges Ding, und als dieser sich nicht ohne weiteres zusammendrücken lassen wollte, setzte sich einer von ihnen auf den Hut, was natürlich seine Wirkung ausübte. Eine Bestrafung wäre eingetreten, aber Hofprediger Frommel bat so dringend für die „Sünder“, daß der Kaiser nur lächelnd mit dem Finger drohte.

Im Sommer bot der weite Park und der angrenzende Wildpark nahe dem Neuen Palais Veranlassung zu allerhand kühnen Streifzügen, im Winter das altersgraue Berliner Schloß mit seinen vielverschlungenen Treppen, Gängen, versteckten Winkeln. Da konnte man allerhand Nachforschungen anstellen und womöglich das Gruseln lernen; denn von diesen und jenen Räumen, den Türmen und Korridoren wurde allerhand Spukhaftes erzählt. Von einem solchen Streifzuge berichtet der Kronprinz: „An einem frühen Morgen war es; ich war im Begriff, mit meinem Bruder Titel-Friedrich zum Unterricht nach Bellevue zu fahren und trieb mich noch eine Zeitlang revierend und unbekümmert in den unteren Räumen des Schlosses herum. Bei dieser Inspektion geriet ich zufällig in ein kleines Zimmer, in dem Fürst Bismarck über Skripturen am Schreibtisch saß — und jetzt zu meinem Schreck die Augen nach mir hob. Die Erfahrungen, die ich in ähnlichen Fällen gemacht hatte, ließen mich erwarten, daß ich prompt und ungnädig hinausgeschmissen würde. Ich hatte meinen eiligen Rückzug auch schon eingeleitet, als mich der alte Fürst zu sich heranzief. Er legte die Feder hin, griff mich mit seiner riesigen Hand an der Schulter und sah mir mit seinen großen, durchdringenden Augen gerade ins Gesicht. Dann nickte er mir zu und sagte: ‚Kleiner Prinz, Sie gefallen mir, bewahren Sie sich Ihre frische Natürlichkeit — —‘. Er gab mir einen Kuß und ich sauste aus der Stube hinaus. Ich war dermaßen stolz über den Vorfall, daß ich meine Brüder durch Tage wie Luft behandelte: fabelhaft — ich war ohne Erlaubnis in ein Arbeitszimmer hineingestolpert — und weder angepöfien noch hinausgeworfen worden! Und noch dazu ins Arbeitszimmer des alten Fürsten!“

Mit Freude wurde von den Kindern den Geburtstagen der Eltern wie natürlich auch den eigenen sowie den sonstigen Festtagen entgegengesehen. Da wurden stets geheimnisvolle Vorbereitungen getroffen, um die Eltern und Geschwister mit Geschenken zu erfreuen, und die Brüder wetteiferten in ihren Überraschungen. Zum Geburtstag des Kronprinzen veranstalteten die Prinzen vor den Eltern und geladenen Gästen einmal eine Zirkusvorstellung, in welcher sie ihre Fertigkeiten im Reiten erwiesen und bei der es auch nicht an ausgelassenen Clownspäßen fehlte. Den Schluß bildete ein Blumenkorso; in zwei reizenden Kleinen, mit Blu-

men geschmückten und mit Ponys bespannten Wägelchen, die von dem Kronprinzen und Litel-Friedrich kutschiert wurden, saßen die übrigen Prinzen und bewarfen die Zuschauenden mit einem Blumenregen. Und bei dem ersten Geburtstage, den der Kaiser als solcher erlebte, hatte die Kaiserin für die drei ältesten Söhnchen Uniformen des Ersten Garde-Regiments anfertigen lassen. Alles ward vorschriftsmäßig hergestellt, selbst die Namen waren in die Taschen gezeichnet, es fehlte weder das kleine Faschinenmesser, Tornister mit Kochgeschirr, noch der um den Hals zu tragende lederne Geldbeutel, mit einer Mark vier Pfennigen in neuem Gelde gefüllt. Das war ein Jubel bei der Einkleidung! Der kleine Adalbert sprang immer umher, mit dem Ausruf: „Taschen in den Hosentaschen, Taschen in den Hosentaschen, die ziehe ich nicht wieder aus.“ Und es soll nachher auch Mühe gekostet haben, daß er sie hergegeben. Als der Kronprinz seine Rede an den Kaiser richtete und sich für die Ernennung zum Gefreiten bedankte, bat er, der Kaiser möchte doch auch seine Brüder ebenfalls zu Gefreiten befördern. Bei diesen Worten streckten die beiden Prinzen ihre Patschen aus, in denen sie schon die Knöpfe mitgebracht hatten, und der Kaiser, ob der Überraschung sehr erfreut, erfüllte wohl ihren Wunsch. Weihnachten wurde stets aufs festlichste begangen, da brannten die hohen Lichterbäume, da wurden die Damen und Herren der Gefolge und die Dienerschaft beschenkt, dann ging es froh bewegt an die eigenen Gabentische, für die die Kaiserin stets bestrebt gewesen, die Wünsche ihrer Lieblinge zu erraten oder auf Umwegen heimlich zu erfahren. Bei einem dieser Weihnachtsfeste schenkte der Kaiser seinen drei ältesten Söhnen Säbel, die mit von ihm gewählten Widmungen versehen waren. Der Spruch auf jenem des Kronprinzen war einer der alten Standarten des kurfürstlichen Regiments Hennigs von Treffenfeld entnommen, die noch aus der Zeit des Großen Kurfürsten stammte, und lautete:

„Vertraue Gott, Dich tapfer wehr,
Darin besteht Dein Ruhm und Ehr’.
Denn wer’s auf Gott herzlich wagt,
Wird nimmer aus dem Feld gejagt.“

Die Inschrift des für Prinz Litel-Fritz bestimmten Säbels war: „Furchtlos und treu“, und den Säbel des Prinzen Adalbert zierte der Spruch:

„Zück’ grundlos niemals dieses Schwertes Schneide,
Und ehrlos kehre es nie in seine Scheide.“

Mit den Geschenken hatte es aber gelegentlich seinen Haken, wie der Amerikaner Poultney Bigelow, ein Jugendgespieler und Schulkollege des Kaisers, in einer Plauderei: „Wie der Kaiser seine sechs Buben erzieht“ erzählte: „Am Hofe des Hohenzollern sind sieben Kinder — sechs Knaben und ein Mädchen —, die ihrem kaiserlichen Vater nicht weniger Sorge machen als seine Armee von einer halben Million Soldaten. In der Armee ist das Regieren nicht so schwer. Der

Kaiser unterzeichnet einen Befehl, ein Ordonnanzoffizier übernimmt die Order und übergibt sie einem General, dieser ist gewohnt zu gehorchen, dasselbe ist bei den Soldaten der Fall. Aber als Oberhaupt seiner Kinderstube hat Kaiser Wilhelm eine beschränktere Macht. Eines Tages nahm er von mir ein in Amerika gebautes Kanoë entgegen, welches mich die Donau hinunter und durch die Stromschnellen des ‚Eisernen Tores‘ getragen hatte. Der Kaiser war entzückt von diesem kleinen Boot, ich mußte es in Potsdam vor ihm auf dem Wasser in Fahrt zeigen, und nachdem die Probefahrt vorüber war, sagte er energisch: „Alle meine Buben sollen Kanoëfahrer werden!“ Ich war damals der Ansicht, daß der deutsche Kaiser alles tun konnte, was ihm beliebte — wenigstens in Deutschland. Aber diese meine Ansicht war falsch. Bald nachher sprach die Kaiserin mit mir über das Kanoë, und ich verfehlte nicht, ihr den Genuß zu schildern, den ich hatte, als ich in diesem Boote pfeilschnell über die Fluten schoß, durch schäumende Stromschnellen, zwischen drohenden Felsklippen. Aber die Kaiserin teilte nicht meinen Enthusiasmus. „O nein,“ sagte sie, „das ist zu gefährlich. Ich werde meinen Kindern niemals erlauben, ein Kanoë zu besteigen.“ „Aber,“ protestierte ich, „der Kaiser hat bereits seine Erlaubnis gegeben.“ „O, das mag sein“, erwiderte sie mit einem freundlichen Lächeln nach der Richtung ihres Gemahls, „er ist zwar der Kaiser von Deutschland, ich aber bin — die Kaiserin der Kinderstube.“ — Die Kaiserin teilt jedoch glücklicherweise die Liebe des Kaisers für den Aufenthalt im Freien, und dies gibt in vielen Beziehungen eine klare Richtschnur für die vernünftige Erziehung von Kindern. — Einen beträchtlichen Teil der Erziehung eines Hohenzollernprinzen erhält derselbe außerhalb der Klassenräume. Der Kaiser selbst ist ein guter Seemann und lenkt ein Segelboot wie ein alter Matrose. Ungeachtet dessen, was die Kaiserin über Kanoës sagte, haben die jungen Prinzen ziemlich viel mit dem Wasser zu tun, indem sie schwimmen, segeln, rudern und Schlittschuh laufen. Der Kaiser hat sehr vernünftige Ansichten über Erziehung. Seinen Söhnen gibt er zuerst viel Leibesübungen im Freien, um sie körperlich zu kräftigen, und dann erst diejenige Portion Schulkenntnisse, die sie vertragen. Die kaiserlichen Prinzen zeigen sich jedermann gegenüber von der vorteilhaftesten Seite; sie kommen häufig mit Fremden in Berührung, sie schütteln demjenigen, der ihnen vorgestellt wird, die Hand, sehen jedermann offen in das Gesicht, hören aufmerksam zu, wenn man zu ihnen spricht, antworten präzise — mit einem Wort, sie benehmen sich wie kleine Gentlemen. In dieser Beziehung ahmen sie dem Vorbilde ihres Vaters nach.“ —

Eine besondere Freude war es für die drei ältesten Prinzen, wenn sie, geführt von der Mutter, an dem dazu bestimmten Freitagnachmittag die Urgroßmutter, die Kaiserin Augusta, besuchen konnten, in dem erinnerungsvollen Palais des Urgroßvaters, dessen teures Bild auch ihre Wohn- und Schulräume schmückte. Unten in der Halle machte die Kaiserin erst die Kleinen zurecht, daß sie sich auch ordentlich der greisen Urgroßmama zeigen konnten, die sie schon in ihrem Stuhle am Ein-

gang ihrer oberen Gemächer erwartete. Dann begaben sich beide Kaiserinnen in das Eckzimmer, das Arbeitskabinett der Kaiserin Augusta, und nun begann die festliche Stunde für die Kinder. In den beiden roten Salons bis zum Balkonsaal war ihnen freiester Spielraum gewährt, sie hatten ihren Schrank mit Spielsachen, der im Nu entleert wurde und dessen Vorräte alsbald den Fußboden bedeckten. Dann hallten frohe Kinderrufe durch die sonst so vereinsamten Räume. Mit lautem Hallo wurde auch stets „Tante Baden“ begrüßt, wenn diese, die Großherzogin Luise von Baden, einzige Tochter Kaiser Wilhelm I., zu Besuch da war, denn sie „kann so schön mit uns spielen“. Da die Großherzogin wegen ihrer schwachen Augen sehr vorsichtig sein mußte, so bot ihr eines Tages die junge Kaiserin beim Hinaufsteigen der Treppe den Arm; das sah der Kronprinz, war rasch auf der andern Seite der Großherzogin und nahm mit seinen Händchen ihre Hand, um „Tante Baden auch mit zu führen“. Als die Großherzogin dann wieder in ihre unten liegenden Gemächer gehen wollte, wartete schon an der obersten Stufe der Treppe der kleine Kronprinz auf sie, erfaßte ihre Hand und geleitete sie vorsichtig die Stufen hinunter. Eine große Freude war es stets für die Kinder, wenn sie alle drei zusammen die Urgroßmama in ihrem Fahrstuhle fahren durften, vom Salon in das Teezimmer, und wenn sie den Fahrstuhl durch die schmale Tür geschickt hindurchbrachten. Dann huschte auch über die bleichen Züge der greisen Kaiserin ein freundliches Lächeln und sie streichelte zärtlich die drei Blondköpfe.

Mit Jubel wurde auch stets von den Kindern die Nachricht begrüßt, daß es zu schöner Sommerzeit in die Ferne gehen sollte. So weilten sie mit der Mutter 1889 in Kissingen, 1891 in England, und zwar im Seebad Felixstow, und 1895, während die Kaiserin erkrankt in Potsdam geblieben, in Konstanz. Fast allsommertlich wurde Aufenthalt in Wilhelmshöhe bei Kassel genommen, meist mit den Eltern; dort ging es noch ungezwungener als in Potsdam und Berlin zu, dort lockte der weite Park und die herrliche Umgebung.

Und wie wir diesen Abschnitt mit den Worten des Kronprinzen begonnen, wollen wir ihn auch mit den seinen, die eine so reiche Fülle an Dankbarkeit und Liebe ausstrahlen, schließen: „Als ältester Sohn stand ich unserer geliebten Mutter stets besonders nahe. Mit allen meinen kleinen oder großen Anliegen, Wünschen oder Sorgen bin ich zu ihr gekommen, und auch sie hat redlich mit mir geteilt, was sie an Hoffnungen oder Befürchtungen in sich trug, was sie an Erfüllungen oder Enttäuschungen erlebte. Sie hat in manchen Schwierigkeiten, die sich zwischen meinem Vater und mir im Lauf der langen Jahre ergeben hatten, begütigend, glättend und ausgleichend vermittelt, es gab keinen Gedanken von einigem Gewicht in meinem Herzen, den ich nicht zu ihr bringen durfte und den ich ihr nicht brachte.“

Frohe und ernste Tage

„Der Kaiser ist doch sehr glücklich, daß er diese Kaiserin sein eigen nennt“, äußerte während des Besuches des Kaiserpaares in Ostpreußen, bald nach Antritt der Regierung, ein Mann aus den arbeitenden Ständen, der mitten im Gedränge stand. Das Volkswort hatte auch hier wieder einmal das Richtige getroffen. Und als bei dem Festmahl in Königsberg der Vorsitzende des Provinzial-Landtages, Graf zu Eulenburg, zur Kaiserin gewendet sagte, daß sie ihrem Gemahl ein beglückendes Heim geschaffen, den Söhnen ein Mutterhaus nach echt deutscher Art, dem Vaterlande ein glänzendes Vorbild, wie die deutsche Frau ihre Pflicht zu tun habe, da trafen sich die Blicke des Kaiserpaares voll tiefen Glückes. Ein Teilnehmer jener Tage zeichnete mit lebensvollen Strichen ihr Bild: Der anmutige Hauch der Zufriedenheit und herzlichen Beglückung ruht auf ihrem Antlitz, der helle, einschmeichelnde Klang ihrer weichen Stimme entzückt, die ungezwungene, allen ihr Nahenden zutrauliche und liebenswürdige Art des Verkehrs reißt unwiderstehlich hin. Sie hat Vornehm und Gering, Groß und Klein im Sturm gewonnen. Wie sie im Gespräch mit den Geistlichen unserer Stadt sich um die Liebestätigkeit der Mission, um den Segen christlicher Arbeit sorgte, wie sie in andächtiger Demut beim Feldgottesdienst das Wort Gottes vernahm, da war sie die fromme, auf ihren Gott vertrauende Frau; wie sie im Krankenhaus zum Schmerzenslager der Kranken trat und ihnen freundliche, lindernde Trostworte zusprach, hier sich neigend, dort die Hand reichend, war sie die edle, warm empfindende Wohltäterin; wie sie mit den Kindern in den Erziehungsanstalten sich unterhielt, nach ihren Geschicken frug und so lieb sie bei der Hand faßte, daß die jugendlichen Herzen ihr zutraulich entgegenschlugen und jede Schüchternheit schwand, war sie die sorgende, die Kindesseele verstehende Mutter; wie sie den begeistertsten Zurufen der Menge auf den Straßen mit freundlich zurückendem Grusse dankte, war sie die Freundin des Volkes.

So gab sich die Kaiserin überall, wohin sie kam. Ihre Natürlichkeit, nicht etwa zu verwechseln mit Ungezwungenheit, ihr freundliches Wesen, ihr warmes Mitfühlen mit dem schweren Los der Bedrängten und Bedrückten gewannen ihr aller Herzen. Nie wollte sie mehr aus sich machen, als sie war, hatte keinen persönlichen Ehrgeiz und hielt sich klug zurück, wo dies gegeben war. Aber es wäre falsch, zu glauben, daß sie keinen Einfluß auf ihren Gemahl gehabt, wenn sie sich

auch nicht in Politik mischte. Auch Bismarck hat einmal in einem Gespräch anerkannt und hervorgehoben, daß die Kaiserin weit mehr politische Einsicht habe, als man dies im allgemeinen vermute, und daß sie in bestimmten politischen Angelegenheiten ihr großes Taktgefühl gezeigt hätte. Er dachte da gewiß auch jener Szene, wie sich, als er bei seinem Abschied aus dem Amt das Zimmer des Kaisers verlassen hatte, im Flur eine Thür öffnete, und die Kaiserin mit ihren Kindern, die Hände zum Leberwohl ausstreckend, dem Kanzler entgegentrat, der mit seiner starken Rechten die Hand der Kaiserin an die Lippen zog und die Händchen der Kinder warm drückte, während sich sein finstres Gesicht aufhellte. Und Admiral Tirpitz sagte: „Die Kaiserin beteiligte sich grundsätzlich nicht an politischen Fragen. Wenn sie aber im wahren Interesse ihres Gemahls glaubte eingreifen zu sollen, so tat sie es mit Charakter und meist mit Erfolg.“

Seitdem sie Kaiserin geworden, sah sie es als selbstverständliche Pflicht an, noch mehr an der Seite des Gemahls zu sein, wie vordem, ihn bei der Ausübung seiner vielen Pflichten zu unterstützen, wo und wie dies erforderlich war, auch wenn dies an ihre eigene Kraft große Anforderungen stellte und sie deshalb manch anderen Plan aufgeben mußte. Am tiefsten mochte sie es empfinden, daß sie sich nicht mehr ihren Kindern so widmen konnte, wie sie es, ach so gern, getan; aber um so freudiger war stets das Wiedersehen und um so inniger schlossen sich dann die Kinder an die geliebte Mutter an. Selbst ihren ersten Geburtstag als Kaiserin konnte sie nicht mit der Kleinen Schar verleben, sie feierte ihn auf der Fahrt nach Griechenland, um dort mit dem Kaiser an dem Hochzeitsfest der Prinzessin Sophie und des Kronprinzen von Griechenland teilzunehmen. Es waren festfrohe Tage, an die sich ebensolche in Konstantinopel reihten; zum ersten Male erblickte das blonde Fürstentkind aus weitem Norden die Wunder des Orients, war von orientalischem Gepränge umgeben und von Huldigungen fremder Art. Aber in all der Pracht und in all dem Pomp unter südlicher Sonne weilten ihre Gedanken in der Heimat bei den Kindern, und es war doch der schönste Augenblick der ganzen Reise, als sie am 16. November wieder im Neuen Palais eintraf und die Lieblinge umarmen konnte.

An diese weite Fahrt schlossen sich viele nähere an, durch die deutschen Lande, denn der Kaiser stattete zunächst seine Besuche den Bundesfürsten ab und weilte daneben, bald hier, bald dort, in den verschiedensten Provinzen, um sich persönlich von den Zuständen zu überzeugen. Viel war überall des Jubels, viel echter und gemachter Begeisterung, viel der hingebendsten Ansprachen und Begrüßungen, gewiß übte es einen freudigen Eindruck auf die Kaiserin aus, konnte aber nicht ihr inneres und bescheidenes Wesen beeinflussen; sie blieb, fern allem Hochmut und aller Überhebung, die, die sie war, mit sicherem Gefühl das Rechte vom Falschen unterscheidend. Diese Reisen waren durchaus keine Erholungsfahrten, wie es viele denken mochten, nein, es war Dienst, und zwar

kein leichter Dienst, da er eine erhebliche Fülle von Anstrengungen und Verantwortung in sich schloß. Da gab's Empfänge, große Festlichkeiten, Reden und Gegenreden, auf vieles mußte genau Rücksicht genommen werden, Hunderte erwarteten freundliche Ansprachen, hier, da, dort wurden Besuche abgestattet, Stunde um Stunde hastete so fort, die Mienen sollten stets gütig und liebenswürdig sein, ganz gleich, ob das Innere damit harmonierte. Aber es war Pflicht, und diese erfüllte die Kaiserin genau so hingebungsvoll wie der Kaiser.

Bei einer dieser Reisen, und zwar nach Schleswig-Holstein, antwortete der Kaiser beim Festmahl in Glücksburg auf den Trinkspruch des Landtagsmarschalls: „Das Band, welches mich mit dieser Provinz verbindet und dieselbe vor allen anderen Provinzen meines Reiches an mich kettet, das ist der Edelstein, der an meiner Seite glänzt, Ihre Majestät die Kaiserin. Dem hiesigen Lande entsprossen, das Sinnbild sämtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin, danke ich es ihr, wenn ich imstande bin, die schweren Pflichten meines Berufes mit dem freudigen Geiste zu führen und ihnen obzuliegen, wie ich es vermag.“ Und wenige Tage später, beim Festmahl der Provinz Schlesien in Breslau, erwiderte er auf eine Ansprache: „Ein lang ersehnter Herzenswunsch meiner Frau ist erfüllt, und sie ist freudig bewegt, endlich einmal in der Provinz Schlesien sein zu können, in der sie ihre Kindheit und Jugend voll der schönsten Erinnerungen verlebt hat.“

Nach den glänzenden Tagen, die sich in der ersten Zeit rasch wiederholten, wirkte doppelt beruhigend und beglückend der Aufenthalt im eigenen Heim, mochte sich dies im Berliner Schlosse oder im Neuen Palais befinden. Die Stunden waren dann von stiller Zufriedenheit erfüllt. Auch der Kaiser konnte dann wohl mit Recht zu seiner Gemahlin sagen, wie es einst König Friedrich Wilhelm III. zur Königin Luise nach einer großen Festlichkeit geäußert: „Gott sei Dank, daß du nun wieder meine Frau bist!“ Und als diese lächelnd fragte: „Wie, bin ich denn das nicht immer?“ hatte der König mit scherzhaft kläglichem Tone geantwortet: „O nein, Teure, du mußt ja zu oft Königin sein!“

In die frohen Tage schoben sich ernste hinein. Am 7. Januar 1890 schloß Kaiserin Augusta die Augen zum letzten Schlummer, gehegt und gepflegt in den kurzen Tagen ihrer Erkrankung von dem Kaiserpaar und von ihrer einzigen Tochter, der Großherzogin Luise von Baden. Viel schweren Kummer hatten die letzten Jahre der edlen Frau gebracht, den Heimgang des Gemahls, dem so rasch jener des Sohnes folgte, aber mit lebhafter Teilnahme hatte sie die erste Regierungszeit ihres Enkels, an welchem sie mit großer Zärtlichkeit hing, verfolgt, auch sein vielseitiges Streben auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, und hatte sich innig an dem frischen Emporblühen der Urenkel erfreut. Rief ihr Hinscheiden auch nicht jene gewaltige Erschütterung hervor, wie das des greisen Kaisers und des Kaisers Friedrich, so war doch die Teilnahme an dem Verlust eine aufrichtige. Stets hatte die Kaiserin ihren hohen Beruf mit seltener Hin-

gebung und unwandelbarem Pflichtbewußtsein erfüllt, nie, selbst dauerndem Siechtum verfallen, hatte sie aufgehört, zum Wohle der leidenden Menschheit tätig zu sein und Werke innerster Barmherzigkeit auszuüben. Ihre Jugend war durch Goethes Wirken und Leben verschönt worden, ihr Alter sah den Glanz des neu erstandenen Deutschen Reiches. Während der Kriege war sie Tag und Nacht rastlos tätig gewesen, um für die Verwundeten und Erkranken zu sorgen, und wenn ihr Gemahl einst von ihr im Tone des Scherzes gesagt: „Die Kaiserin möchte jeden Verwundeten in ein Himmelbett legen,“ so klang doch aus diesen Worten die aufrichtigste Anerkennung und Bewunderung für ihr Wirken heraus. In schönster Weise hatte sie das Wort des morgenländischen Weisen wahr gemacht: „Wenn das Erdenkind aus der Mutter Schoß sich zum Lichte drängt, fließen ihm die Tränen und die Umstehenden freuen sich. — Gestalte dein Leben so, daß du beim Scheiden lächeln darfst und die andern weinen.“ Tief war die Empfindung, daß auch mit dem Hinscheiden der Kaiserin Augusta ein großer geschichtlicher Abschnitt sein Ende gefunden, mit ihr, die Zeugin der geistigen Größe deutscher Nation, der ritterlichen Kraft des geeinten Volkes gewesen. Ihre Ruhestätte fand sie neben dem Gemahl im Charlottenburger Mausoleum, aber ihr Gedächtnis wird in dauernden Ehren fortleben überall dort, wo die Not nach Hilfe ruft und der Bedrückte eine Stütze sucht, wo Sinn für edles, hohes Frauentum herrscht.

Das gleiche Jahr sollte der bewegenden Ereignisse weitere bringen, auch sie bildeten mit den Schlußstrich unter jenen historischen Abschnitt. Am 17. März erfolgte die Entlassung Bismarcks, viele überraschend, die Eingeweihten nicht. Der Kaiser selbst hat in seinen „Ereignissen und Gestalten“ darüber berichtet: „Der Gegensatz unserer Anschauungen über die soziale Frage, d. h. die Förderung des Wohles der Arbeiterbevölkerung unter Anteilnahme des Staates, ist der eigentliche Grund zum Bruche zwischen uns gewesen und hat mir die Feindschaft Bismarcks und damit die eines großen Teiles des ihm ergebenen deutschen Volkes und besonders des Beamtentums auf Jahre hinaus eingetragen. Dieser Gegensatz zwischen dem Kanzler und mir entstand durch seine Meinung, daß die soziale Frage mit scharfen Maßregeln und eventuell mit der Truppe gelöst werden könne, nicht aber mit Grundsätzen allgemeiner Menschenliebe oder Humanitätsduselei, die er bei mir annehmen zu müssen glaubte. — Fürsorge auf der einen, die Panzerfaust auf der anderen Seite, das war die Bismarcksche Sozialpolitik. Ich aber wollte die Seele des deutschen Arbeiters gewinnen und habe um dieses Ziel heiß gerungen. Ich war von einem klaren Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein meinem ganzen Volke, also auch den arbeitenden Klassen gegenüber, erfüllt. Was diesen von Rechts wegen und billigerweise zukam, sollte ihnen werden, und zwar, so weit es angängig oder notwendig war, wo der Wille und das Vermögen der Arbeitgeber aufhörten, vonseiten des Landesherrn und seiner Regierung. Sobald ich erkannt hatte, daß Verbesserungen notwendig waren, zu denen sich die

Industrie zum Teil nicht verstehen wollte, griff ich aus Rechtsgefühl für die Arbeiterschaft ein.“ Und Bismarck sprach bald nach seiner Entlassung: „Ich zürne meinem jungen Herrn nicht; er ist feurig und lebhaft, er will alle Menschen glücklich machen, das ist in seinem Alter natürlich. Ich meinerseits glaube vielleicht weniger an diese Möglichkeit und habe es ihm auch gesagt. Es ist ganz natürlich, daß ihm ein Mentor, wie ich, mißfällt, und daß er darum auf meinen Rat verzichtet hat. Ein altes Arbeitspferd und ein junger Kenner lassen sich schlecht zusammekoppeln. Nur ist die Politik nicht so leicht, wie eine chemische Kombination; man macht sie mit Menschen. Ich wünsche ja, daß seine Versuche gelingen, und zürne ihm keineswegs. Ich stehe ihm gegenüber wie ein Vater, den sein Sohn gekränkt hat; der Vater mag darunter leiden, aber er sagt doch: es ist ein tüchtiger Junge. Als ich jung war, folgte ich meinem Könige überall hin; jetzt bin ich alt, ich kann meinen Herrn nicht mehr begleiten, wenn er so weit reist. Darum war es unvermeidlich, daß Ratgeber, die ihm näher blieben, auf meine Kosten sein Vertrauen gewannen, er ist sehr leicht zu beeinflussen, wenn man ihm Ideen vorträgt, von denen er annimmt, daß sie die Lage des Volkes glücklich gestalten. Und er kann es kaum erwarten, sie sofort ins Leben zu setzen. Der Kaiser will sich seinen Ruhm erst schaffen, ich habe den meinen zu behüten, ich verteidige ihn. Ich habe mich für den Ruhm geopfert, ich will ihn nicht mehr in Frage stellen.“

Es waren damals gewitterschwüle Tage im Kaiserschlosse an der Spree, und die Kaiserin litt schwer darunter; denn in ihrer heißen Liebe zum Gemahl mußte sie sich sagen, daß dieser herbe Schritt, wenn er auch einmal, früher oder später, kommen mußte, der Volkstümmlichkeit des Kaisers großen Abbruch tun würde, und es war vorauszusehen, wie sehr der Kaiser darunter leiden mußte, er, der auf seinem arbeitsvollen Wege des Beifalls, der Anerkennung, der Ermunterung bedurfte. Da trat ihm die Gattin zur Seite, nicht mit Rat, nicht mit Ermahnungen oder gar Vorwürfen, nein, nur die liebende und sich um ihn sorgende Frau, die schon durch ihre Nähe die erregten Wogen des innersten Wesens zu beruhigen trachtete und dies auch in ihrer zarten Weise auszuführen verstand. Denn ganz falsch ist es, was alsbald von Gegnern verbreitet wurde, daß den Kaiser Freude erfüllt hätte, als die Schranke gefallen und er nun, ungehindert durch die Wucht des eisernen Kanzlers, nach eigenstem Ermessen schalten und walten konnte. Wie es in ihm aussah, das geht aus dem Telegramm hervor, welches er an den greisen Großherzog nach Weimar gerichtet: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte ich meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist mir von Gott so bestimmt. Ich muß es tragen, wenn ich auch darüber zugrunde gehen sollte. Das Amt des wachhabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist mir zugefallen, der Kurs bleibt der alte: Vlldampf voraus!“

Stand in jenen dunklen Tagen die Kaiserin ihrem Gemahl gütig und tröstend zur Seite, so hat sie das ihrige dazu getan, daß wenige Jahre später eine An-

näherung zwischen dem Kaiser und Bismarck zustande kam und letzterer seinen bejubelten Einzug am 26. Januar 1894 in Berlin halten konnte. Und abermals vier Jahre später, als des großen Recken tatenvolles Leben zu Ende gegangen, am 30. Juli 1898, da eilte der Kaiser von seiner Nordlandsreise zurück, um dem Begräbnisse des Gewaltigen beizuwohnen, und die Kaiserin, die zur Hochzeit ihres einzigen Bruders fahren wollte, blieb der Feier fern und begleitete ihren Gemahl nach Friedrichsruh. Stets war sie um sein Wohl und Wehe besorgt und „Frau Sorge“ nannten sie später ihre Söhne.

Sorge um den Gemahl war es auch, daß die Kaiserin aus ihrer passiven Rolle heraustrat, als 1892, nachdem Graf Zedlitz das Schulgesetz zurückgezogen, Reichskanzler von Caprivi sein Amt niederlegen wollte. Da schrieb die Kaiserin an ihn, bat ihn, zu bleiben, den Kaiser nicht zu verlassen, das Land nicht einer ungewissen Zukunft zu übergeben, nachdem eben erst das Verhältnis zwischen der Krone und dem ersten Reichsbeamten sich befestigt hätte und seit Bismarcks Rücktritt die Dinge wieder in ein sicheres Gleis gekommen wären. Caprivi blieb, es war der Erfolg der Kaiserin, die ihrem Gemahl die Qual der Wahl eines Nachfolgers ersparen und ihm die Last neuer Sorgen abnehmen wollte. Der Kaiser weilte in jenen Tagen in Hubertusstock, wohin sich Caprivi begab und auch persönlich mitteilte, daß er von seinem Rücktritt Abstand nehme. Alle Angriffe, die gegen den Kaiser in der Presse gerichtet wurden, berührten die Kaiserin aufs schmerzlichste. Sie empfand dies als eine Beeinträchtigung der Handlungen des Kaisers und fühlte sich in ihm persönlich verletzt. Als einst ein konservatives Blatt, welches besonders in Hofkreisen gelesen wurde, einige Aufsätze brachte, die sich mit der persönlichen Politik des Kaisers beschäftigten, da veranlaßte die Kaiserin ihren Bruder, den Herzog Ernst Günther, auf dem Adelstage von 1894 eine Rede zu halten, die sich energisch gegen jene Aufsätze und den Standpunkt, von dem aus sie geschrieben waren, wandte. Vor allem betonte der Herzog, daß man die Persönlichkeit des Kaisers aus dem Spiele lassen möchte. —

Hatte der Sommer des ereignisreichen Jahres 1890 die nach mancherlei Hin und Her vollzogene friedliche Angliederung Helgolands gebracht, die den Kaiser mit großer Genugtuung erfüllte, so folgte am 26. Oktober der 90. Geburtstag des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke, der wiederum die Nation einig zeigte in tiefster Verehrung und Dankbarkeit. Der Kaiser erschien im Generalstabsgebäude, in welches auf seinen Befehl die Fahnen und Standarten der Berliner Garnison gebracht worden waren, an der Spitze verschiedener Fürslichkeiten und der kommandierenden Generale der deutschen Wehrkraft. In markiger Rede beglückwünschte er den greisen Feldherrn und überreichte ihm einen kostbaren Feldmarschallstab: „Der eigentliche Feldmarschallstab, den Sie sich vor dem Feinde bereits im Feuer erworben, ruht lange schon in Ihrer Hand. Dieser ist nur ein Symbol, eine Zusammenfassung alles dessen, was ich persönlich Ihnen an Ach-

tung, Ehrerbietung und Dankbarkeit darzubringen habe.“ Nachdem er das Hoch auf den Gefeierten ausgebracht, umarmte und küßte er ihn. Nach dieser offiziellen militärischen Feier erschienen die anderen königlichen Prinzen, Prinz Heinrich führte den kleinen Kronprinzen an der Hand, dem Moltke fest die Hand drückte mit warmen Worten, die auf die Zukunft deuteten.

Mehrere Monate später stand der Kaiser tief erschüttert am Totenbette des großen Helden, dessen Abschied von der Welt so kurz und bündig gewesen, wie er es auch im Leben stets gehalten hatte. Am Tage vorher hatte er noch einer Sitzung des Herrenhauses beigewohnt und den weiten Weg von dort nach dem Generalstabsgebäude zu Fuß zurückgelegt. Am Abend beteiligte er sich an der gewohnten Partie Whist, dann ließ er sich von einem anwesenden Künstler auf dem Flügel etwas vorspielen, erhob sich und ging ins Nebenzimmer. Sein Neffe folgte ihm und fragte: „Ist dir nicht wohl, Onkel, soll ich dir etwas bringen?“ worauf der Feldmarschall leise antwortete: „Wie meinst du?“ und leblos niedersank. Wieder war einer von den ganz Großen, von den treuesten Paladinen Kaiser Wilhelms I. dahingegangen, der Stolz und Ruhm, das Vorbild der deutschen Armee. Die denkwürdigen und denkwerten Worte, die 1877 in Danzig beim Stapellauf der neuen, den Namen des Feldmarschalls führenden Korvette gesprochen wurden, sie hatten klar ausgedrückt, was Moltke uns bedeutete: „Selbst keines Menschen Feind, bist du eine Gewalt, welche den Feind in einer Größe und Ausdehnung niedergeworfen hat, wie die Jahrhunderte es nur ausnahmsweise erleben. Groß im Rate deines Kaisers, klar, sicher und kühn in den Lagen, wo das Schicksal der Völker zu entscheiden ist; edel, frei und bescheiden, sobald deine Person allein in Betracht kommt, bist du ein leuchtendes Beispiel jedem Vaterlandsvertechter.“

Der Trauerfeier für Moltke hatte die Kaiserin beigewohnt; in einem Briefe vermerkte sie: „Eben wurden mir all meine alten Wunden wieder aufgerissen, als ich bei der Trauerfeier für den guten, alten Feldmarschall zugegen war. Als der Sarg abfuhr, gefolgt vom Kaiser und meinen fünf Söhnen, da konnte ich nicht mehr hinsehen, es rief alles zu furchtbar wach! Es ist ein ernstes, schweres Jahr gewesen. Der Herr allein kann sagen, was 1891 bringen wird, aber, er wird auch weiter Kraft geben, wie bisher.“ —

Die Worte der Kaiserin, die sie klagend vor dem Thronwechsel ausgerufen: „Ich zittere, wenn ich daran denke; wir waren so frei und so glücklich, mein Mann wird eine schwere Verantwortlichkeit zu tragen bekommen, und ich werde weniger von ihm haben,“ sie sollten sich erfüllen. Jeder Tag brachte dem Kaiser neue Pflichten; er arbeitete häufig bis in die Nacht hinein. Viele fürstliche Besuche stellten sich ein, so das italienische Königspaar, der Kaiser Franz Joseph, die Königin Wilhelmine der Niederlande mit ihrer Mutter, auch deutsche Fürstlichkeiten mit ihren Gemahlinnen. Dann bekümmerte sich die Kaiserin persönlich, ob für die Gäste auch alles in Ordnung sei, gab noch Anordnungen, stets in freund-

lichster Weise, suchte Behaglichkeit zu schaffen. Wenn der Kaiser in Rominten zur Jagdzeit Aufenthalt nahm, war es eine liebe Aufgabe für die Kaiserin, sich auch den Dorfbewohnern zu widmen, sie nahm an ihren Freuden und Leiden teil, plauderte mit den Frauen und beschenkte die Kinder. Nur wenige Vertraute begleiteten das Kaiserpaar nach dem waldumrauschten ostpreussischen Jagdschloßchen, von den Kindern ward nur das Prinzesschen mitgenommen, der ganze „Verzug“ des Vaters. Wenn er abends zur Pirschfahrt fuhr, eilte sie zum Jagdwagen heran, kletterte hinein, umhalsste und küßte „Papa“, und rief ihm ein frohes „Waidmannsheil“ zu, sobald die Pferde anzogen.

Eine große Freude war es stets für die Kaiserin, wenn sie den Gatten auf seinen größeren Reisen begleiten konnte, so im Sommer 1891 nach England und zwei Jahre später, im Frühling, nach Italien, um der Silbernen Hochzeitsfeier des Königs Humbert beizuwohnen. Auch der Papst empfing das Kaiserpaar, dann schloß sich eine Fahrt nach Neapel an und darauf wurde die Rückreise durch die Schweiz angetreten. Im nächsten Jahre weilte das Kaiserpaar in Abazia, dort mit Kaiser Franz Joseph zusammentreffend, und einige Monate später nahm die Kaiserin an ihres Gatten Nordlandsreise an Bord der „Hohenzollern“ teil. Sie lernte hierbei einige der schönsten Teile des südlichen Norwegens bis nach Trondhjem hinauf kennen, ergriffen von der Großartigkeit der landschaftlichen Bilder. Gern unterzog sie sich größeren Anstrengungen, so daß die Landausflüge denselben rüstigen Fortgang nahmen, als hätte sie der Kaiser allein mit seinem Gefolge unternommen.

So neu, reich und wechselvoll diese Reisen für die Kaiserin waren, so sah sie doch stets mit wachsender Ungeduld dem Tage entgegen, an welchem sie wieder den heimischen Boden betrat, um möglichst schnell zu ihren Lieblingen, den sechs blonden Jungen und dem zierlichen Mädchlein, zu gelangen. Mit den Knaben weilte sie nach den Londoner Festlichkeiten in Selkistow, dort sich ganz ihnen widmend. Welch hübsches Familienbild entwirft uns ein Beobachter: Die Knaben hatten eine Menge Handwerkszeug, Schippen und Eimer, Peitschen und Zügel, und begannen sogleich die Arbeit in dem weichen Seesand. Die Kaiserin setzte sich mitten unter ihre spielenden Kinder. Das Gesicht des Kronprinzen strahlte vor Entzücken, als er seiner Mutter die ersten Muscheln zeigte, welche er gefunden hatte. Prinz Luitolf warf seinen Eimer weg und legte sich an die Seite der Kaiserin. Einer der jüngsten Prinzen kroch der Mutter auf den Schoß, streichelte ihr die Wangen, während ein anderer sorgfältig den Sand von ihrem Kleide wischte, den seine älteren Brüder in ihrem Arbeitseifer geworfen hatten. Das ging nun fortwährend so: „Schau hier, Mama!“ „Schau dort, Mama!“ Das Antlitz der Kaiserin strahlte in reinstem Mutterglück. Allerhand Anliegen wurden vorgebracht. Einer bat, die Kaiserin möge ihm ein Papierboot machen, sofort zog sie ihr Notizbuch heraus und verfertigte kunstgerecht

ein Schiffchen, das unter dem Jubel des jungen Volkes in die See gelassen wurde. Nur der Kronprinz blieb stetig auf der Suche nach allerhand Steinen. Das verdross den Prinzen Eitel, der gern gesehen, daß sein älterer Bruder ihm geholfen hätte, seinen Eimer mit Seewasser zu füllen; als sein wiederholter Ruf „Wilhelm“ keine Beachtung fand, warf er mehrere Steinchen nach der Gegend, bis sich der Älteste dadurch bewegen ließ, an den Teichbauten teilzunehmen. Da die Schippe zerbrochen war, wurde emsig mit den Händen gearbeitet, um das Becken zu vertiefen. Jetzt aber entstand die Schwierigkeit, es zu füllen; die Wellen gingen so schnell zurück, daß der Eimer immer nicht voll werden wollte. Da griff die Kaiserin ein, tauchte den Eimer in die See, während die Prinzen das Gewand hielten, damit es nicht naß wurde.

Und wie wohl fühlte sich die Kaiserin, wenn sie wieder einmal auf schleswigischem Heimatboden weilen konnte, auf Grünholz bei ihrer Schwester, der liebliche Kinder heranwachsen. Um sie mit ihrem Besuch zu überraschen, hatte die Kaiserin die „Hohenzollern“, die als Wohnung während der Kieler Woche diente, verlassen und sich mit Prinzess Heinrich und Freiherrn von Seckendorff an der äußersten Ecke der Landschaft Schwansen ans Land setzen lassen. Die Kaiserin beabsichtigte von da den, wie sie meinte, nicht sehr langen Weg nach Grünholz zu Fuß zurückzulegen. Da treffen die drei Wanderer einen biederen plattdeutschen Landmann, den eine der Damen fragt: „Wo lang brukt wi woll na Grönholt to gahn?“ Er staunt blickt sie jener an und sagt: „Dar wöllt Se to fot hen? Denn söllt Se noch artig schweeten (schwizen). In en paar Stünn kamen Se nich hen.“ — „Ja, was machen wir dann aber?“ — „Mien Peer sünd man all int Heu. Awer wenn Se dat recht is, ick heff noch sön lütten Stohlwagen, da kann ick dat Botterpeerd vörspann.“ Das war den Herrschaften recht, und sie fuhren bis „Vogelsfang“, einem Wirtshause, von wo sie die letzte Strecke zu Fuß gingen. Hinten auf dem Stuhl die beiden Damen, beim Bauern vorn Herr von Seckendorff. „Wennergens frag der Herr mi, ob ick ok wüß, wen ick föhren de? Und säh mi denn, dat dat uns Kaiserin wär. He nenn ehr awer ümmer ‚Majestät‘, un mi düch, dat mut doch Majestätin heten. Ick kreeg denn noch en 20-Markstück, dat kann ick ja nich gut torüg wiesen. Se meenten wull, ick wär mien Kutscher.“

Wie es der Kaiserin erstes Bestreben war, jegliche Rücksicht auf den Kaiser zu nehmen, so auch umgekehrt. Es war im Mai 1894, als der Kaiser Professor Ernst von Bergmann, den berühmten Chirurgen, auf eine Geschwulst an seiner linken Wange aufmerksam machte, die er schon seit zwei Jahren bemerkt habe, die aber in letzter Zeit größer geworden sei und ihn langweile, weil bei allen Berichten und Inspektionen die Leute ihm auf die dicke Wange schauten. Es war nichts Ernstliches, vermochte leicht operiert zu werden, aber da der Bewegungsnerv des Gesichts in unangenehmer Nähe lag, konnte dessen Verletzung eine dauernde Lähmung, d. h. Schiefstand des Mundes, zur Folge haben. Der Kaiser

war mit der Operation einverstanden, bat aber die Beteiligten, das strengste Stillschweigen, auch gegen die Kaiserin, zu bewahren. In aller Frühe wurde im Neuen Palais zu Potsdam die Operation vollzogen, wurden Naht und Verband angelegt, alles in einer Viertelstunde. Nach der Operation begab sich der Kaiser zu seiner Gemahlin, die nicht wenig überrascht war, ebenso die Prinzen; der kleine Joachim weinte und schlang seine Ärmchen um den Hals des Kaisers mit den Worten: „Mein armer Papa, das hat wohl furchtbar weh getan?“

Reich ausgefüllt waren in Berlin die Tagesstunden des Kaisers; oft reihte sich Vortrag an Vortrag, dazwischen kamen Besichtigungen und Besuche, letztere meist mit der Kaiserin unternommen, auch bei den Berliner Künstlern, die durch den Kaiser und seine Freude an der Kunst die regste Förderung erfuhren. Der Kaiser hatte ja schon als junger Prinz im elterlichen Hause vielseitige künstlerische Anregungen empfangen und wußte, welche Bedeutung der Kunst im Leben zukommt und wie wichtig jede Förderung künstlerischer Tätigkeit sei. Kurz nach seiner Regierungsübernahme hatte er sich in dieser Weise auch zu Anton von Werner ausgesprochen: „Ich will gern alles für die Kunst tun, was nur in meinen Kräften steht!“ und er suchte dies Versprechen in umfassender Weise zu erfüllen.

Mit großer Genugtuung begrüßte der Kaiser die Vollendung seines reichen Geschenkes an die Stadt Berlin, und zwar der letzten Gruppe der Fürstenstandbilder in der Sieges-Allee. Die wahrhaft kaiserliche Stiftung lag nun fertig vor und ermöglichte einen endgültigen Überblick. Hätte auch manches anders und besser gemacht werden können, so durfte sich doch Berlin mit berechtigtem Stolz der künstlerischen Gabe freuen, die in stets wachsendem Grade ihre Anziehungskraft auf Einheimische wie Fremde ausübte. Seiner Freude über das Gelungene gab der Kaiser am Abend jenes Dezembertages 1901, an welchem das letzte Standbild, das des Kurfürsten Johann Georg, enthüllt worden war, bereiten Ausdruck. Alle Künstler, die an der bildnerischen Ausschmückung der Sieges-Allee mitgewirkt hatten, hatte er zu festlichem Mahle geladen und legte bei dieser Gelegenheit in einer längeren Ansprache seinen Standpunkt zur Kunst dar. Am folgenden Tage fand die Eröffnung des Pergamon-Museums statt, das der Kaiser eifrig gefördert hatte und durch das Berlin abermals um eine Sehenswürdigkeit bereichert worden war, wie sie keine andere europäische Hauptstadt aufzuweisen hatte. Fern dem Getriebe des werktätigen Lebens, konnte man in jenen stillen Räumen einen verklärenden Hauch schönheitsfreudigen Griechentums verspüren und sich erholen von dem oft beengenden Dunst nimmermüden Weltstadtlebens in einem dank deutscher Wissenschaft und deutschen Forscher sinns errichteten Tempel. Ein Jahr darauf wurde in Gegenwart des Kaiserpaares die neue Berliner Kunsthochschule festlich eingeweiht. Auf die gehaltvolle, frühere Kunstbestrebungen mit den heutigen vergleichende Rede Anton von Werners erwiderte der Kaiser, daß er mit seiner Gemahlin mit besonderer Freude zu dieser Feier

erschienen sei. Eng verknüpft mit der Geschichte der Akademie sei ja die Geschichte seines Hauses, das stets die Bestrebungen der Akademie gefördert. Das prächtige neue Heim verdanke man zunächst Kaiser Friedrich, der, gleich seiner feingebildeten, kunstbegabten Gemahlin, von Jugend auf der Kunst aufs innigste zugetan gewesen sei und während der kurzen Dauer seiner Regierung, die ein tragisches Geschick abgeschlossen, den Bauplatz bestimmt habe. Als Protektor der Akademie begrüße er, der Kaiser, die Erschienenen; stets habe er es als vornehmste Pflicht des Herrschers betrachtet, die Kunst in seinem Lande zu pflegen, und wie bisher, so werde er auch fernerhin dieser Pflicht gerecht werden. Eine ernste Mahnung richte er an die Lehrer und Schüler dieser Hochschule, an den unerreichten klassischen Vorbildern festzuhalten, den großen Meistern früherer Jahrhunderte nachzueifern, ebenso den bedeutenden Künstlern, die an dieser Akademie tätig gewesen, die Ideale der Kunst hochzuhalten; unwandelbar seien die Gesetze der Schönheit, und stets müsse man das Wahre und Schöne pflegen, damit alle Schichten der Bevölkerung aus dem Staub des Tages emporgehoben werden — dann wird die Hochschule ihre Ziele erfüllen.

Der Kaiser hatte sich selbst einmal als den „Erben und Vollstrecker“ des Kunst-Testamentes seiner Eltern bezeichnet und bei jeder Anlage, die mit der Kunst in Verbindung stand, jeder Statue, die aufgestellt wurde, jeder Hausfront, deren Entwurf ihm unterbreitet wurde, war sein Haupt- und Grundgedanke: „Was oder wie würde es meinen Eltern gefallen, oder was würden sie dazu gesagt haben?“ Wie er auch einmal bei der Betrachtung kunstfertiger Möbel im Stil des 18. Jahrhunderts, die für das Schloß bestimmt waren und deren Herstellung in Berlin der Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich, eifrig gefördert hatte, ausgerufen: „Wie würde sich mein Vater gefreut haben, wenn er das hätte erleben können!“

Mit gleicher Hingebung suchte der Kaiser die Zahl der Berliner Museen zu vermehren, wie dies in erster Linie durch das Kaiser-Friedrich-Museum geschah, ferner die Wissenschaften zu fördern, hier wiederum vor allem durch die Begründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Diese erfolgte aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Berliner Universität; hoch lauschte man auf, als in der Festszung, in der neuen Universitäts-Halle, der Kaiser seine dahinzielenden Ideen darlegte: „Der Plan Humboldt's, der über die Universität hinaus die Gesamtheit wissenschaftlicher Veranstaltungen umfaßte, ist noch nicht voll zur Wirklichkeit geworden, und diese weihervolle Stunde erscheint mir vorzugsweise dazu berufen, die Vollendung dessen anzubahnen, was ihm als Endziel vorgeschwebt hat. Sein großer Wissenschaftsplan verlangte neben der Akademie der Wissenschaften und der Universität selbständige Forschungsinstitute als integrierende Teile des wissenschaftlichen Gesamtorganismus. Die Gründung solcher Institute hat in Preußen mit der Entwicklung der Universitäten nicht Schritt

gehalten, und diese Lücke, namentlich in unserer naturwissenschaftlichen Ausrüstung, wird infolge des gewaltigen Aufschwungs der Wissenschaften immer empfindlicher. Wir bedürfen Anstalten, die über den Rahmen der Hochschulen hinausgehen und, unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke, aber in enger Fühlung mit Akademie und Universität, lediglich der Forschung dienen." Und er schloß: „Möge so der heutige Tag nicht nur ein Jubiläumsdatum der Berliner Universität, sondern zugleich eine weitere Stufe in der Entwicklung deutschen Geisteslebens bedeuten.“

Wie die Kaiserin aufmerksam teilnahm an diesen künstlerischen Fragen und deren Durchführung, so auch an den wissenschaftlichen Interessen ihres Gemahls, die vielseitigster Natur waren. Gemeinschaftlich wurden die verschiedensten Vorträge besucht, über physikalische Entdeckungen, Luftschiffahrt, flüssige Luft, Alpenwanderungen usw., die von hervorragenden Gelehrten gehalten wurden. Gern versammelte das Kaiserpaar nach des Tages Pflichten und Anstrengungen einige hervorragende Männer der Wissenschaften, der Künste, von Handel und Wandel um sich, in zwangloser Aussprache wissenschaftliche, künstlerische oder sonstige Tagesfragen besprechend. Es waren dies die „Tee-Abende“, von denen ein Teilnehmer uns erzählt: „Der Tee wird im Bibliothekszimmer eingenommen, einem außerordentlich behaglichen Raum, dessen Wände ringsum mit Bücher-schränken besetzt sind, während auf einem großen Tische in der Mitte Prachtwerke, Atlanten und anderes mehr zum späteren Gebrauche bereit liegen. In der einen Ecke des Zimmers steht ein großer Globus. Hierhin begibt sich das Kaiserpaar nach der Abendtafel und dorthin werden auch die geladenen Gäste geleitet. Der Kaiser geht den Eintretenden entgegen, reicht jedem die Hand und beginnt meist sofort das Gespräch, das in Fällen, wo irgendwelche Demonstrationsobjekte mitgebracht worden sind, wie graphische Darstellungen, Photographien und anderes, wohl eine Zeitlang stehend fortgesetzt wird, da sich so die Gegenstände, die auf dem Tisch ausgebreitet werden, leichter betrachten lassen. Später erfolgt alsdann die Aufforderung, Platz zu nehmen, worauf sich die Gesellschaft in zwangloser Weise um den Tisch gruppiert. Diener, die meist nur vorübergehend anwesend sind, reichen Erfrischungen herum, als Tee, Selterwasser oder Bier, der Kaiser selbst zündet sich eine Zigarette an, und dann entwickelt sich die Unterhaltung, wobei der Kaiser nur im allgemeinen den einzuschlagenden Kurs angibt und beinahe unmerklich festzuhalten weiß, während im einzelnen viel freier Spielraum gewährt wird. Die Unterhaltung beschränkt sich dementsprechend keineswegs auf ein einfaches Zwiegespräch oder etwa gar auf eigentliche Vorträge seitens der geladenen Herren, auch die anderen Anwesenden beteiligen sich daran. Man wird nicht im geringsten an jenes steife Frage- und Antwortspiel erinnert, wie es sonst wohl das Kennzeichen der eigentlichen Audienzen bei hohen Herren ist, sondern es herrscht vielmehr der Ton einer einfachen, ungezwungenen Unterhaltung, die nur durch einen leitenden und

beherrschenden Geist in bestimmte Bahnen gelenkt wird. Dabei trägt der Kaiser selbst durch Mitteilung eigener Erfahrungen, gelegentlich durch längere Erzählungen von seinen Reisen oder sonstigen Erlebnissen, denen auch wohl heitere Episoden eingeflochten werden, wesentlich zur Belebung bei. Auch von anderer Seite her eingestreute humoristische Bemerkungen werden gut aufgenommen und nicht selten lohnt es der Kaiser dem Erzählenden mit recht herzlichem Lachen. Fügt man noch hinzu, daß auch die Kaiserin und ihre Damen den Gesprächen mit Aufmerksamkeit folgen und dann und wann Fragen stellen oder Bemerkungen machen und daß die Anwesenheit der Kaiserin als auserlesener Vertreterin weiblicher Güte und Anmut über das Ganze einen milden Schein ausgießt, so begreift man, wie tief sich solche Abende in das Gedächtnis jener einprägen, die daran teilgenommen."

Auch an der Abendtafel sah das Kaiserpaar gern einige Gäste aus den verschiedenen Berufen bei sich, und auch hier ging es stets natürlich und ungezwungen zu. Nach der Begrüßung suchte man das Speisezimmer auf, in welchem sich, bei einfacher Tafel, die zwanglose Unterhaltung fortsetzte. Dann begab man sich in die Gemächer der Kaiserin, in kleinen Gruppen ließ man sich nieder, der Flügel wurde aufgeschlagen, und nun hieß es: „Singe, wem Gesang gegeben.“ Kein langes Sichräuspern, Sichzieren — jeder gab, so gut er konnte. Staldengesängen und Balladen von Loewe, Phantasien aus dieser oder jener Oper folgten gelegentlich auch lustige Lieder, die frohes Gelächter erweckten. Nach der Musik zog man sich in die schon vorhin erwähnte Bibliothek der Kaiserin zurück, die gemeinsame Unterhaltung kam zu ihrem Recht. „Der Kaiser hält die Fäden in der Hand — jetzt plagen zwei Gäste, zwei Geister aufeinander, die Debatte wird heftiger, eine Prinzipienfrage ist daraus geworden, die Meinungen teilen sich, das Gespräch wird ernster, die Worte gewichtiger, jetzt sagt der Monarch seine Meinung und begründet sie, er sieht die Gegner fragend an: Welche Gegengründe? Sie haben welche und frei und frank werden sie gesagt; sind sie durchschlagend, nun gut, der Kaiser läßt sich nicht überreden, wohl aber überzeugen — sind sie es nicht, nun, so muß die Gegenpartei doch schließlich seinem Urteil beitreten. Es ist spät geworden, das Kaiserpaar erhebt sich und verabschiedet sich aufs freundlichste von seinen Gästen. Die Nacht bricht an: die Lichter erlöschen im Schlosse. Oben auf dem Flur der Prinzen hört man das Rauschen einer seidenen Schleppe. Es ist die Kaiserin, im Schmuck ihrer Edelsteine beugt sie sich tief über die Betten ihrer Kinder — wie jene Cornelia weiß sie es: „Das sind meine Edelsteine.“ Die weiche Mutterhand gleitet über die schlafenden Stirnen."

Damals schrieb ein französischer Besucher im „Figaro“: „Die Kaiserin ist eine vornehme, tugendreiche, fluge Frau, eine überaus zärtliche Mutter, kurz, eine wahre Deutsche. Sehr gebildet, von festem Charakter; eine gute Musikerin, zieht sie allen Komponisten die deutschen Meister Bach, Gluck, Haydn vor. Entzückend

in ihrem Auftreten, gewinnt sie überall, wo sie erscheint, die Sympathien aller; die Beziehungen zwischen den beiden Gatten sind überaus herzlich, ihr Familienleben ist sehr einfach. Um den Untertanen als Beispiel zu dienen, zeigt das Kaiserpaar auch äußerlich die innige Harmonie, in der es lebt. Die Kaiserin begleitet den Gatten auf seinen Reisen in die Provinz oder zur Jagd, sie macht mit ihm fast jeden Tag, sei es in Berlin oder Potsdam, Frühausflüge zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen; sie fährt ihm entgegen, wenn er von einer seiner langen sommerlichen Erholungsreisen zurückkehrt. Solche Trennungen scheinen die Vereinigung des kaiserlichen Paares noch fester zu gestalten, ganz so, wie es bei bürgerlichen Eheleuten zu geschehen pflegt. In Berlin trifft man manchmal den Kaiser und die Kaiserin im Tiergarten spazierengehend, ohne daß sie vom Publikum irgendwie belästigt werden. Der Kaiser lebt im Kreise seiner Familie sehr glücklich und entschädigt die Kaiserin und die Kinder dafür, daß er mehrere Monate im Jahre die Welt durchreist, nach seiner Rückkehr durch verdoppelte Zärtlichkeit und Sanftmut. Gerade weil sie sich jeder Einmischung in die Politik fernhält, soll die Kaiserin schließlich die einzige Person sein, die fähig ist, auf den Kaiser einen wirklichen Einfluß auszuüben. Der Kaiser gibt zu, daß er in seiner Familie einen Ersatz für all seine Mühen findet, die nicht gering sind, und die notwendige Kraft, um sie auch ferner auf sich zu nehmen.“

Der Kaiser hat es einmal offen ausgesprochen: Er liebe das Familienleben über alles, sei nie glücklicher, als wenn er wie ein braver Berliner Bürgersmann ruhig mit seiner Frau speisen und ihr ein Kapitel aus einem Buch vorlesen könne. Und Graf Douglas bemerkt in seiner Schrift: „Was wir von unserm Kaiser hoffen dürfen“ über das Familienleben des Kaisers: „Geradezu vorbildlich ist auch das häusliche und das Familienleben unseres Kaiserpaares mit seinen hoffnungsreichen Söhnen. Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, in wie einfachen, echt menschlichen Formen, in welcher Liebe und Herzensgüte, in welcher musterhaften Ordnung und doch warmen Herzlichkeit der innere Verkehr im Kaiserhause sich vollzieht, und man muß ein Verständnis dafür haben, von wie hohem Wert dieses überaus glückliche, reine, ungetrübte Familienleben für jedes Haus und als Grundlage alles menschlichen Gemeinschaftslebens auch für den Staat ist, um den Segen vollkommen zu würdigen, der von dieser glücklichen Häuslichkeit auf dem Throne ausströmen muß und ausströmt über alle Kreise unseres Volkes. Ohne Zweifel ist es für den Kaiser eine nicht leichte Anforderung, sich von dieser glücklichen Häuslichkeit so oft und auch in solchen Zeiten trennen zu müssen, wenn jeder Andere unter ähnlichen Verhältnissen sich der traulichen Gemeinschaft mit den Seinigen ungestört widmen kann. Allein da hilft das Hohenzollernsche Pflichtgefühl über jeden Gedanken, daß es anders sein könnte, hinweg und jede kürzere oder längere Trennung dient schließlich sicher nur dazu, dem Kaiser die Rückkehr in den so sehr geliebten Kreis seiner Familie zu verschönern

und zu versüßen.“ Weilte der Kaiser in der Ferne, so wurde er, oft mehrmals am Tage, von allen Freuden und kleinen Leiden des Hausstandes unterrichtet, wie ihn auch die Bilder seiner Lieben auf allen Reisen begleiteten, auf seinem Schreibtisch standen und die Wände seines Schlafkabinetts, sei es in seinem Sonderzuge oder auf seiner weißschimmernden Yacht, schmückten. Stets brachte er auch von seinen Reisen der Gattin wie den Kindern sorgsam ausgewählte Andenken mit, und wenn es ans Auspacken und Verteilen ging, war des lauten Jubels unter der frohgemuten jungen Schar kein Ende, und so von den freudig erregten „Sieben“, den sechs Prinzen und dem Prinzesschen, umringt zu sein, das mochte für die kaiserlichen Eltern zu den glücklichsten und freudereichsten Stunden gehören. Solch einer Stunde gedachte wohl der Kaiser, als ihm einmal bei seiner Abreise von Hamburg ein Damentomitee eine mit Schokolade und Zuckerwerk gefüllte Schachtel für jedes seiner Kinder gab, und er mit herzlichem Dank sagte: „Ich bin in diesem Jahr in Petersburg, Stockholm, Kopenhagen und Wien gewesen, aber an meine Kleinen hat außer in Hamburg niemand gedacht. Sie können sich denken, meine Damen, was das für ein Familienfest gibt!“ Ebenso wie er oder die Kaiserin bei Festlichkeiten einige Stücke Konfekt, etwas Marzipan oder Schokolade einsteckten: „Das ist für die Kleinen zu Hause, Mitgebrachtes schmeckt ja doch immer am besten, namentlich unser Naschkätzchen, die kleine Viktoria, ist arg danach.“ Der fern weilenden Kinder ward überall innig gedacht, und manch' Ansichtskärtchen mit lieben, oft auch mahnenden Worten flatterte zu ihnen aus weiter Fremde vom Elternpaar.

Wurde der Geburtstag des Kaisers stets in offizieller Weise begangen, mit Festgottesdienst, Defiliercour, Galadiner und Galaoper, bot dieser reich angefüllte Tag nur eine ganz geringe Zeit für die Familie dar, so war das anders am Geburtstage der Kaiserin, dem 22. Oktober, der stets im Neuen Palais im kleineren häuslichen Kreise gefeiert wurde. Früh um die achte Stunde gab's ein Ständchen von der Kapelle des Ersten Garde-Regiments zu Fuß, das mit dem Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ eingeleitet wurde, unter dessen Klängen das Kaiserpaar mit den Kindern das Billardzimmer betrat, in welchem auf zwei Tischen die Gaben ausgebreitet lagen. Von reichstem Blumenschmuck waren sie umgeben, sinnig hatte sie der Kaiser selbst ausgewählt oder sie auch schon auf seinen Reisen erworben. Einmal befand sich unter ihnen ein kostbares Armband, das in künstlerischer Fassung die sieben, auf Elfenbein gemalten Miniaturbildnisse der Kinder, und in Herzform jenes des Kaisers enthielt. Und daneben lagen die mit so vieler Liebe gefertigten Geschenke der Kinder, eine bemalte Schreibmappe, eine hübsche Zeichnung, ein durchstochener Lampenschirm oder eine geklebte Burg und dergleichen mehr. Alles wurde bewundert und für jedes hatte die Kaiserin freudige Anerkennung. Um neun Uhr wurde das Familienfrühstück eingenommen, die Prinzen hatten sich untereinander verstohlen zuge-

winkt und zugeblinzelt, was natürlich die Eltern nicht zu bemerken schienen, und waren geheimnisvoll verschwunden. Plötzlich tut sich die Tür auf, ein junger Ritter tritt herein, in voller Rüstung, auf seinem Schild der Hohenzollernadler, er grüßt mit seinem Schwerte und bringt den Gruß von der Zollernburg, ihn ausklingen lassend in dem Glückwunsch:

„Des Adlers Bild im Wappenschild,
 Das sei Euch heut von Vorbedeut:
 Sein Flug, so stolz, trag Euch, Gott woll's,
 Sein Blick, so kühn, sei Euch verleihn,
 Sein' Kraft, so hehr, sei Waff' und Wehr,
 Sein' Sittich breit schütz Land und Leut'.
 Das ist der Ahnen treues Flehn,
 Und Gott der Herr laß es geschehn!“

Wieder öffnet sich die Tür, ein schleswig-holsteinischer Schiffer entbietet den Gruß der nordischen Heimat:

„Die Heimat will grüßen vieltausendmal.
 Die Heimat ist es, die zu Euch eilt,
 Schleswig-Holstein, auf ewig ungeteilt.“

Noch einmal tut sich die Tür auf, jetzt erscheint ein märkischer Landwehrmann er überbringt den Glückwunsch der Mark, der mit den Worten endet:

„So bring ich Euch denn treu und warm
 Den Gruß des märk'schen Landes dar,
 Welch treue Landesmutter Ihr seid,
 Wir haben's erfahren in Glück und Leid.
 Wir Brandenburger sind nicht minder
 Der treuen Mutter treue Kinder.
 So bleib es alle Zeiten durch:
 „Hier alleweg gut Brandenburg!“

Der Ritter, aus dessen Visier die blauen Augen des jungen Kronprinzen hervor leuchten, freut sich:

„Daß Nord- und Süd- und Mittelmark
 Am Thron sich einen treu und stark.“

Der Schiffer, Prinz Adalbert, bekennt:

„Die Einigkeit allein macht stark,
 Doch Zwietracht frißt des Landes Mark.“

Und der junge Landwehrmann, Prinz Eitel Friedrich, stimmt ein:

„Ja, Freunde, das ist stets das Best',
Nach innen stark, nach außen fest,
Dann sind geschützt wir alle Tag,
Mag kommen, was da kommen mag.“

Und nun vereinen sich alle drei zu dem Schlußvers:

„Drum heut in dieser Feierstund'
Wir wollen schließen festen Bund,
Vereint wir rufen in treuem Sinn:
„Hoch lebe Kaiser und Kaiserin!“

In Potsdam wurde auch stets, wie schon früher geschrieben, das Weihnachtsfest begangen. Schon Wochen und Monate vorher suchte die Kaiserin die Wünsche der einzelnen in Erfahrung zu bringen, um sie zu deren Freude beim heiligen Fest zu erfüllen. Die Weihnachtsbäume schmückten Kaiser und Kaiserin selbst aus, wobei die Damen und Herren der Umgebung halfen, ebenso wie sie die Geschenke persönlich aufbauten. Ein Baum war für das Elternpaar, ein anderer für das Gefolge bestimmt, jedes der Kinder und der Enkelkinder hatte seinen Baum, wobei deren Größe dem Alter der Inhaber angepaßt war. Nach gemeinsamem Gesang und Aufsagen der Weihnachtsgeschichte führte die Kaiserin die 70 bis 80 Personen der Dienerschaft an die Tische, mit einem freundlichen Wort für jeden und sichtbar voll Freude, wenn die Betreffenden durch die Geschenke überrascht waren. — Aber nicht nur für die Familie und deren Umgebung sorgte die Kaiserin zum Fest, sondern auch für viele andere ihr nahestehende Personen, vor allem aber für die zahlreichen Wohlfahrtsanstalten. In einem großen Saale des Neuen Palais lagen ganze Berge der verschiedenartigsten Sachen auf langen Tischen, Hemden, Strümpfe, Stiefel, Mäntel, warme Umhänge, Bücher und sonstige nützliche Dinge. Sie wurden in Päckern und Päckchen zusammengetan, die Kaiserin saß an einem besonderen Tischchen, führte die Liste und ordnete an, an wen und wohin die Sendungen zu richten waren, z. B. an die Kinder in Cadinen, Rominten, Urville usw. „Nur ordentlich gegeben und ja nicht knauserig!“ so rief sie oft den Helferinnen und Helfern zu.

Diese Familienfeste waren reich an frohen glückerfüllten Stunden, die noch lange, lange nachleuchteten. Mit vollem Recht durfte ein schwedischer Bischof, der öfter Gelegenheit hatte, mit der Kaiserin zusammen zu sein, sein Urteil in wenigen, aber um so wahreren Worten zusammenfassen: „Das ist eine Frauengestalt, die in ihrem sympathischen Wesen durch jeden Blick, jedes Wort Beweise ablegt für die ihr innewohnende Sicherheit und den klarschauenden Verstand, wie man ihn selten trifft. Es gehört nicht viel Beobachtungsgabe dazu, um zu

erkennen, welchen Einfluß sie auf das Gemüt ihres kaiserlichen Gatten hat, ja, daß sie den Mittelpunkt in seinem Leben bildet.“ Und freudig erkannte dies der Kaiser immer wieder in der Öffentlichkeit an. So, als er im Dezember 1901 in Gotha weilte, gelegentlich der Feier der 300. Wiederverkehr der Geburt Herzog Ernst des Frommen: „Der Aufforderung, hierher zu kommen, bin ich bewegten Herzens um so lieber gefolgt, als ich aus dieser schönen Stadt mit meine Frau geholt habe, den Edelstein, der an meiner Seite glänzt, der es mir ermöglicht, das schwere Amt zu führen, das mir der Himmel aufgebürdet hat.“ Und bei dem Festmahle, das am 4. September 1904 die Provinz Schleswig-Holstein dem Kaiserpaar in Altona gab, da erwiderte der Kaiser auf den Trinkspruch mit erhobener Stimme: „Der Königin Luise gleich an Volkstümllichkeit, gewonnen durch Werke der Liebe an Arme und Leidende, durch Stärkung und Pflege des Hortes unseres Volkes, des Familien sinnes, steht der Kaiserin Bildnis in den Herzen aller Untertanen unauslöschlich eingepägt, und stolz blicken die Schleswig-Holsteiner auf die erhabene Tochter ihres Landes. Wenn ich daher mein Glas erhebe, um auf das Wohl Schleswig-Holsteins zu trinken, so gilt das auch vornehmlich meiner geliebten Gemahlin als der edlen Tochter dieses schönen, meerumschlungenen Landes, als der ersten deutschen Frau, die Gott uns allen erhalten möge als Segensspenderin bis in ferne Zeit!“





Phot. Seherl

Berlin / Zur Einholung der Kronprinzenbraut / Der Galawagen mit der Herzogin Cecilie und der Kaiserin (1904)

Tafel 18



**Die liebevolle,
die sorgende Mutter...**

Die Knaben wuchsen heran. An seinem zehnten Geburtstage, dem 6. Mai 1892, war der Kronprinz von seinem Vater in das Erste Garde-Regiment zu Fuß als Leutnant eingereiht worden, wobei der Kaiser in seiner Ansprache betont hatte: „Ist der Kronprinz auch noch nicht in dem Alter, den militärischen Dienst tun zu können, so ist es doch von hoher Bedeutung, daß aus dem Regiment jene Gesetze der Disziplin und des Gehorsams ihm bekannt werden, die von jeher das Fundament der Armee gewesen sind.“ Die Erziehung im Elternhause hatte gewiß ihre Vorteile, aber je größer die Knaben wurden, desto mehr zeigten sich auch gewisse Schattenseiten; denn, so genau auch die Unterrichtsstunden eingehalten wurden, es fehlte in Berlin und Potsdam nicht an vielerlei Ablenkungen und Zerstreungen, welche die empfänglichen jugendlichen Gemüter beschäftigten und beeinflussten. So wurde beschlossen, die beiden ältesten Prinzen fern von Berlin ihre Studien vollenden zu lassen, wenngleich die Kaiserin nur schweren Herzens in diesen Entschluß einwilligte. Die Wahl fiel auf Plön, die stille schleswigsche Stadt, weil sie zur Heimat der Kaiserin gehörte und zweitens von Berlin aus leicht zu erreichen war. Der Gouverneur der Prinzen, General von Deines, ein charakterfester, für seine verantwortliche Stellung außerordentlich tüchtiger Mensch von umfassender Bildung, der seinen Gesichtskreis auf großen Reisen erweitert hatte, hatte unter Genehmigung des Kaiserpaares die Instruktionen für die Erzieher der beiden Prinzen genau ausgearbeitet. Darin hieß es u. a.: „Es muß ihm — dem Thronfolger — bald die Einsicht kommen, daß es im Volk ganz anders ausieht, als im Königsschlosse, und daß dem geringsten Untertan, dem es nur mühsam gelingt, sich und seine Familie ehrenhaft zu ernähren, und der trotzdem treue Liebe zu seinem Herrscherhause im Herzen trägt, Hochachtung gebührt, mehr vielleicht, als manchem großen ordenbedeckten Herrn. Die Liebe und Treue des preussischen Volkes zu seinen Hohenzollern ist keine Sache, die sich von selbst versteht. Sie ist mühsam erworben durch eine Reihe großer Fürsten und ihre Taten; es war nicht immer so, und es braucht nicht immer so zu bleiben (1806, 1848). Dieses Kleinod kann nur erhalten werden dadurch, daß jeder im Volke weiß: Mein König hat ein Herz für mich; er sorgt, arbeitet, betet für mich, ist mir ein Vorbild.“

Von früh an hatte die Kaiserin ihren Kindern eingepreßt, sich nichts auf ihre Geburt und ihre Stellung einzubilden, stets bescheiden zu sein, immer Rück-

sichten auf andere zu nehmen. Und als der Religionslehrer der beiden Ältesten, Garnisonprediger Frommel, ihr einmal den Wunsch geäußert, den Kronprinzen zu seinem Geburtstage durch ein Märchen zu überraschen, da hatte sie ausdrücklich gebeten, alles zu unterlassen, was irgendeine Gefahr für die Bescheidenheit des Knaben sein könnte. Und von der Kaiserin beeinflusst, ganz in ihrem Sinne, hatte General von Deines dargelegt, wie sich die Religions- und Sittenlehre bei der Erziehung des Thronerben gestalten müsse: „Um ein Höheres kann es sich doch nicht handeln, als dem Thronfolger und seinem Bruder tief in die Seele zu senken den Geist wahrer Frömmigkeit, echter Demut, positiven Glaubens. Das ist, von der Erziehung zur Pflicht abgesehen, das Allerbeste, was K. M. und die von K. M. bestellten Männer den Prinzen auf den Lebensweg mitgeben können. Und niemals wird der Boden so geeignet sein, dies Samentorn aufzunehmen und zu lebendigem Wachstum zu entwickeln, als gerade jetzt. Haben K. M. den Wunsch, daß der dereinstige Nachfolger an der Krone zu wahr- und standhafter Frömmigkeit angeleitet werde, so ist der Beste im Lande gerade gut genug.“

Ehe die schwere Trennungsstunde von den beiden ältesten Lieblingen für die Kaiserin schlug, hatte ihr der Kaiser noch die innige Freude bereitet, eine gemeinsame Fahrt, an der sich auch der Kronprinz und Eitel Fritz beteiligen durften, nach Sizilien zu unternehmen. Dieselbe wurde am 23. März 1896 angetreten, nur mit kleinem Gefolge, zu dem neben den Damen der Kaiserin der General-Superintendent D. Ernst von Dryander und der Marinemaler Prof. Hans Bohrdt gehörten. Durch den Gotthard ging's nach Genua, wo man sich an Bord der weißschimmernden „Hohenzollern“ einschiffte. Am folgenden Nachmittage ankerte man im Hafen von Neapel, wo das Prinzenpaar Heinrich zum Besuch erschien und sich unser Botschafter in Rom, Graf Bülow, der nachmalige Reichskanzler, mit seiner lebenswürdigen und geistvollen Frau dem kleinen Kreise anschloß. Am nächsten Tage wurde der Vesuv bestiegen, der nur mit dumpfem Grollen die Drahtseilbahn ertrug; oben schleuderte der Krater unter schwachem Rollen dann und wann einige Steine empor. Das Leben an Bord war durchaus nicht höflich geregelt, abends war stets geselliges Beisammensein, jeder, der etwas zu sagen hatte, konnte auf das freieste seine Meinung äußern, auch heftige Meinungsäußerungen fehlten nicht, an denen der Kaiser unter williger Würdigung jedes Widerspruchs sich eifrig beteiligte. Dryander hat in seinen Erinnerungen einiges über die Reise aufgezeichnet: „Der Kaiser imponiert immer durch die Vielseitigkeit seiner Interessen, den umfassenden Umkreis seines Wissens, die Schnelligkeit seiner Auffassung, die Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses. Einmal klopft es morgens an meine Kabine, während ich arbeitete: „Wollen Sie mit mir die Schiffsmaschinen besehen?“ Natürlich! Wir klettern die ölglänzenden, steilen eisernen Leitern hinab und stehen vor den rufigen Gestalten im Heizraum. Der Kaiser kennt jede Schraube mit Namen, weiß, wozu sie gebraucht wird, und erklärt es freundlich meiner

idiotischen Unwissenheit. Bis in die untersten Vorratsräume weiß er Bescheid, wir durchwandern mit der Kaiserin alle Küchen und Räume, um zu hören, was wir zur Frühstückstafel mit ihren zwanzig Personen, aber auch, was die vierhundert Köpfe der Bemannung zu erwarten haben. Jeden Mittag, ehe die Tischglocke der Mannschaft läutet, prüft der Kaiser selbst die ihm präsentierte Kost auf ihre Güte.“ Stimmungsvoll verliefen die Gottesdienste an Bord, dann wehte der dreispizige, mit roten Kreuzstreifen versehene Kirchenwimpel vom Heck, auf dem Achterdeck war der Altar aufgeschlagen, mit Flaggen geschmückt, dahinter stand die Kapelle, die stimmte die Choräle an, auf die die Insassen der zahllosen Ruderboote, die dauernd das Schiff umkreisten, mit stillem Staunen lauschten.

Sizilien wurde besucht mit all den denkwürdigen und landschaftlich herrlichen Erinnerungsstätten, durch die Bucht von Cataro ging es nach Venedig, wo der italienische Hof seine deutschen Gäste erwartete, und wo Hunderte von Gondeln und kleinen Pinassen, die ersteren von Ruderern in altvenezianischer Tracht verschiedenster Farben des Cinquecento gesteuert, die „Hohenzollern“ umschwärmten. Vor dem Galadiner am folgenden Tage hatte die Kaiserin zu Dryander gesagt: „Rüsten Sie sich, wenn die Königin von Italien Sie fragt, was ein General-superintendent sei, ich konnte es ihr nicht genügend klar machen.“ Richtig war das die erste Frage der schönen Königin Margherita. Noch am selben Abend trug der Zug die Reisenden über die Alpen nach Wien, wo sie vom Kaiser Franz Joseph mit schlichter Herzlichkeit empfangen wurden. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, wie viele neue und hastende Eindrücke die jungen Prinzen auf dieser Reise empfangen hatten, zumal der Kaiser und die Kaiserin es sich hatten angelegen sein lassen, von ihrem reichen geschichtlichen Wissen stets an Ort und Stelle die Söhne zu unterrichten.

Kurz danach schlug für die Prinzen die Trennungsstunde vom Elternhause. Neben dem militärischen Erzieher General von Deines und neben dem Gouverneur General von Lyncker gehörten zur Begleitung der spätere Direktor am Französischen Gymnasium von Berlin, Professor Esternaux, und Professor Sachse, dieser für die Naturwissenschaften. Eine besonders wichtige Rolle war dem Hofprediger Emil Frommel zugebracht, der, dem Kaiserpaar als Geistlicher wie als Mensch sehr teuer, bereits seit zwei Jahren den Religionsunterricht der Prinzen geleitet hatte und den sie beide aufs tiefste liebten und verehrten. Schon im Palais der alten Majestäten wie im Kronprinzenhause war Frommel ein stets gerngesehener Gast gewesen. Sein Freimut, seine Heiterkeit, seine schlagfertige Art hatten das junge Kronprinzliche Paar sofort für ihn eingenommen. Er war bis in die letzten Jahren Königstreu, aber nie Schmeichler, nie Byzantiner, und auch das wurde ihm hoch angerechnet. Gern wurde seiner Freiheitsnatur ein Zugeständnis gemacht, und als er einmal eine Einladung zum Tee nach dem Marmorpalais erhalten hatte, da ließ er zurückmelden, heute könne er leider nicht gut, aber morgen. „Morgen kann ich nicht

gut," ließ ihm der Kronprinz zurücksagen, und man einigte sich auf übermorgen. Zu allem kam noch, daß Frommel der liebevollste und aufopferndste Kinderfreund war, daß er das innigste Verständnis für ihr Seelenleben hatte und stets bestrebt war, sie zu echten und rechten Menschen zu erziehen, die später im Leben ihren Platz voll ausfüllen sollten. Als Prediger durchdrungen von seinem hohen Beruf, redete er zu dem Volke in der Sprache des Volkes, daß es jeder verstand und es jedem zum Herzen ging; er konnte wie kein anderer die Leute, die in den Höhen leben, lehren, auf das Quellenrauschen in dem Gemüt unseres Volkes liebevoll zu lauschen, und ebenso konnte er aus dem Herzen derer, die in der Tiefe ringen, bittere Stacheln ziehen. Das war der Mann, von dem die Kaiserin wußte, daß sie ihre Söhne nicht in bessere Hut geben konnte, und der einen Ausgleich herbeiführen würde zwischen der strengen militärischen Erziehung und der für sie wohl noch weit wichtigeren Ausbildung der Seele und des Gemüts.

Zwischen Seen und Forsten liegt malerisch das Städtchen Plön, überragt von dem ehemaligen Schlosse der Plöner Herzöge, von denen der letzte, Friedrich Karl, das Schloß und den Park erheblich verschönt hatte. Da er kinderlos gestorben, ging das Besitztum an den dänischen König über, Christian VIII., der gleichfalls mancherlei umgestalten und erweitern ließ, hier oft im Sommer seinen Wohnsitz nehmend. Im Feldzug 1864 hatte hier Prinz Friedrich Karl kurze Zeit sein Hauptquartier, dann wurde das Schloß 1867 zum preussischen Kadettenhause bestimmt. Auch der Romantik entbehrten die grauen Gemäuer nicht, mancherlei Sagen, mit den früheren Bewohnern verknüpft, hatten sich Jahrhunderte hindurch erhalten und sorgten für das nötige Gruseln in den dunklen Gängen und weiten Kellerräumen. Die ganze Landschaft ist von hohem Reiz, in steter Verbindung von Wasser und Land; zu Ausflügen zu Fuß, zu Pferd und Wagen, zum Rudern und Schwimmen wie Segeln bot sich reichste Gelegenheit.

Die Kaiserin hatte ihre beiden Söhne nach Plön begleitet, wo man am Morgen des 18. April eintraf, auf das freudigste empfangen, um so freudiger und ehrlicher, als die Bevölkerung ja in der Kaiserin die treue Landsmännin begrüßte und es als Vorzug empfand, daß gerade auf heimischem Boden ihre Söhne die weitere Ausbildung erhalten sollten. Unter Glockengeläut erfolgte die Fahrt zum Schloß, überall hatten Vereine und Schulen Spalier gebildet. Eingehend, sich auch um die geringste Kleinigkeit kümmernd, besichtigte die Kaiserin das Prinzenhaus, ein früheres im Schloßpark gelegenes Lustschlößchen, das für seinen neuen Zweck mancherlei Veränderungen erhalten hatte. Hier war auch die Wohnung der Prinzen, sowie des Generals von Deines, ferner die für die Kaiserin bestimmten Gemächer, da man mit ihrem häufigen Besuche rechnete. Sechs nähere Kameraden erhielten mit den Prinzen den Unterricht, bei ihrer Auswahl waren nicht Rang und Stand, sondern ihre Befähigung und gute Führung maßgebend gewesen. Die genannten Lehrkräfte erhielten ihre Ergänzung durch

einige Lehrer der Kadettenanstalt, auf ausdrücklichen Wunsch der Kaiserin gab es keinerlei Bevorzugung für ihre Söhne, sie wurden mit „Sie“ oder „Prinz Wilhelm“ und „Prinz Fritz“ angedredet, eine anderweitige Titulatur war nicht gestattet. Ebenso war es der Wunsch der Kaiserin, daß ihre Söhne viel im Hause Otto Frommels verkehrten, und sie kam damit den Wünschen des Seelsorgers entgegen, der gerade durch den nahen Verkehr, durch gemeinsame Ausflüge und familiäres Beisammensein ihr Vertrauen sich erhalten wollte. Häufig erschienen sie bei ihm zum schlichten Abendessen, nach demselben las er etwas vor, spielte auch mit ihnen, oder es wurden unter Anleitung der Gattin, die auf ihre alten Tage wieder Bleistift und Pinsel zur Hand genommen, allerhand Arbeiten zu Geburtstagen und sonstigen Festen gefertigt. Zugleich, neben den anderen Stunden, bereitete er sie für die Einsegnung vor, sich mit seiner ganzen Innigkeit und Innerlichkeit dieser Aufgabe widmend. Bei seinem Abschied von Berlin hatte er zu dem Freundeskreise, der sich allwöchentlich bei ihm versammelte, geäußert: „Ich gehe jetzt die letzte Aufgabe meines Lebens zu erfüllen, und mit dem Licht und der Erfahrung, die mir geworden, den jungen kaiserlichen Prinzen etwas zu sein, ihre Herzen zu entzünden für die geistigen ewigen Dinge, um in die Rinde des jungen Baumes den Namen Gottes hineinzuschneiden, daß er mit ihnen wachse und groß werde.“ Er sollte diese Aufgabe nicht bis zu deren Schluß durchführen können. Nach wenigen Monaten seiner Tätigkeit traten Spuren eines alten Leidens auf, von dem er bereits in Berlin durch eine Operation Heilung erhofft hatte. Eine nochmalige Operation war nötig, sie fand am 23. Oktober im Johanner-Hospital zu Plön statt, verlief auch gut, aber dann stellten sich neue Verwicklungen ein, am Morgen des 9. November schloß er die Augen zum letzten Schlummer. Einige letzte Worte zu der geliebten Gattin waren jene: „Grüße die Prinzen.“ An seinem Sterbebette weilte die Kaiserin, die, als sie von seiner schweren Erkrankung gehört, nach Plön geeilt war, und die durch diesen Verlust auf das tiefste erschüttert wurde. Sie führte am nächsten Tage ihre Söhne ins Sterbezimmer, zum ersten Male in ihrem Leben schauten jene dem Tode ins Angesicht, aber der Glanz der Verklärung, der auf diesem Sterbebette lag, hatte alle Schrecken des Todes hinweggenommen. Es war wie eine letzte Konfirmationsstunde, die der entschlafene Seelsorger ihnen gab.

Zu seinem Nachfolger wurde der Generalsuperintendent D. Dryander gewählt, dem Würdigen folgte ein Würdiger. Der neue Geistliche hatte die bisherige Frommelsche Wohnung in Plön bezogen, in einem traulichen Hause, das unter dem Schutze großer Kastanien abseits der Straße lag, nahe dem kleinen Plöner See. Oben auf dem Dache klapperten, ein Sinnbild traulicher Häuslichkeit, zwei Störche, zu denen täglich diese und jene Bitte der kleinen Plöner Kinder emporklang. Die Kaiserin hatte gewünscht, daß ihre Söhne auch im Dryanderschen Hause verkehrten, sie kamen des öfteren zum Abendbrot, nachher wurde Fritz Reuter

oder anderes vorgelesen oder unter ungeheurem Gepolter mit den Mitschülern die Reise nach Jerusalem oder sonstige Gesellschaftsspiele veranstaltet, bis sie der Hausherr zu ihrem Wohnsitz geleitete.

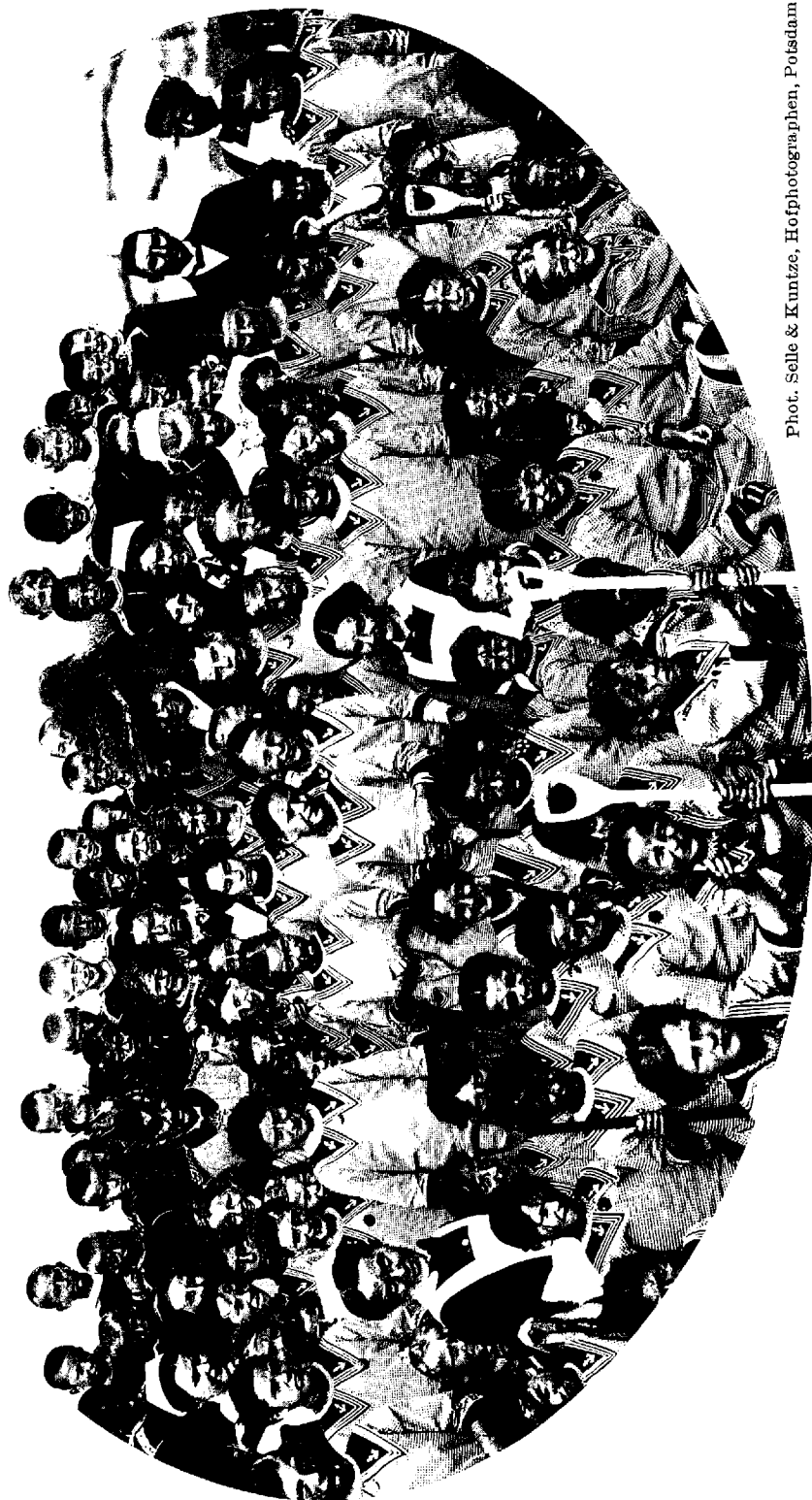
Von jenen Plöner Jahren berichtet der Kronprinz in seinen Erinnerungen, nachdem er erwähnt hatte, daß sein bisheriger Hausunterricht in seinen Kenntnissen große Lücken hatte entstehen lassen, so daß, als er in Plön in die Untersekunda kam, das Fehlende durch Überstunden nachgeholt werden mußte: „In Plön wurde für meinen Bruder Fritz und mich eine besondere Prinzenschule eingerichtet, jeder von uns erhielt drei Mitschüler. Es wurde nicht gern gesehen, daß wir uns unter die andern Kadetten mischten: über diese Absperrung haben wir uns allerdings immer wieder hinweggesetzt und vom ersten Tage an jede Gelegenheit benutzt, um in engste kameradschaftliche und freundschaftliche Beziehung auch zu allen anderen Jungen vom Korps zu treten. Die Fußballkämpfe, Ruderswettstreite und Kompagnie-Schneeballschlachten sind mir noch jetzt liebe Kindheitserinnerungen. Viele meiner damaligen Korpskameraden, die aus den verschiedensten Kreisen stammten, sind mir gute Freunde geworden, mit denen mich treue Beziehungen auch durch das weitere Leben verknüpften und verknüpfen. Und im Kriege traf ich häufig ganz überraschend irgendwo im weiten Frankreich einen meiner alten Kadettenkameraden wieder, und dann stand für uns beide zwischen all dem harten Ernst der Zeit für kurze Augenblicke wie ein Lächeln die Erinnerung auf an jene fernen, sorgenfreien Jugendjahre. Auf meinen besonderen Wunsch durfte ich in Plön bei einem Drechslermeister in die Lehre gehen, im allgemeinen muß eine solche Prinzenlehrzeit — und bei den Hohenzollern ist es Brauch, daß jeder Prinz ein Handwerk kennen lerne — nicht allzu tragisch beurteilt werden, sie ist nach ihrem Herkommen vor allem eine schöne Geste und ein Symbol. Wenn ich nun auch niemals behaupten möchte, daß ich mich etwa mit meinen Plöner Drechslerkünsten, die ich aber später immer wieder gern geübt habe, durchs Leben bringen könnte, so darf ich doch sagen, daß Meister wie Lehrlinge ihre Sache damals ganz redlich ernst genommen haben. Mein braver Lehrer ließ mich feste arbeiten und holte mich tüchtig heran, ich aber war mit wichtiger Freude dabei und habe mich in dem schlichten, sauberen Haushalte und in der Umwelt des kleinen Handwerksbetriebes überaus wohlgeföhlt. — Unser Verkehr in Plön führte uns in die Lehrerfamilien, und auch zu Schülern des Plöner Gymnasiums hatten wir freundschaftliche Beziehungen. Überdies hatte ich auch unter den Bauern der Umgebung ein paar „Freunde“, und manches Stückchen Ackerland habe ich damals selbst umgepflügt; ich weiß noch, wie stolz ich war, wenn mir die Pflugspur ordentlich und liniengerade gelang!“

Genau geregelt waren Unterricht und Lebensweise. Früh um sechs ward aufgestanden, eine halbe Stunde später wurde gefrühstückt, dann begann der Unterricht, der, mit zehn Minuten Pause zwischen jeder Stunde, bis um zwölf Uhr

dauerte. Zehn Minuten darauf ging's zur einfachen Mittagstafel. Von eins bis vier wurden die Schularbeiten erledigt; es folgte je nach der Jahreszeit eine Stunde Turn- oder Schwimm-Unterricht. Dann schlug die Freiheit, man konnte sich mit Fußballwerfen, Tennis, Croquet oder anderen sportlichen Spielen vergnügen, häufig wurden Spazierritte oder Ausflüge auf dem Zweirad unternommen, besonders gern wurde gerudert und gefegelt. Auch die Pflege des Gartens wurde nicht vernachlässigt, jeder hatte sein eigenes kleines Besitztum, mit Freuden wurde eine zierliche Steingrotte errichtet. Über allem vernachlässigte der Kronprinz nicht sein Geigenspiel, vierzehntäglich kam von Hamburg ein Lehrer herüber, der sich von den Fortschritten seines Zöglings überzeugte. Um sieben Uhr fand die Abendtafel statt, die nur eine halbe Stunde währte, dann konnten sich die Prinzen noch anderthalb Stunden nach Gutdünken beschäftigen, und um neun Uhr ging es zu Bett.

Aufs willigste fügten sich beide Prinzen ihren Lehrern und dem Unterricht. Der Kronprinz war schon verhältnismäßig frühreif, eine ausgesprochene Natur, von selbständigem Denken und Wollen, von ernstem Streben und treuer Pflichterfüllung. „In ihm ringt der Mann mit dem Knaben,“ wie ihn einer seiner Lehrer sehr richtig beurteilte. Und so ernst er bei seinem Lernen war, ebenso freudig widmete er sich dem Spiele und sonstigen Vergnügungen, stets ein guter Kamerad, dabei bescheiden und zuvorkommend, von tiefem Gefühl und warmem Mitempfinden. Stark mag oft die Sehnsucht nach dem Elternhause gewesen sein, rührend äußerte sich, in Briefen wie in Gesprächen, die Liebe zur Mutter. Die Tage bis zum Ferienanfang wurden schon lange vorher sorgsam abgezählt, schließlich die Stunden, bis es nach Berlin oder Potsdam gehen konnte. Da wird ein hübsches Geschichtchen erzählt. Eines Abends am letzten Unterrichtstage fragte Eitel Fritz seinen Bruder: „Wollen wir der Mama nicht etwas mitbringen?“ — „Ja, aber was denn?“ — „O, ich wüßte schon, was ihr Freude macht. Hast du Geld?“ — „Viel ist es nicht,“ und beide zählten ihr Geld. — „O, das genügt, komm nur mit,“ und sie traten in einen Krämerladen ein. „Haben Sie frisches Brot?“ Und auf die bejahende Antwort: „Dann geben Sie mir einen Laib. Und frische Butter haben Sie auch?“ — „Vorzügliche.“ — „Was kostet sie denn?“ Und auf den genannten Preis überrechneten beide ihr Geld. „Dann geben Sie mir ein Pfund“ und glückstrahlend verließen sie mit ihrem Einkauf den Laden. „Nun? wird Mama sich freuen?“ fragte Fritz seinen Bruder. „Denke dir doch: Echt Holzsteiner Brot und echt Holzsteinische Butter! Das hat sie schon lange nicht gegessen! Und sie ist doch ein Holzsteiner Kind, und das Brot der Heimat, du weißt doch, schmeckt immer am besten!“ —

Welche Freude herrschte im Prinzenhause, wenn die Kaiserin zum Besuch erschien, was häufig geschah. Zum erstenmal kurz nachdem sie ihre Söhne gebracht hatte, am 6. Mai 1896, kam sie ganz überraschend am Geburtstage des Kron-



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam

Das Kaiserpaar im Abbecher Biederheim (1913)



Phot. Scherl

Kaiserin Auguste Viktoria
inmitten der Schulkinder vor dem Rathause in Posen (1913)

prinzen, dem ersten, den er außerhalb des väterlichen Hauses erlebte. Und sie kam nicht allein, die Prinzen Adalbert, August Wilhelm und Oskar begleiteten sie und umsprangen jubelnd den „großen Bruder“, dem das Herz vor Freude fast hörbar klopfte. Auf der Wiese spielte die Kaiserin fröhlich mit ihren Kindern, während die Kapelle des 31. Regiments ihre Weisen ertönen ließ, nichts war abgesperrt, die Bevölkerung hatte überall Zutritt. An diesem Tage wurde auch auf ihren Wunsch vom Hofprediger D. Frommel das Prinzenheim geweiht, und zwar, wie er ausführte, als ein Bethaus, eine Arbeitsstätte, eine Friedensstätte und ein Pilgerhaus. Am Nachmittage fand im Schlosse zu Ehren des Geburtstageskindes eine Theatervorstellung statt, der die Kaiserin mit den Prinzen beiwohnte, und abends mußte die geliebte Mutter schon wieder die Rückfahrt nach Berlin antreten; schwer wurde ihr und den zurückgebliebenen Söhnen der Abschied. Aber die Trennung sollte nur kurz sein, Ende Juni traf sie abermals, von Sehnsucht getrieben, in Plön ein, diesmal für drei Tage. Täglich wurden Spazierfahrten in die Umgebung unternommen, und bei einer solchen unterhielt sie sich auf Plattdeutsch mit einem kleinen Bauernjungen, der auf die Frage, wie weit es noch bis zur nächsten Ortschaft sei, antwortete: „Noch een good halw Stün.“ Als dann beim Abendessen die Kaiserin meinte, daß es nun hohe Zeit sei, an den Abschied zu denken, da rief Eitel Fritz: „Nicht doch, Mutting, noch een good halw Stün,“ und trotz des Trennungschmerzes erregte dies die allgemeine Heiterkeit. Und ein andermal, als die Kaiserin mit ihren Söhnen von einem erhöhten Punkte auf die Stadt, den See und den idyllischen landschaftlichen Rahmen blickte und meinte: „Es ist wunder-, wunderschön!“ da rief Eitel Fritz begeistert: „Ja, Mama, es ist wunderschön, aber so recht merkt man es erst, wenn du dabei bist!“

Welch ein hübsches Bild entrollt Dryander vor uns in der Schilderung eines solchen Besuches der Kaiserin: „Die Kaiserin wohnte dann in den engen Räumen des Prinzenhauses, sie war eine rührende, zärtliche Mutter. Was sie mir einst vom Geburtstage des Kronprinzen und den „ernsten und großen Eindrücken“, die er von der Feier des Tages in der Kapelle des Kadettenhauses empfangen habe, schrieb, das breitete sich wie ein Sonnenschein über ihr ganzes Leben bis in die Tage ihres Leidens aus. In dieses freundliche, sorgende, sonnige Wesen zog sie alles, den kaiserlichen Gatten und die Kinder zuerst, aber auch die eigene Mutter und die Kaiserin Friedrich, die beide in schweren Leiden vollendet wurden. Ihrer harmlosen Art durften wir uns um so mehr freuen, als die Plöner Zeiten sie von dem gehezten Treiben des Hofes befreiten. Während die Prinzen in der Schule schwigten, ging sie oft weite Wege mit mir durch den Park, um über die Erfahrungen des Unterrichts sich berichten zu lassen. Abends waren dann wohl die Mitschüler da. Ich entsinne mich, wie einmal die Kapuzinerpredigt und andere Szenen aus Wallensteins Lager aufgeführt wurden, nachher aber die Prinzen

ihre Tanzkunst zeigen sollten, und während wir alle schnell die Teppiche im Eßsaal zusammenschoben, die Kaiserin zu Esternaur' Klavierbegleitung mit ihren Söhnen walzte."

Aber nicht immer war der Aufenthalt der Kaiserin in Plön mit sorgloser Freude erfüllt. Schon Ende August war sie dort eingetroffen, um die Gesundheit ihrer Söhne besorgt, und hatte sich vom Generalarzt D. Junker begleiten lassen, der sie aber beruhigen konnte. Kaum war sie nach Berlin zurückgekehrt, da hatte Prinz Eitel Fritz das Unglück, bei einem Spazierritte zu stürzen und sich eine böse Verletzung zuzuziehen, von der er nur langsam genas. Die Kaiserin pflegte ihn, so oft sie nur konnte, stets mehrere Tage bei dem allmählich gesundenden Patienten verbringend. Von seiner völligen Wiederherstellung wollte sich auch der Kaiser überzeugen, der im Herbst mit seiner Gattin erschien, die Kadetten im Parade-marsch an sich vorbeiziehen ließ und sich sehr zufrieden über alle Einrichtungen äußerte. Der nächste Geburtstag des Kronprinzen konnte nicht so freudig begangen werden, wie im vorangegangenen Jahre, er wie sein Bruder waren an den Windpocken erkrankt. Alle für diesen Tag geplanten Feierlichkeiten unterblieben, nur die Regimentsmusik des Königin-Regiments aus Glensburg ließ ihre Weisen erschallen, die Kadetten marschierten unter dem Gesang vaterländischer Lieder vor dem Prinzenhause auf und brachten dem Geburtstagskinde ein dreimaliges kräftiges Hurra. Um nicht ihre anderen Kinder einer Ansteckungsgefahr auszusetzen, erschien die Kaiserin erst im Laufe des Juni, dann des öfteren ihre Besuche wiederholend. Hier möchten wir gleich einen Besuch der Kaiserin einschleiben, der später stattfand, als ihr jüngster Sohn Prinz Joachim, der recht schwächlich war und oft kränkelte, im Plöner Kadettenkorps weilte. Sie wußte, wie groß sein Heimweh war und beschloß, ihn an seinem Geburtstage, dem 17. Dezember, zu überraschen. Da der Zugverkehr zwischen Lübeck und Plön, zumal im Winter, ein sehr geringer war, ließ sie ihren Salonwagen in Lübeck an einen Nachtgüterzug anhängen, der zwar auf jeder der kleinen Haltestellen lange hielt, aber doch schon um $1\frac{1}{8}$ Uhr an der Parkstation des Prinzenhauses vorüberkam. Im ersten Morgenrauen wanderte die Kaiserin langsam durch den Park, möglichst hinter jedem Baume Deckung suchend, um nicht gesehen zu werden, und läutete an der Haustür. Der öffnende Diener machte große Augen, aber ein heller Jubelschrei entrang sich dem jungen Geburtstagskinde, als die teure Mutter plötzlich vor ihm stand und ihn in ihre Arme schloß.

Die Ferien verlebten die beiden ältesten Prinzen mit ihren Brüdern und der Mutter stets zusammen. Im Sommer 1897 in Tegernsee, während der Kaiser auf der Nordlandsreise war. An dem schönen bayrischen Gewässer schlossen die Prinzen enge Freundschaft mit den Kindern des Herzogs Karl Theodor von Bayern; es wurde manche gemeinsame Bergbesteigung unternommen. Auch da ging es zwanglos und heiter zu. Es muß, wie uns erzählt wird, für Unbeteiligte gewiß

ein ergötzlicher Anblick gewesen sein, wie der Hofprediger Dryander und Major von Gontard, der den General von Lyncker ersetzt hatte, an der Spitze, hinter ihm die Kaiserin und dann die ganze Schar der Kinder, im Gänsemarsch singend den schmalen Fußpfad durch die Wiesen verfolgten, und von der Bergwand Schefels „Als die Römer frech geworden“ widerklang, bis in der Nähe der Häuser die Kaiserin Ruhe gebot. Der Verkehr mit der Bevölkerung war so harmlos wie möglich, die Ausflüge nach Kreuth oder die Fahrten auf dem See, die Abende in der von der Kaiserin bewohnten Villa waren ebenso anregend wie genussreich. Besonders lustig gestaltete sich ein Ausflug nach Achensee, den die beiden ältesten Prinzen mit ihren Brüdern Adalbert und August Wilhelm, dieser nur „Auwi“ genannt, mit Dryander, Major von Gontard und dem Leibarzt Dr. Junker unternommen hatten. Die Prinzen hatten gerade Heinrich Seidels prächtige Geschichten von Lebrecht Zühnchen gelesen und beschlossen, dies zu verwenden. Die Gesellschaft sollte unter dem Namen der Familie Neumann, wie ein Hoffourier auch hieß, reisen. Die Namen Wilhelm, Fritz, August und Albert erschienen hinreichend plebejisch; Hofprediger Dryander war Zühnchen, Dr. Junker der Onkel, Gontard der Major mit der Vergangenheit. Der Jubel flog hin und her, drohte aber vor dem Grenzkontrolleur unangenehm zu werden, bis zu seinem Ergötzen die Enthüllung folgte, dann aber das erhoffte Inkognito durch die weiße Krawatte des Wirts vom Achensee, der schon bei der Bestellung des Mittagessens Lunte gerochen hatte, gründlich zerstört wurde. Weniger harmlos war dann die Fahrt über den See zur Pertisau, bei der ein mächtiges Gewitter sich entlud, und der Fährmann sich als stark unter dem Einfluß alkoholischer Getränke stehend erwies. Die Begleiter waren doch recht froh, als man wieder das Land erreicht hatte.

Im nächsten Jahre weilten die Prinzen während einiger Frühjahrswochen mit den Eltern in Homburg. Auch hier wurden die Stunden Dryanders nicht unterbrochen, die Kaiserin nahm regelmäßig an ihnen zuhörend teil und wechselte mit dem Geistlichen manch ernstes Wort über die innerliche Haltung und Zurüstung der Seele des Kronprinzen mit seiner erwachenden selbständigen Männlichkeit, des noch kindlichen und anschlussbedürftigen Eitel Fritz. Auch der Kaiser zeigte häufig, wie ernst ihn die Entwicklung seiner Söhne beschäftigte. Dryander schreibt von den Prinzen: „Beide waren fleißig, pflichttreu, kindlich und willig, der Kronprinz nicht ohne kritische Anlage und selbständigen Eigenwillen, dessen Vorhandensein ihm kein Geringerer als Fürst Bismarck hoch anrechnete. Denn als wir im Frühjahr 1898 den Kronprinzen zu einem Besuche nach Friedrichsruh bringen wollten und ich zur Vermittlung hinüberfuhr, war die erste Frage des Fürsten über den Kronprinzen die: Ist er eigensinnig? Und mit Genugthuung nahm er die Befragung entgegen, er sei es, soweit überhaupt ein Prinz eigensinnig sein könne; denn tatsächlich stand alles, vom Religionsunterricht bis zur Erlernung des Exerzier-Reglements, so sehr unter dem Gesichtspunkt des „Dienstes“, daß von einer

Kenntnis, wie sie der Schulfürsorge seinem Lehrer entgegenbringt, nicht die Rede war. Vielmehr ging das Bestreben der Erzieher dahin, das Verhältnis zu den Mitschülern so zu gestalten, daß jenes richtige Selbständigkeitsempfinden von selbst erwachen und sich geltend machen sollte."

Der Unterricht wurde in der zweiten Maihälfte 1898 unterbrochen, da des Kronprinzen und seines Bruders Konfirmation bevorstand. Vorher hatten die Prinzen ein Glaubensbekenntnis verfaßt, das bei der Feier am 22. Mai in der Friedenskirche in Gegenwart der Eltern und Eingeladenen verlesen wurde. Dryander hatte der Konfirmationsrede das Wort des Römerbriefes zugrunde gelegt: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht.“ Bei der Tafel nahm der Kaiser das Wort, um seinen Söhnen in eindringlicher Weise sein eigenes tiefreligiöses Bekenntnis und ernste väterliche Mahnungen mit auf den Weg zu geben.

Zwei Jahre später, nachdem der Kronprinz und sein Bruder die Reifeprüfung in Plön mit durchweg „gut“, teilweise auch „vorzüglich“ bestanden hatten, fand am 6. Mai 1900 in Gegenwart des greisen Kaisers von Österreich und vieler fürstlichen Gäste die Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen statt. Der Kaiser hatte D. Dryander für die Predigt beim Festgottesdienst in der Schloßkapelle die Bibelworte angegeben: „Sei fest und sei ein Mann, und wahr in der Zucht des Herrn deines Gottes, daß du wandelst in seinen Wegen, auf daß du klug seiest in allem, was du tust und wo du dich hinwendest.“ Von tiefem Eindruck auf alle Versammelten war die Predigt, besonders auf den Kronprinzen, dem der Geistliche seinen Lebenspfad vorwies, den Ernst des Gotteswortes auch vor Fürsten und Königen nicht verschweigend. So hieß es u. a.: „Um wirken zu können, muß man zuerst etwas sein! Sei ein Mann, unverdorben von Lob, unverbittert von Lüge und Bosheit, gefeit gegen eigensinniges Prozen, ein Mann, der sicher wandelt auf der Bahn der Pflicht.“ Und zum Schluß: „Nun wohl, du jugendlicher Steuermann, halte dein Ruder fest, wahre deine Seele, daß sie nicht untergehe in Hochmut und Lust, daß sie nicht zerrinne in den vergänglichen Bildern der Welt!“ Und der Kaiser hatte in väterlicher Fürsorge seinen Sohn ermahnt: „Du tust heute einen wichtigen Schritt ins Leben. Der Rang des Kronprinzen ist durch deinen hochseligen Großvater, der die längste und wichtigste Zeit seines Lebens in dieser Stellung gewesen ist, so emporgehoben, daß es der Arbeit eines Lebens und deiner ganzen Manneskraft bedürfen wird, um diese Stellung zu erhalten, wie sie seit deinem Großvater im Herzen des deutschen Volkes und der Armee fortlebt. — Das Ansehen, welches dein Großvater der Stellung des deutschen Kronprinzen in der Welt und bei seinem Volke verschafft hat, ist für dich ein Erbteil, welches du ungeschädigt zu erhalten und zu mehren hast. Mache es dir klar, daß du deiner ganzen Manneskraft bedarfst, um dieser hohen und schönen Aufgabe gerecht zu werden.“

Der Kronprinz großjährig, der älteste Sohn das Elternhaus verlassend — wie tief mochte die Kaiserin dies empfinden! Sie, die mit zärtlicher Gewissenhaftigkeit und aufopferndster Liebe bisher ihren Ältesten gehütet und gehegt hatte, die ganze Liebe und das ganze Vertrauen des Sohnes besitzend. Und das blieb so, als der Sohn nun seine Selbständigkeit erlangt hatte und seine eigenen Wege ging. Stets hatte sie für ihn, sein Tun und Lassen Verständnis, für ihn, der oft lästig die Fesseln empfand, die steten Rücksichten, die er als Prinz nehmen mußte: „Nur ein Mensch hat auch in diesen Fragen Sinn gehabt für meine Beengtheit und Verstehen für meinen Drang, weniger „Kronprinz“, mehr ein Mitlebender und miterlebender Mensch zu sein: meine geliebte Mutter. Und immer wieder, wenn ich in solchen Aussprachen mit ihr zusammensaß, habe ich es empfunden, wieviel von ihrem Wesen auf mich gekommen ist — nur, daß in meinem Blute sich männlich wehrte, was sich in ihr am Ende anpaßte und zur Ruhe fand. Zu diesem Sichzufriedenfinden hat sie aus der tiefen Religiosität ihres Wesens sicher eine starke, nie versagende Kraft geschöpft.“ So der Sohn über seine Mutter.

Im Dienst der Nächstenliebe

Zu einem unserer bekanntesten deutschen Dichter sagte einst eine edle deutsche Fürstin: „Ich bin als Freundin brauchbarer für Unglückliche als für Glückliche.“ Das schöne Wort konnte man auch so recht auf die Kaiserin anwenden, nicht minder jenes der Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Schon in Primkenau als junge Prinzessin hatte die Kaiserin einmal geäußert: „Fürsten sind eigentlich so recht für die Armen bestimmt, um ihnen zu dienen.“ In einem andern Abschnitt hatten wir bereits erwähnt, daß die Söhne die Mutter gelegentlich scherzhaft „Frau Sorge“ nannten; sie sorgte sich stets um den Gatten, um die Kinder, um alle ihre Angehörigen, aber weit darüber hinaus auch, ihrer Pflichten als Landesmutter sich bewußt, um die Bedrängten und Bedrückten, um die Kranken und Armen. War es aber nur Pflichtgefühl, was sie erfüllte? Nein, ihr war es ein inniges, von früher Jugend an schon sich zeigendes Herzensbedürfnis, zu helfen und zu lindern, Tränen zu trocknen und Unglückliche aufzurichten. Nie war es ihr erwünscht, wenn ihre Liebeswerke an die Öffentlichkeit kamen, im stillen wollte sie diese ausüben, wollte gern überall zugegen sein, wo Not und Unglück ihre düsteren Schatten ausbreiteten, wo sie eingreifen konnte, Trost spendend, helfend, Herzen erleichternd. Sie war die Samariterin auf dem Thron, und jede freie Stunde, die ihr die eigene Familie und ihre Stellung ließen, benutzte sie dazu, Gutes zu tun und Gutes anzuregen.

Es ist schwer, in kurzem Rahmen all das hervorzuheben, was die Kaiserin in dieser Beziehung im Laufe vieler Jahre getan, und mit jedem Jahre schärfte sich ihr Blick, vertiefte sich ihr Urteil über die von ihr zu entscheidenden Angelegenheiten jener Liebestätigkeit, verstand sie die Mittel zu vergrößern und stets weitere Kreise heranzuziehen, um ihrer Samariterarbeit einen immer größeren Wirkungskreis zu verschaffen. Und sie wußte, daß sie hier ganz im Sinne des Kaisers handelte, den sie häufig in Anspruch nahm und der gern ihre Bitten erfüllte, um der religiösen und sittlichen Not des Volkes zu steuern. Das innige Mitleid, daß sie, wie schon oben erwähnt, von Jugend auf während des sorglosen Lebens im Primkenauer Elternhause für die Leidenden und Sorgerfüllten, stets gezeigt, es hatte sich noch mehr vertieft, seitdem sie Einblick genommen in das Elend weiter Kreise, zumal Berlins und der anderen Großstädte.

Bereits als Prinzessin Wilhelm ließ sie sich von der greisen Kaiserin Augusta in die soziale Fürsorgetätigkeit einführen, und schon früher hatten wir geschildert, wie sie mit ihrem Gatten den gemeinsam ins Leben gerufenen Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein zu vertiefen und zu verbreitern trachtete, mit schönstem Erfolg. Durch das Anwachsen Berlins und der anderen großen Städte nach dem 70/71er Kriege war eine kirchliche Verwahrlosung eingetreten, es gab Gemeinden von 100 000 Seelen und darüber, deren sich die Kirche nur wenig hatte annehmen können. Diesen Notständen sollte der neue Verein abhelfen, und er tat es. Überall griff er ein, wo die Kräfte der organisierten Kirche nicht ausreichten, und weitgehende Unterstützung fand die Bitte der damaligen Kronprinzessin, die sie unterm 26. Mai 1888 an Herrn von Levezow, den treuen Freund und allverehrten Berater des Königshauses, gerichtet: „Der Verein ist berufen, auf dem Boden des Evangeliums und im engen Anschlusse an die Kirche für eine schöne, ernste und verantwortungsvolle Aufgabe mitzuarbeiten. Er wird die bereits bestehenden Bestrebungen verwandter Art unterstützen und fördern, neue notwendig werdende Arbeiten anzuregen suchen, sowie durch planmäßige Organisationen auf diesem Gebiete der inneren Mission die Nachteile der Zersplitterung beseitigen helfen. An Sie, geehrter Herr von Levezow, und alle, die dem Volke mit dem Evangelium helfen wollen, richte ich die mir aus tiefstem Herzen kommende Bitte, lassen Sie uns bei diesem Werke, welches wir in Gottes Namen und mit der Bitte um Gottes Segen beginnen, den Frieden und die Versöhnung, welche der Heiland der Welt gebracht und gelassen hat, in allem unsern Leitstern sein, und legen wir unsere Wünsche, Sorgen und Hoffnungen mehr an Gottes Vaterherz, als daß wir uns auf menschlichen Rat und Kraft verlassen. Nur durch die Einigkeit im Geiste werden wir den der Kirche Entfremdeten die Religion wieder näherbringen und erhalten.“ Und schon ein Jahr später konnte die junge Kaiserin in einem Schreiben an Herrn von Levezow ihrer Freude Ausdruck geben, daß die Organisation im ganzen Lande vollendet und überall der Anfang zu gemeinsamer Arbeit gemacht worden sei: „Nach Kräften werde ich bemüht sein, der Arbeit des Glaubens und der Liebe, die in unserem Volke zur Linderung des äußeren und inneren Elends bereits geschieht, mich dienend und anregend anzuschließen, um meine Pflicht gegen Gott und Menschen zu erfüllen. Möchte allen verneinenden und zersetzenden Tendenzen gegenüber unsere gemeinsame Arbeit auf dem Grunde des göttlichen Wortes und in treuer Nachfolge unseres Herrn dazu gesegnet sein, Wunden zu heilen, Barmherzigkeit zu üben, Frieden zu stiften und so das Böse mit Gutem zu überwinden.“

Als ergänzendes Seitenstück des genannten Vereins wurde am 2. Mai 1890 der Evangelische Kirchenbau-Verein gegründet, dessen Protektorat gleichfalls die Kaiserin übernahm. Auch dieser blühte bald regsam auf und konnte eine ebenso regsame Tätigkeit entwickeln, materiell aufs reichste unterstützt durch den Kaiser, durch Vereine und durch die Gemeinden selbst. Stets war es eine große Freude

für das Kaiserpaar, wenn ein neues Gotteshaus eingeweiht werden konnte, allein in Groß-Berlin standen nach sechzehn Jahren 58 neue Kirchen vollendet da und 16 weitere waren begonnen worden. Auch über Berlin hinaus konnte sich der Verein seine Grenzen stecken, half wacker mit zu dem Bau von Kirchen, Betstühlen, Gemeindegewölben, ja, selbst im Ausland griff er helfend ein, in Venedig, Florenz und Konstantinopel, in Jerusalem, Jaffa und Smyrna. Nicht nur wurde durch diese Bauten der kirchlichen Not abgeholfen, sondern viele Tausende fleißiger Hände erhielten fortgesetzt Arbeit und Verdienst, neues Schaffen wurde angeregt, auch im Gebiete des Kunstgewerbes und der Kirchenmusik, ebenso wie die kirchliche Baukunst einen bedeutsamen Aufschwung nahm und Gotteshäuser entstehen ließ, wie beispielsweise die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, die als architektonische Meisterwerke stets ihre Geltung behalten werden.

So segensreiche Wirksamkeit auch die beiden Vereine ausübten, um die religiös-sittlichen Notstände zu heben, man erkannte doch allmählich, daß es mit einer bloß seelsorgerischen Arbeit an den großen Volksmassen nicht getan war, daß vielmehr dort, wo äußere Not, sei es Arbeits-, Krankheits-, Wohnungs- oder sonst andere Not, die Menschen niederdrückte, die Kirche auch äußere Hilfe bringen müsse, ja, daß in vielen Fällen diese leibliche Hilfe die Brücke bedeutete zur geistlichen Hebung und Rettung. Und da nun zur Verwirklichung dieses letzten, höchsten Zweckes doch dringend geboten war, daß äußere Hilfe und seelsorgerische Arbeit nicht nebeneinander, was ja so leicht zu einem Gegeneinander werden kann, sondern miteinander und ineinander arbeiteten, so wurde man damit auf ein Gebiet der christlichen Liebestätigkeit hingewiesen, in welchem beides in geradezu idealer Weise sich verbindet: auf die Diakonissenarbeit. Lange schon hatte die Kaiserin gewünscht, daß die so segensreiche Tätigkeit der Diakonissen vermehrt und weiteren Kreisen erschlossen werden möchte. Wohl waren in Berlin viele Diakonissen als Gemeindegewölben tätig, aber häufig kam auf eine Gemeinde von etwa 50000 Seelen eine dieser Schwestern! Kaum konnte sie all die Kranken unter den Armen besuchen, wieviel weniger sie pflegen und sich später um ihr Schicksal kümmern. Wie konnte sie sich, wenn die Mutter leidend war oder sich in einem Krankenhause befand, der kleinen Kinder annehmen, niemand kümmerte sich um diese, niemand um den Mann, ob er, wenn er müde von der Arbeit nach Hause kam, den kleinen Haushalt geordnet vorfand, ob man auch an sein Essen gedacht hatte.

Wohl war der Evangelisch-Kirchliche Hilfsverein bestrebt, auch hier helfend einzugreifen; es wurden im Mai 1890 zwanzig Schwestern auf vier Stationen in die Arbeit gestellt; ihre Zahl vergrößerte sich mehr und mehr, aber auch hier wiederholte sich die alte Erfahrung, daß, je weiter die Arbeit sich dehnte, desto greller Not und Elend zutage traten, desto gewaltiger die Aufgaben wurden. Wer wollte die nötigen großen Summen aufbringen, welche jährlich die Erhaltung der Pflegestationen kostete, wer die notwendigen Nahrungsmittel, die Wäsche- und Klei-

dungsstücke und was sonst in Krankenzstuben erforderlich ist, beschaffen, wer wollte selbst pflegend eintreten, wenn die Kräfte der Schwestern nicht ausreichen oder erlahmten? Da war es wiederum die Kaiserin, die mit Rat und Tat eingriff, einen wahrhaft großen, in seinen Segenswirkungen unendlich weitgehenden Gedanken anregend und ihn dann wirksam durchführend. Sie wandte sich an die deutschen Frauen und Jungfrauen, die ihr helfen sollten, das Segenswerk der Armen- und Krankenpflege in die mitwirkenden Hände zu nehmen, das drückte sie in einem Erlaß vom 4. Mai 1897 aus: „Es hat sich in den letzten Jahren gezeigt, daß neben einer ausgedehnten Unterstützung der seelsorgerischen Tätigkeit der Kirche es zur Weckung und Förderung des Gemeindelebens vorzugsweise der Arbeit der Diakonissin bedarf, sowie der Errichtung von Gemeindehäusern, durch welche im Anschluß an die Kirche ein Mittelpunkt für praktische Liebestätigkeit im weitesten Umfange geschaffen wird, wo sich, wie kaum an einem anderen Orte, alle Kreise, Stände und Parteien hilfe- und rettungbringend verbinden können, wo in freudigem Geben und dankbarem Empfangen Unterschiede und Gegensätze ausgeglichen und versöhnt werden. Hier können meine beiden Vereine gemeinsam zur Lösung einer wichtigen evangelischen Aufgabe beitragen; hier eröffnet sich aber vor allem ein weites und schönes Arbeitsfeld für unsere Frauen und Jungfrauen, denen Herz und Hand für solche Arbeit geschickter ist, als die Tätigkeit der durch Berufspflichten in Anspruch genommenen Männer. An die evangelischen Frauen und Jungfrauen richtet sich daher meine herzliche Bitte, einzutreten und zu helfen, daß wir unserm Volke die Segnungen des Evangeliums in stets reicherm Maße zuwenden und erhalten.“

Der Aufruf zündete in den empfänglichen Frauenherzen Berlins und weit darüber hinaus. In kurzem meldeten sich allein in der Reichshauptstadt 6000 Frauen und Mädchen zur Mitarbeit und wurden auf 15 Bezirke verteilt; die einen zur Beschaffung der Hilfsmittel, die anderen sich an der Verwaltung und Leitung beteiligend, wiederum andere in der Aushilfe an den Krankenbetten tätig. Der Verein „Die Frauenhilfe“ war fast über Nacht geschaffen worden; auch in Potsdam entstand schnell ein Zweigverein mit 4 Pflegestationen und mehr denn 1000 Mitgliedern. Das ließ hoffen, daß, was in beiden Residenzstädten so überraschend gelungen, auch an anderen Orten durchzuführen wäre. Und abermals war es die Kaiserin, die hierzu aufrief in einem Schreiben vom 1. Januar 1899, das gleichfalls ein weithallendes Echo erweckte. Was in Berlin in großem Maßstabe durchgeführt worden war, das wiederholte sich nun in anderen Städten je nach dem Bedürfnis der Sache und nach dem Maße der Kraft. Allmählich wurden 900 Einzelvereine mit vielen Tausenden von Mitgliedern ins Leben gerufen; sie hatten sich bis Mitte 1917 auf 3380 Vereine mit 500 000 Mitgliedern vermehrt. Jede Einzelgemeinde schloß und schließt eine Fülle von Arbeit in sich, Arbeit an Kindern, konfirmierten Mädchen, Armen, Kranken und Siechen, Begründung von

Krippen, Kleinkinderschulen, Gemeindepäusern und dergleichen. Viele der Ärmsten und Armen empfanden, daß sie nicht ganz verlassen seien, daß man sich ihrer und ihrer Familien in den Tagen des Elends und des Krankseins annehme, daß man bestrebt wäre, ihnen die helfende Hand aus warmer Nächstenliebe heraus zu reichen.

Nach dem Tode der Kaiserin Augusta hatte die Kaiserin auch das Protektorat des Vaterländischen Frauenvereins übernommen, dessen ursprüngliche Aufgabe der „Liebesdienst im Felde“ gewesen war, das heißt einen freiwilligen Sanitätsdienst für den Kriegsfall vorzubereiten. Besonders Kaiserin Augusta nahm sich des Vereins aufs warmherzigste an und wies ihm neue Ziele und reiche Aufgaben zu. Sie hatte erkannt, daß der Verein nur dann lebenskräftig bleiben könne, wenn ihm auch in Friedenszeiten ein weites Gebiet praktischer Betätigung erschlossen würde, und daß in der anbrechenden neuen Zeit mit ihren neuen sozialen Aufgaben die helfenden und dienenden Kräfte der Frauen, die während der letzten Kriege 1866 und 1870/71 so Tüchtiges geleistet hatten, mit verwertet werden müßten, ohne Unterschied der Konfession und Standesverhältnisse. Zahllose Zweigvereine entstanden, die sich, wie der Hauptverein, die Fürsorge für Kranke, für Witwen, Waisen und verwahrloste Kinder, ferner Ausbildung von Krankenpflegerinnen usw. angelegen sein ließen. Ein neuerer Dichter hat einmal gesagt: „Kein Künstler wird der deutschen Frau ein edleres Denkmal setzen können, als sie es selbst schon getan hat, indem sie den Vaterländischen Frauenverein schuf, der das deutscheste ist, was das deutsche Volk im vergangenen Jahrhundert gezeugt hat.“ Die Kaiserin war stets bestrebt, den Wahlspruch zu befolgen: „Im Notwendigen die Einheit, in anderen Dingen die Freiheit, in allem aber die helfende Liebe.“ Und wie umfangreich äußerte sich diese helfende Liebe in den weitgezogenen Grenzen des Vereins! Seine besondere Fürsorge ließ er der Kinderwelt angedeihen, Säuglingsanstalten, Kleinkinderschulen, Kindergärten, Knaben- und Mädchenhorte, zahlreiche Ferienkolonien entstanden in stets wachsender Zahl. Ferner wurde darauf gesehen, die weibliche Erwerbstätigkeit und die hauswirtschaftliche Fortbildung der weiblichen Jugend zu heben durch Einrichtung von Haushaltungs- und Kochschulen, von Näh- und Stickschulen, daneben die jungen Mädchen in Kunststickerei, Geschäfts- und Buchführung und dergleichen auszubilden. Und wie dem jungen und heranwachsenden Geschlecht seine Sorge galt, so nicht minder den Erwachsenen, für welche Volkstüchen, Suppentüchen, Kaffeestuben, Wärmehallen, Auskunftsstellen für Wohnung und Arbeit entstanden. Vor allem wurde auch in seine Liebesarbeit die Bekämpfung der Tuberkulose, die Pflege der Schwindsüchtigen, aufgenommen; es wurde eine Reihe von Lungenheilstätten errichtet, die in besonderem Grade die Gesundheit des deutschen Volkes geschützt und gefördert haben. Und wiederum war es die Kaiserin, die dem Verein vom Roten Kreuz die Anregung gab, seinem Arbeitsgebiet noch die Fürsorge für die an Tuberkulose bereits erkrankten und dadurch gefährdeten Kinder einzugliedern und ihr seine besondere

Aufmerksamkeit zu widmen. Als erste dieser Kinderheilstätten entstand jene muster-giltige inmitten märkischen Waldgebiets zu Hohenlychen; ihr folgten bald andere, so in Halle und Belzig. Auch der hohen Säuglingssterblichkeit wandte die Kaiserin ihre lebhafteste Aufmerksamkeit zu; sie wies die Rote Kreuz-Vereine an, die Säuglingsfürsorge als besonderes Arbeitsgebiet aufzunehmen; sie veranlaßte die Abfassung eines Merkblattes über die Behandlung und Pflege der Neugeborenen, das in vielen Millionen Exemplaren Verbreitung fand, und ihr ist in erster Linie die Begründung der wissenschaftlichen Musteranstalt: „Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus für Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und -kränklichkeit“ zu danken.

Ja, die Fürsorge für die Kinder! Darin ging die Kaiserin völlig auf, das war ihr ureigenstes Gebiet. Schon als Prinzessin hatte sie häufig das Elisabeth-Krankenhaus besucht; sie vergaß dasselbe auch nicht als Kaiserin. Ein lieblicher Anblick war es, als sie einst an jenem Bette mit der Inschrift: „Freibett, von der Prinzessin Wilhelm an ihrem Geburtstag, 22. Oktober 1887, gestiftet“ stand, und einen kranken Knaben streichelte, der aus weiter Ferne hergeschickt war. Er hielt in seiner Hand einen duftenden Maiblumenstrauß, da der Besuch der Kaiserin angesagt worden war, und reichte ihn derselben dar, ohne jede Angst und Verlegenheit das folgende Lied auffagend:

„Sei tausendmal willkommen,
Geliebte Kaiserin,
Und nimm zu frohem Grusse
Auch unsere Blumen hin.

Sie sollen dir erzählen,
Wie sehr wir uns gefreut,
Daß diese schöne Stunde
Uns ward geschenkt heut.

Denn deine kranken Kinder
Im Kinder-Hospital,
Sie lieben dich so innig,
So herzlich allzumal.

Wir danken heut dem Heiland
Mit frohem Kindersinn,
Daß er dich hat gegeben
Uns zur Beschützerin,

Und bitten, daß er freundlich
Dich schütze immerdar,
Daß er vor Not und Kummer
In Gnaden dich bewahr.

Auch flehen wir, daß immer
Vor Krankheit, Schmerz und Pein
Die lieben kleinen Prinzen
Behütet mögen sein!

Es klingen unsere Stimmen
Heut jubelnd zu dir hin:
Gott kröne dich mit Segen,
Geliebte Kaiserin!"

Als er die letzten beiden Zeilen sagte, stimmten all die anderen Kinder aus ihren Betten mit ihren hellen Stimmchen ein: „Gott kröne dich mit Segen, geliebte Kaiserin!“ Es war ganz still geworden in dem Raum. Der Kaiserin waren die Tränen in die Augen getreten; sie küßte das Bübchen und reichte ihm einige der Blumen.

Auch ein anderes Mal wurde ihr ein poetischer Gruß an derselben Stelle zuteil. Ein kleines fünfjähriges Mädchen lag, in Betten gepackt, auf einem Lehnstuhl und hob mit klarer Stimme ohne jede Verlegenheit an:

„Kommt der liebe Sonnenschein,
Will kein Blatt verborgen bleiben;
Auch die kleinsten Blümelein
Fangen lustig an zu treiben.
Also ist uns heut zu Mut,
Weil dein Auge, fromm und gut,
Und dein liebevoller Sinn
Schaut auf uns, die Kleinsten, hin.
Welche Freude ist uns allen,
Daß du kommst zu uns heraus,
Laß dir unsern Dank gefallen
Und aus Liebe diesen Strauß!“

Aber, ganz in den Anblick der Kaiserin versunken, vergaß die Kleine, ihr die Blumen zu überreichen. Die Kaiserin beugte sich tief herab und küßte das Kind, auch ein anderes, das mit seinen Blumen in der Hand süß eingeschlafen war. Ein weinendes Kind tröstete sie und nahm es auf den Arm, und als eine Pflegerin auf sie zueilte, um es in Empfang zu nehmen, da sagte die Kaiserin: „O nein, lassen Sie nur, ich trag zu Hause auch meine Kinder herum.“ Herzlich lachte sie, als ein kleiner Knabe auf ihre Frage, ob er Geschwister hätte, antwortete: „Nein, ich habe keine Geschwister, nur Brüder.“

Einer Schilderung entnehmen wir: „Der Eindruck, den die Kaiserin stets macht, ist ein die Herzen bezwingender; sie ist von einer so anmutigen Freundlich-

keit und Güte, von einer solchen Natürlichkeit, daß man fühlt: Ja, so ist sie. Ich habe sie gesehen bei einer Weihnachtsfeier unter lauter kranken Kindern, und werde nie den Anblick vergessen. Das Mütterliche, welches sie in ihrer ganzen Erscheinung hat, wurde noch verklärt vom Strahle heiligsten Mitleidens, der in ihren Augen erglänzte. Es war ein herzbewegender Anblick, die kleinen blassen Gestalten in den Betten liegend, auf niedrigen Stühlen sitzend, nur wenige an der niederen Tafel stehend, zu sehen. Die Kaiserin ging von einem Kind zum anderen, wie eine Mutter, keins vergessend. Aber was galt dem Dreijährigen die Kaiserin, welche gebückt neben ihm stand und sich mit ihm der Kugel freute, die stets alle Regel umwarf? Als sie weitergehen wollte, da erblickte der Kleine ein Bilderbuch; rasch zog er die holde Frau an ihrem Rocke wieder zu sich, um ihr auch noch diesen Schatz zu zeigen. Und wie die Kaiserin hier gleich einer Kindermutter waltete, so stand sie später als Hausmutter in der Vorratsstube jenes Krankenhauses und prüfte, ob auch noch stärkender Wein und erquickende Gaben genug vorhanden seien, oder ob sie neuen Vorrat schicken müsse.“

Ein anderes Bild: Einst wurde in Potsdam eine neue Kleinkinderschule eröffnet und die Kinder zum Sonntag Vormittag eingeladen, um auf Kosten der Kaiserin mit Schokolade und Kuchen bewirtet zu werden. Die Kaiserin erschien und sagte fröhlich, sie möchte auch gern eine Tasse Schokolade haben. So tranken sie heiter zusammen, Kaiserin und Kinder. Auf einmal kommt ein ganz Kleines, das bis dahin geschlafen, aus der Nebenstube auf allen Vieren angetroffen. Schnell springt die Kaiserin auf, nimmt es auf den Schoß und löffelt abwechselnd mit dem Kinde die Schokolade aus. Mit lautem Jubel drängen die anderen Kleinen heran, alle wollen von der „lieben Tante Kaiserin“ auf den Schoß genommen und gelobt werden. — Ein hoher Beamter, der die Kaiserin des öfteren bei ihren Besuchen begleitet hatte, hatte geäußert: „Es gibt keine größere Augen- und Herzensweide, als unsere Kaiserin in einem Kinder-Hospital inmitten dieser Kleinen zu beobachten.“ Immer von neuem zeigte sich hier die ganze Herzlichkeit und Leutseligkeit ihres liebevollen Wesens. Mit rührender Geduld lauschte sie all den unzähligen Wünschen der Kinder, sie zu erfüllen trachtend. Als sie einmal ein schwerkrankes Mädchen fragte: „Wie alt bist du, liebe Kleine?“ Da antwortete jene in kindlicher Freude: „Heute bin ich noch sieben Jahre, morgen werde ich acht.“ Die Kaiserin lächelte, aber am nächsten Tage kam für das junge Geburtstagskind eine große Schachtel mit einer prachtvollen Puppe und einem schönen Bilderbuch an. Ein achtfähriger Knabe hatte sein kleines Brüderchen aus dem Wasser retten wollen und dabei selbst einen schweren Armbruch davongetragen. „Das war lieb und tapfer von dir,“ sagte die Kaiserin zu ihm und streichelte ihm immer wieder das blonde Haar, „jetzt bist du noch zu klein, aber später sollst du die Rettungsmedaille haben.“ In einem andern Saal liegt das todtränke Lenchen und reicht mit seinen abgemagerten Händchen der lieben Kaiserin einen Strauß Blumen:

„Nimm freundlich die Blumen vom kranken Kind,
Dem welkenden Blümelein,
Das pflanzet der Herr bald leise und lind
In den Himmel zu schönerem Gedeihn.“

Tief ergriffen nahm die Kaiserin eine Rose von ihrer Brust, legte sie dem bleichen Kind auf sein Bettchen, streichelte es liebevoll, mit zarten Worten tröstend.

Ein eigenes Buch könnten wir füllen mit all den Berichten der Milde und Güte, des wohlthätigen und hilfreichen Erbarmens der kaiserlichen Frau. In Nancy diente ein Mädchen, das aus Hagenau im Elsaß stammte. Seine Mutter war schwer erkrankt, die Tochter eilte hin, aber an der Grenze wurde sie aufgehalten, weil der Paß fehlte. Sie bat, sie flehte, sie weinte — alles vergeblich; der betreffende Beamte hielt sich an die Vorschrift. Da kam der jungen Elsaßerin der rettende Gedanke; sie telegraphierte an die Kaiserin: „Ein junges elsässisches Mädchen, welches an das Sterbebett der Mutter gerufen, verhindert wird, die Grenze zu passieren, fleht Ihre Majestät um Hilfe an.“ Einige Stunden danach konnte sie die Grenze überschreiten, die Kaiserin hatte es ihr erwirkt. Auf ihren Reisen, entweder mit dem Kaiser oder allein, benutzte die Kaiserin jede freie Stunde, um die Krankenhäuser und Kinderanstalten zu besuchen und nach dem Rechten zu sehen. Als sie einmal in Glensburg weilte, besuchte sie auch die dortige Diakonissenanstalt und fand eine erkrankte Frau vor, von der sie erfuhr, daß ihre Tochter in Berlin wohne, mit einem Schugmann verheiratet. Bei ihrer Ankunft in Berlin ließ die Kaiserin die Frau des Schugmannes zu sich kommen und schenkte ihr eine Summe zum Besuch der kranken Mutter.

Auf all diesen Wegen waren Liebe und Mitgefühl Führerin, das empfanden alle, auch die Blinden in der Kgl. Blindenanstalt zu Steglitz, die ihr bei einem Besuche den Gruß darbrachten:

„Wir haben es im Herzen froh verspüret,
Ob auch das blinde Auge dich nicht schaut:
Die Liebe war's, die dich zu uns geführtet,
Drum auch das Herz in Liebe dir vertraut.“

Im Augusta-Hospital in Berlin lag eine arme, schwindsüchtige Frau, die kaum noch lange zu leben hatte. Die Kaiserin beugte sich bewegt zu ihr hernieder und fragte, ob die Leidende nicht noch irgendeinen Wunsch hätte, den sie ihr so gern dann erfüllen möchte. Die Kranke sah dankbar auf und hauchte: „Ich danke sehr, ich brauche nichts, ich habe alles,“ und sie wandte ihre Augen nach einem dem Bette gegenüberhängenden Christusbilde. Da legte die Kaiserin ihre Hand in die fieberheißen, abgezehrten Hände der Arbeiterfrau, und beide beteten: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält.“ — Als die Kaiserin ein Mädchenheim in Berlin besuchte, fielen ihr zwei besonders hübsche junge

Mädchen auf, und als sie sich nach Einzelheiten erkundigte, hörte sie, daß beide sich für die nächste Zeit in eine Bahnhofswirtschaft vermietet hätten. Dort schienen sie aber der Kaiserin sittlich recht gefährdet, und am nächsten Tage erhielt die Vorsteherin folgendes Schreiben: „Liebes Fräulein v. d. Goltz! Der Gedanke an die zwei hübschen Mädchen läßt mir keine Ruhe, und ich möchte Sie nochmals dringend bitten, dieselben im Hause zu behalten, bis etwas Geeignetes sich findet. Ich lege hier hundert Mark ein, die Sie zu diesem Zwecke verwenden können. Die Mädchen sehen daraus, daß ich es gut mit ihnen meine, und werden sie auch später vielleicht einsehen, daß man sie bewahrt hat. Gewiß gehen hundert solche Fälle durch Ihre Hände, aber in diesem Falle war es doch wunderbar, daß ich gerade diese zwei anreden mußte. Ihre treulich ergebene Auguste Viktoria.“ Und wie viele ähnliche Briefe der Kaiserin gibt es.

Aufs eingehendste beschäftigte sich die Kaiserin auch mit der Frauenfrage und der Frauenbewegung. Ohne im Prinzip durchaus gegen die Frauenemanzipation zu sein, hielt sie doch daran fest, daß die Ehe die natürliche Bestimmung der Frau sei. Als einmal eine Dame darauf hinwies, daß die sozialen Mißstände so viele Frauen wegen Mangels an Vermögen zwingen, ehelos zu bleiben, erwiderte die Kaiserin: „Wohl, dann müssen wir danach streben, diese sozialen Mißstände zu bessern. Aber, das ist meine Ansicht, die Frau erfüllt nur dann erst ihre Bestimmung ganz, wenn sie Gattin, verständige Mutter geworden ist. Ich weiß wohl, neben den schwächeren unter uns finden sich auch kräftige Naturen vor, zu stark, um eine stärkere Kraft neben sich zu dulden, — aber dies sind doch Ausnahmen. Mein Ideal ist eine Frau, die den Mann ergänzt, ihn durch das Glück stärkt, das sie ihm, nach seinem harten Daseinstampfe, im stillen Schoße der Familie bereitet. Sehen Sie hier,“ und die Kaiserin schlug eine Zeichenmappe auf, aus der sie nach einigem Suchen ein von ihr gemaltes Aquarell entnahm. Das Bild stellte ein junges Mädchen dar, das am Arme eines jungen Mannes hing, beide durch einen blühenden Hag wandelnd. „Ich habe sie beide beobachtet, ohne daß sie es wußten,“ fuhr die Kaiserin fort. „Das junge glückliche Pärchen rührte mich. Finden Sie nun nicht im Äußeren dieser beiden Personen schon die Stellung beider Geschlechter zueinander zum Ausdruck gebracht? Vermöchten beide sich wohl jemals gleich zu sein? Ist nicht er der Kühne, der Starke und sie die Schwache, Zarte? Ich bin gegen Frauentätigkeit in Männerberufen; läge es an mir — aber so schwach sind wir ungeachtet aller äußeren Macht — ich würde versuchen, es durchzusetzen, daß weder in einer Fabrik noch in einem Büro eine Frau beschäftigt ist. In der Schule, im Krankenhaus, im Lazarett, auf der Bühne, im Konzertsaal, im Maleratelier — da ist der Wirkungskreis! Stickerei, feine Näharbeiten, alle Arten weiblichen Gewerbefleißes finden in mir die größte Verehrerin. Doch möge sich die Frau stets vor Augen halten, daß ihr kein schönerer Beruf, keine edlere Bestimmung beschieden ist, als die hehre und bedeutsame Aufgabe — die Grund-

lage jedes gesunden Staatswesens — die sittliche und körperliche Erziehung des Kindes. Wissen Sie," fügte sie lächelnd hinzu, „vor meinem Urteil steht die Mutter der Gracchen auf höherer Stufe als George Sand oder Rosa Bonheur.“

Nicht minderes Interesse brachte die Kaiserin der Dienstbotenfrage entgegen: „Meiner Ansicht nach trägt an der wenig zufriedenstellenden Lage der dienenden Klasse der Umstand schuld, daß ihre Herrinnen wenig Interesse an deren Wohlergehen nehmen. Die hauptsächlichste Beschwerde der Dienstmädchen ist, daß sie viel Arbeitsstunden und wenig persönliche Freiheit hätten. Aber wenn wir ihnen mehr Freiheit gewähren wollten, so würden wir sie schweren Versuchungen aussetzen. Es ist unsere Aufgabe, nach Möglichkeit den weiblichen Hausangestellten während ihrer freien Stunden das Haus anheimelnd zu machen, indem wir ihnen freundliche Wohnräume anweisen, die leider häufig fehlen. Ich hoffe, daß die Architekten bei ihren Entwürfen für Neubauten auf dieses Bedürfnis Rücksicht nehmen werden. Ferner müssen wir in verschiedenen Stadtteilen Dienstbotenhäuser errichten, in denen sie auf einen Posten warten, und in denen sie unter sich an Sonntagen zusammentreffen können, um über ihre gemeinsamen Interessen zu beraten und sich in ihren Hauspflichten gegenseitig zu unterrichten. Das Wichtigste aber ist, die Dienstboten unseres Geschlechtes aufmerksam zu beobachten, deren moralischen Charakter zu studieren, weil dieser einen sehr großen Einfluß auf unsere Kinder, welche den ganzen Tag mit ihnen zusammen sind, ausüben kann.“

Als im Winter 1906 in Berlin die erste deutsche Heimarbeits-Ausstellung stattfand, traf die Kaiserin unvermutet dort ein, wie es heißt, gegen den Rat ihrer Umgebung. Von dem Hauptvorsitzenden des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen durch die Säle geführt, betrachtete sie alles mit warmen mitleidvollen Augen. Noch nie hatte sie so tiefe Einblicke gehabt in die Not, die hier zur Schau gestellt war. Immer ernster wurden ihre Mienen, und immer wieder fragte sie: „Wie ist das nur möglich? Wie kann das sein?“ Und sie folgte verständnisvoll den erklärenden Worten der Führerin: „Wir brauchen ein Heimarbeitsgesetz, das die Entlohnung regelt, nur dann kann die Heimarbeit gesunden. Und die Heimarbeit kann dann für die Frau und Mutter und die Übrigen ein bleibender Segen werden.“ Das legte die Kaiserin auch dem Kaiser dar, der wenige Tage später in einem Kronrat die Angelegenheit zur Sprache brachte: „Wie kann so etwas bei uns vorkommen! Das muß anders werden!“ Und es wurde anders, und die Kaiserin wandte auch fernerhin ihr regstes Interesse dem Geschick der Heimarbeiterinnen zu. Auf ihre Veranlassung sprach die Hauptvorsitzende des Gewerkvereins in der Generalversammlung der „Frauen-Hilfe“ darüber, wie außerhalb der Gesetzgebung den Heimarbeiterinnen geholfen werden könne, und die Vorschläge zur Beschaffung gut bezahlter Arbeit und von Erholungsmöglichkeiten hat die Kaiserin mit herzlicher Fürsorge in die Tat umzusetzen versucht. Der Kaiserin war es auch zu danken, daß an zwei Verbandstagen des Gewerkvereins das Königliche Schau-

spielhaus zur Festvorstellung den Heimarbeiterinnen zur Verfügung gestellt wurde. Sie füllten alle Plätze, in seiner Loge saß der Kaiser, in der großen Pause hielt eine der Arbeiterinnen eine unvorbereitete Ansprache und ebenso unvorbereitet wurde von allen „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen. Bei einer zweiten derartigen Vorstellung während des Krieges wohnte die Kaiserin der Aufführung selbst nicht bei — denn sie besuchte während des Krieges nie das Theater, — „sie könne das nicht, während draußen so viele deutsche Männer kämpften und starben“ — aber sie kam in das Foyer und begrüßte dort über hundert Heimarbeiterinnen aus allen Teilen Deutschlands, mit jeder einzelnen sprechend. Am innigsten mit denen, deren schwarze Kleider andeuteten, daß auch sie Opfer für das Vaterland gebracht hatten. Alljährlich ließ die Kaiserin zur Weihnachtszeit von den Berliner Heimarbeiterinnen hunderterlei verschiedene Sachen für die verschiedensten Wohlfahrtsanstalten zugeordneten Bescherungen arbeiten und gut bezahlen, wie sie bisweilen die Betriebswerkstätte des Gewerkschaftsvereins aufsuchte, wobei sich einmal folgende kleine Episode zutrug. Ein kleiner Dreijähriger hielt ihr ein Sträußchen Mai-blumen entgegen, ohne es ihr zu geben, bis sie es ihm abnahm mit den Worten: „Nicht wahr, das soll ich doch haben?“ Und da hatte der Knirps gar rasch seine Schüchternheit verloren.

Anläßlich des Internationalen Frauenkongresses von 1904 empfing die Kaiserin eine Anzahl bedeutender Frauenrechtlerinnen und unterhielt sich eingehend mit ihnen über ihre Interessen. Offen erwähnte sie, daß ihr als Mutter so vieler Söhne jene Bestrebungen bisher ferngelegen hätten, daß aber die allmählich heranwachsende Tochter sie anrege, über die Pflichten und Rechte der modernen Frau ernst nachzudenken. Seitdem hielt sie sich durch die Lektüre einer der besten Frauenzeitungen über die Bestrebungen der Frau stets auf dem Laufenden. Auch für die Reform des Mädchenschulwesens trat sie warm ein. Durch Professor Harnack von der Notwendigkeit einer Umgestaltung der Frauenbildung überzeugt, verstand sie es, die Bedenken des Kaisers zu zerstreuen, indem sie ihm entgegenhielt, daß die Frau auch die Mutter erwachsener Kinder sei und zu der Fähigkeit erzogen werden müsse, auch auf diese noch einen Einfluß auszuüben. Sie verfolgte aufs genaueste die seinerzeit im Kultusministerium tagenden Konferenzen zur Feststellung der Lehrpläne für die Schulreform und hielt auch den Eintritt der Frauen in die Schulkommissionen für durchaus notwendig.

Die große Kindersterblichkeit in Deutschland drang der Kaiserin tief ins Herz. Fast ein Viertel aller Lebendgeborenen vollendete nicht das erste Lebensjahr, meist infolge ungenügender Ernährung und unverständiger Pflege. Auf die Anregung der Kaiserin und dank ihrer unermüdlichen Mitarbeit wie Hilfe, sowie jener des Vaterländischen Frauen-Vereins entstand, wie schon erwähnt, das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in Charlottenburg. Die Aufgaben desselben waren: alle die Ernährung und Pflege der Säug-

linge und die Fürsorge für die Mütter betreffenden Fragen an der Hand entsprechender Einrichtungen wissenschaftlich und praktisch zu erforschen; Material über die Säuglingssterblichkeit und über die Organisationen der Säuglingsfürsorge in Deutschland und den anderen Kulturstaaten zu sammeln, die Ergebnisse dieser Forschungen nutzbar zu machen und auch Behörden und öffentlichen Verbänden Auskunft und Rat zu erteilen. Wie bezeichnend ist's für die Kaiserin, die durchaus nicht gern sah, daß man sich in der Öffentlichkeit mit ihr und ihren Liebeswerken beschäftigte, daß nach der Seite des Charlottenburger Schlossparkes zu im Anstaltsgarten eine kleine Pforte angelegt werden mußte, durch welche die Kaiserin ohne Aufsehen das Haus besuchen konnte.

Wie zeigte sich die unendliche Liebe und Fürsorge der geängstigten Mutter, wenn eins der Kinder erkrankt war. Dann schwanden alle anderen Rücksichten und Verpflichtungen ihrer Stellung; sie lebte nur für den Erkrankten, wie es im Winter 1905 der Fall gewesen, als Prinz Eitel Friedrich gefahrdrohend erkrankt war. Sofort verlegte sie den Haushalt nach Potsdam, um dem geliebten Patienten nahe zu sein, ihm so den Trost und den Segen der mütterlichen Anwesenheit zu spenden und dem Fiebernden stundenlang die heiße Hand zu halten, ihm die Stirn zu kühlen, ihn aufzurichten von seinem Lager. Vom grauenden Morgen an, wo sie schon das Stadtschloß, in dem sie abgestiegen war, zu verlassen pflegte, bis tief in die Nacht hinein weilte sie im Kabinettschause, in welchem der Kranke in einem Erdgeschosszimmer an der Schloßstraße lag. Einmal wurde es fünf Uhr morgens, ehe die unermüdet sorgende Mutter sich vom leidenden Sohne trennte und den Rückweg antrat, um für wenige Stunden Ruhe zu gewinnen, damit sie dann sofort wieder des Amtes der Pflege aufs neue walten konnte. Als sie eines frühen Morgens wieder vor dem Portal des Kabinettschauses angekommen war, fand sie das Tor verschlossen, und um in das Haus zu gelangen, hätte sie die Klingel in Bewegung setzen müssen. Das wollte sie aber vermeiden, um nicht den vielleicht schlummernden Kranken zu stören. So harrte sie in der feuchten, kalten Morgenluft des Wintertages still und geduldig aus, bis der Zufall einen Hausangestellten herbeiführte, der die Öffnung veranlaßte. So ernst auch der Zustand des teuren Sohnes war, und so ängstlich das Herz der Mutter schlug, sie wußte sich aus Rücksicht auf den Patienten zu beherrschen, trat stets mit ruhiger, freundlicher Miene ins Krankenzimmer, und die Art und Weise, wie sie sich dort verhielt, der sichere Blick, mit dem sie alle Erfordernisse der Pflege sofort erkannte, die Treue im Kleinen, die auch die geringste Handreichung zu adeln wußte, hatte nicht nur die Ärzte, sondern auch die in Pflege und Wartung der Leidenden so viel erfahrenen Diakonissen überrascht und tief ergriffen.

Sie, die so hingebungsvoll Leiden zu lindern wußte, wußte auch selbst geduldig Leiden zu ertragen. Uns liegen Aufzeichnungen einer Diakonissin des Paul-Gerhard-Stifts in Berlin vor, die sie dem Verfasser zusandte mit dem Titel:

„Sieben Wochen im lieben Kaiserhause“ und die hier folgen mögen, um in ihrer schlichten Anspruchslosigkeit ein treues Licht auf das Wesen und die Güte der Kaiserin zu werfen:

„Es war am Abend des 27. März im Jahre 1903, als ich aus unserer kleinen Kapelle, in der wir gerade Passionsandacht hielten, herausgerufen wurde, um den Auftrag entgegenzunehmen, sofort zur Pflege unserer lieben Kaiserin ins Schloß zu gehen. Es war gut, daß mir nicht viel Zeit blieb, alle meine Bedenken zu äußern. Schnell war das Nötigste zusammengepackt und, ehe ich's mich verfab, saß ich im Wagen, der mich meiner Aufgabe zuführen sollte. Bald war das Schloß erreicht; bangen und hochklopfenden Herzens betrat ich dasselbe. Man führte mich zur Kammerfrau der Kaiserin, die mir erzählte, daß sich die Kaiserin beim Reiten den linken Arm gebrochen hätte, und brachte mich in das für mich hergerichtete Dienstzimmer. Noch einige Vorbereitungen waren zu treffen, meine Pakete zu öffnen, und — o Schreck — es stellte sich heraus, daß mir in der Eile falsche Schürzen — sie gehörten unserm Chefarzt — eingepackt waren. Da half nun alles nichts. Ich mußte sie anziehen, denn bald sollte ich zu der Patientin geführt werden. Viele Hände halfen, rasch alle überflüssige Länge und Weite zu verbergen, aber es gelang nicht ganz, denn als ich um 9 Uhr zur Kaiserin gerufen wurde, da empfing sie mich mit herzlichem Lachen: „O Schwester, wie sehen Sie aus! Sie wollen mir wohl gleich den Arm abschneiden.“ Freundlich fragte sie mich noch, wie lange ich schon Schwester sei und ob ich auch in der Chirurgie Bescheid wüßte. Als ich nach dem Gute-Nacht-Gruß in mein Zimmer zurückgekehrt, war meine Furcht gewichen. Am nächsten Morgen gefiel ich der Kaiserin besser, denn flugs hatte ich mir passende Schürzen kommen lassen.

Die arme Patientin hatte viel Schmerzen, die sie still ertrug. Nach einigen Tagen wurde der Arm durchleuchtet, wobei auch der Kaiser zugegen war, der die Gattin, die sehr angegriffen war, sorgsam ins Krankenzimmer zurückgeleitete. Nur ab und zu wurde die Stille des Krankenzimmers unterbrochen, wenn Prinzessin oder Prinz Joachim ins Zimmer gesprungen kam, um zu sehen, wie es der lieben Mutti erging. Unvergeßlich sind mir die Eindrücke, die ich empfing, wenn ich als die Letzte des Abends am Bette der Kaiserin zu tun hatte und sie mit so herzlicher Mutterliebe von ihren Kindern erzählte. Tief lernte ich da in ein treues Mutterherz schauen.

Ein schwerer Tag war es für mich, als die Leidende den zweiten Gipsverband erhielt. Es war mir gar eigen ums Herz, nachdem ich alles zur Narkose vorbereitet hatte und nun meine liebe Kaiserin ins Zimmer führte. Alles verlief gut und dankbaren Herzens brachte ich die Erkrankte wieder zu Bett; da kam auch schon Prinz Adalbert, um die gute Mutter zu begrüßen. Von nun an erschienen jeden Morgen Prinz und Prinz Joachim im Krankenzimmer, um mit der kranken Mutter die Andacht zu lesen. Welch liebliches Bild, wenn Mutter und Kinder so beisammen

waren. Prinzesschen kam überhaupt häufig, um nach der Mutter zu sehen, und als der Arzt das Liegen auf dem Ruhebett gestattete, erhielt die Kaiserin auch öfter Besuch von den Söhnen. Kein Abend verging, und war es auch zu sehr später Stunde, daß nicht Prinz Adalbert ein Sträußchen für die gute Mutter brachte, sie, wenn auch nur für zwei Minuten, besuchend. Eines Tages hatte ich eine besondere Freude. Er brachte mir ein Neues Testament mit einem Deckel aus Federnholz und schenkte es mir mit den Worten: „Schwester, wo steht der Spruch: Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht?“

Die Kaiserin fühlte sich allmählich wohler, und bald durfte ich sie zum ersten Male des Abends zum Töchterchen führen, um mit der Kleinen zu beten. Als wir das Zimmer betraten, kam uns ein Jubelruf entgegen: „O Mutti, wie königlich siehst du aus!“ Innig wurde die Kaiserin von dem hocherfreuten Kinde umarmt, und ein für mich erhebender, unvergeßlicher Augenblick war es, als darauf Mutter und Kind das Abendgebet sprachen.

Das liebe Osterfest rückte näher; es kamen die Prinzen August Wilhelm und Oskar aus Plön, um fröhliche Ferientage im trauten Elternhause und Geschwisterkreise zu verleben. Ich muß sagen, ich fühlte mich im Kaiserhause sehr heimisch. Prinz Joachim äußerte einmal: „Schwesterchen, es ist, als gehörten Sie mit zur Familie.“ Manch froher Scherz wurde gemacht. Manchmal wurde es mit Prinzesschen und Prinz Joachim gar lustig und so stürmisch, daß selbst die Blumenvasen mittanzten, ins Schwanken gerieten und ihren Inhalt auf die nahe und fernere Umgebung ergossen. Wie eifrig wurden dann alle erreichbaren Tücher ergriffen und wir drei, am Fußboden liegend, rieben und putzten, bis der Schaden wieder gutgemacht war. Oft ließen sich's beide nicht nehmen, mir das Abendessen aus dem Wärmeschrank zu holen und den Tisch für mich zu decken. Ja, so weit ging die Fürsorge, daß Prinzesschen mir die Bissen in den Mund stecken wollte, was natürlich unter vielem Lachen und Scherzen vor sich ging. Dann sagte wohl die Kaiserin: „Was machen die Kinder nun bloß wieder mit der Schwester!“

Am Osterfeste ging es fast so zu, als wäre es Weihnacht. Für jeden hatte die Kaiserin eine unverhoffte Gabe. Auch die Prinzen und Prinzesschen kamen mit ihren Gaben herbei, um die Eltern zu erfreuen. Nicht alle konnten die Zeit erwarten, sondern verrieten der Mutter schon vorher, welche Überraschung für sie bereit sei. Prinz Joachim hatte vor Freude vergessen, sein Geschenk mitzubringen. — Am zweiten Festtage durfte ich in mein Mutterhaus, um dort mitzufeiern. Am Abend zurückgekehrt, mußte ich der Kaiserin ganz ausführlich erzählen, was ich am Nachmittage erlebt hatte, und ich berichtete mit Freuden von unserm fröhlichen Feiern, vom Eiersuchen im Garten u. a. Aus einigen scherzhaften Bemerkungen des Kaisers am nächsten Tage entnahm ich, daß die Kaiserin meine Schilderung des Festes im Paul-Gerhardt-Stift ganz ausführlich bei der Abendtafel wiedergegeben hatte. — Nach den letzten Ferientagen, in denen ich noch viel

Erfreuliches erleben durfte, galt es nun für unsere Prinzen, Abschied zu nehmen. Wohl wollte dieses schwer werden, aber, wenn es „Dienst“ hieß, war jeder pünktlich auf seinem Posten. Streng übte man sich im Gehorsam. So erlebte ich eines Abends, als ich bei der Kaiserin zu tun hatte, daß das Signal von der Schloßwache geblasen wurde. Prinzessin schien es überhört zu haben. Als aber die Kaiserin die Melodie mit geschlossenen Lippen nachsummt, sprang das Töchterlein sofort auf die liebe Mutter zu: „Ja, ja, Mutti, ich geh' schon, geh' schon!“ — und wünschte ihr herzlich Gute Nacht. — Prinz Adalbert war wohl der Letzte, der wieder abreiste. An demselben Tage erhielt die Kaiserin wieder einen neuen Verband. Als sich der Prinz nun auch von mir verabschiedete, übergab er mir einen Brief, den er als Abschiedsgruß für die liebe Mutter geschrieben hatte, mit den Worten: „Schwesterchen, wenn ich fort bin und der Verband angelegt ist, geben Sie wohl der Kaiserin diesen Brief.“ Als ich ihn nun nach dem schmerzhaften Akt der Kaiserin überreichte, sah ich die Mutterfreude aus den Augen strahlen, die sich nur in den wenigen Worten äußerte: „Der liebe Junge!“ — Noch vieles könnte ich erzählen, was ich in dieser für mich so schönen Zeit erleben durfte. Am 3. B. nun das Massieren des Armes verordnet war, und ich der Patientin viele Schmerzen machen mußte, setzte sich Prinzessin der Mutter zu Füßen und sagte: „Mutti, drück' mich recht tüchtig, dann tut es dir nicht so weh'!“ —

Es kam der 30. April heran, an welchem Tage die Herrschaften ins Neue Palais übersiedelten. Der Monat Mai brachte sonnige Tage, so daß die Kaiserin im Park spazieren gehen konnte. Ich hatte öfter die große Freude, sie begleiten zu dürfen. Die Genesung hatte so gute Fortschritte gemacht, daß meine Hilfe nur noch morgens, mittags und abends nötig war. Am 6. Mai, dem Geburtstag des Kronprinzen, hatten wir alle einen großen Festtag. Die Kaiserin ließ mich kommen und sagte mir, daß ich mitfeiern sollte. Alle Beamte, die seit Geburt des Kronprinzen im Dienst standen, wurden ebenfalls beurlaubt. So machten wir denn eine Fahrt durch Potsdam und Umgebung, wobei wir uns viel Schönes ansahen. Gleich nach der Rückkehr ging ich zur Kaiserin, der ich alles eingehend schildern mußte. — Schnell gingen die nächsten Tage dahin. Der 13. Mai brachte für mich die Trennung von der mir so lieb gewordenen Patientin, und damit den Abschluß einer für mein ganzes Leben unvergeßlichen Zeit. Hat sie mir doch den Reichtum und die Tiefe eines herrlichen Frauengemüts offenbart, und mich, wie es sonst selten einem aus anderen Kreisen zuteil geworden, einen Blick tun lassen in das Herz einer Kaiserin, einer echten deutschen Frau und Mutter, mütterlich nicht nur im eigenen Familienkreise, sondern sorgend und mitleidend mit jedem, um dessen Not sie wußte. Abnte doch keineswegs die Mutter, die eines Tages ihr krankes Kind über den Schloßplatz fuhr, daß oben die Kaiserin des deutschen Reiches die Schwester ans Fenster rief und dieser tiefbewegt ihr Mitleid äußerte; auch der Stalljunge und das Hausmädchen in Cadinen wußten nichts davon, daß ihre

Kaiserin ihre Erkrankung so bewegte, daß sie dieselbe als Erstes der Schwester erzählte, als diese nach mehreren Wochen zu ihrer großen Freude den Besuch im Schloß machen durfte, um den sie die hohe Frau in ihrer gütigen, schlichten Art beim Abschiednehmen mit den Worten gebeten: „Nicht wahr, liebe Schwester, wenn Sie mal vorbeikommen, dann kommen Sie doch mit herauf.“

Es war nicht das letztemal, daß ich bei der Kaiserin geweilt. Noch oftmals, bis in die letzten Jahre, war es mir vergönnt, den Weg ins Schloß zu nehmen. Immer wieder nahm die geliebte Kaiserin an allem, was ich zu erzählen hatte, herzlichen Anteil, und ich durfte manch freudiges Erlebnis, manch Wort der Besorgnis aus ihrem Munde vernehmen. Dies dauernd Sich-zu-mir-so-freundlich-stellen ist mir ein überaus reiches Geschenk geworden im Hinblick auf die verhältnismäßig nur kurze Zeit, während der ich meine Dienste der hohen, aber so anspruchslosen, gütigen Patientin widmen konnte.“

Wiederholt machte der Kaiserin Herzschwäche zu schaffen, und ihr langjähriger Leibarzt, Generalarzt Dr. Junker, warnte immer wieder vor Überanstrengungen, die schlimmste Folgen haben könnten. Des öfteren litt sie unter Atemnot und mußte mehr und mehr weitere Spaziergänge einschränken. Als sie einst mit dem Prinzen Oskar von Berlin nach Potsdam im Kraftwagen fuhr, hatte letzterer nahe dem Wannsee eine arge Panne; es konnte lange dauern, bis alles wieder instand gesetzt war. Die Kaiserin entschloß sich, den Weg nach Potsdam zu Fuß anzutreten, aber nach einer halben Stunde wollte das Herz nicht mehr recht seine Tätigkeit ausüben. Die Schritte waren immer langsamer geworden. Kein Fuhrwerk zu sehen, bis ein Bierwagen angerollt kam, der, mit Säffern und Flaschenkästen beladen, von einem wohlgenährten Kutscher gelenkt wurde. Der Prinz winkte, der Kutscher hielt, und auf die Frage, ob er die Kaiserin und ihn mit nach Potsdam nehmen wolle, ertönte es: „Jawoll, Keenigliche Hoheit, det mache ich,“ denn der brave Potsdamer hatte natürlich den Prinzen erkannt. Und so kletterten denn Mutter und Sohn auf den hohen Kutschersitz, und es ging fröhlich weiter, bis kurz vor Potsdam das unterdessen ausgebesserte Auto angerattert kam und die Insassen, die den Kutscher reich beschenkt hatten, wieder aufnahm. Lächelnd bedauerte die Kaiserin, daß sie nicht der Kaiser angetroffen, er hätte schöne Augen gemacht. —

Ihres Herzleidens wegen besuchte die Kaiserin auch Nauheim. Einst machte sie im Kraftwagen eine längere Ausfahrt, sie verließ denselben und wanderte mit ihrer Hofdame durch den dichten Wald. Eine alte, Laub sammelnde Bauersfrau sprach sie an, unterhielt sich mit ihr aufs freundlichste, sie auch fragend, ob und wieviele Kinder sie habe. „Sieben Stück,“ lautete die Antwort. „Ach, wie schön,“ meinte die Kaiserin, „soviel habe ich auch.“ — „Was, Sie wollen sieben Kinder haben?“ rief die Alte. „Sie sehen ja noch so jung aus, und überdies, reiche Leute haben nicht so viele Kinder.“ Aber die Kaiserin wiederholte ihre Worte und berichtete, wie alt alle seien, aber die Bäuerin zweifelte von neuem, daß eine so

junge, schöne und reiche Frau sieben Kinder haben könne. Da kamen zwei Kinder der Frau mit einem kleinen Wägelchen, um das Laub aufzuladen, und die Bäuerin wies darauf hin mit den Worten: „Ja, das hier ist mein Gespann,“ da sie das Auto gesehen hatte. Die Kaiserin ließ sich Geld geben, das sie an Mutter und Kinder verteilte. Als die Kaiserin dann weiterging, sagte die eine etwas zurückbleibende Hofdame: „Wissen Sie auch, mit wem Sie gesprochen haben?“ — „Ei, halt mit einer Kurdame von Nauheim, und reich muß sie auch sein, denn sie braucht sich noch nicht mal den Geldbeutel selbst aufzumachen.“ Nachdem sie erfahren, daß es die Kaiserin gewesen, da schlug sie die Hände zusammen und wollte es gar nicht glauben. Sie rief den Kindern zu, sie möchten hinterher laufen, um nochmals die Kaiserin zu sehen und ihr nochmals zu danken.

Wie recht hatte doch der Vorsitzende des Deutschen Roten Kreuzes, als er schrieb, daß der Eindruck, den die Kaiserin machte, immer der gleiche wäre, der einer einfachen, gütigen, mütterlichen, frommen deutschen Frau, die nicht mehr aus sich machen wollte, als sie war, und deren ganzes Leben sich in der Erfüllung ihrer Pflichten verzehrte. Ja, sie war wirklich das Vorbild einer deutschen Frau, die nicht glänzen, sondern helfen, die nicht herrschen, sondern dienen wollte, dienen bis zur Erschöpfung ihrer Kraft, und mit dem letzten Schlage ihres Herzens. Sie war verehrungswürdig in ihrer schlichten Würde, deren Hoheit doch so gar nichts Bedrückendes hatte. Bei jedem Worte, das man mit ihr sprach, hatte man das Gefühl warmen menschlichen Interesses. Sie scheute alle Phrasen, und die Fragen, die sie stellte, waren nicht gewohnheitsmäßig, sie zeigten immer das Bestreben, die gegebene Lage zu erfassen.

Stets war ihr Herz dem Mitleid offen. Als ein Bauer, der sein Kind tödlich überfahren hatte, wegen fahrlässiger Tötung eine Gefängnisstrafe verbüßen sollte, da wandte er sich in seiner doppelten Verzweiflung an die Kaiserin. Diese bat um Begnadigung, und, da wahrscheinlich erst noch Untersuchungen angestellt werden mußten und dies einige Zeit dauerte, erbat sie — es war Mitte Oktober — die Erlassung der Strafe als ihr Geburtstagsgeschenk. Sobald dann die Begnadigung erfolgt war, teilte sie dies sofort dem Geängsteten telegraphisch mit.

Der 1912 ausgebrochene Balkankrieg veranlaßte die Kaiserin, Ärzte, Pfleger, Schwestern nach Bulgarien, Serbien, Griechenland zu schicken; sie verabschiedete sie persönlich, ließ sich des öfteren Nachrichten senden, empfing die Zurückkehrenden und unterrichtete sich eingehend über die Erlebnisse und Erfahrungen. Niemand hatte eine Ahnung, daß wir sie zwei Jahre später so gut verwenden konnten!

Auf geweihtem
und auf klassischem Boden

Von tiefer Religiosität, ohne je in pietistische Frömmerei zu verfallen, waren der Kaiser und seine Gemahlin erfüllt. Als der Zeitpunkt näher rückte, daß der im Jahre 1893 begonnene kirchliche Neubau auf dem Plage der alten Maria latina major, einem Johanniterbau auf dem Muristan bei Jerusalem, geweiht werden sollte, faßte das Kaiserpaar den Plan, dieser Weihe im Herbst 1898 beizuwohnen. Unter König Friedrich Wilhelm IV. war die Deutsch-evangelische Kirche im Heiligen Lande aufgerichtet worden und hatte durch mannigfache Ansiedlungen und Zuzug aus der Kolonie der Templer erheblich an Bedeutung gewonnen. Ihre Gemeinden in Jaffa, Jerusalem, Bethlehem, Haifa, Nazareth, Beirut, Smyrna und Konstantinopel wurden von Preußen aus gepflegt und durch den Jerusalem-Verein mit Geistlichen versorgt. Durch sein Erscheinen wollte der Kaiser zum Ausdruck gelangen lassen, daß er nicht nur für seine Person, sondern für die gesamte christliche Welt die neue kirchliche Niederlassung unter sein Protektorat nehme.

Auf das sorgfältigste wurde diese Fahrt in das Gelobte Land vorbereitet; sie sollte dem empfangsfrohen Orient auch die Macht des deutschen Kaisertums und die Kraft des deutschen Volkes zeigen, anders freilich, als es einst frühere deutsche Kaiser und Fürsten getan. Deren Züge führten durch das Blut ununterbrochener Kriege, aufgewühlter Leidenschaften und Parteikämpfe; Verwüstungen, Niederlagen und Enttäuschungen waren ihre Kennzeichen und bedeckten nicht den Ruf des Abendlandes mit Ruhm. Der diesmalige Kaiserzug erfolgte im Zeichen des Friedens und der Versöhnung; was das Abendland von dem Orient erhalten hatte, die weltüberwindende Liebe, das sollte deutscher Geist jetzt dankbar dorthin wieder zurückerstatten und sollte damit zeigen, wie anders nun auf geweihtem Boden sich friedliches deutsches Wirken ausgestaltet hatte im Zeichen der Liebe und Barmherzigkeit.

Am 12. Oktober trat das Kaiserpaar mit seiner nächsten Umgebung die Reise im Hofzuge an. Jeder hatte seinen Salon oder sein Stübchen, wo er arbeiten, lesen, Besuche empfangen und schlafen konnte. Der Kaiser ließ sich häufig Vorträge halten, nahm nebst der Kaiserin und der Umgebung die Mahlzeiten gemeinsam im Speisewagen ein. Des Abends blieben die Herren lange um den Kaiser bei der Zigarre versammelt, wobei Zeitungen oder anregende Bücher, häufig vom

Kaiser selbst, vorgelesen wurden und sich eine lebhaftere Unterhaltung anknüpfte. Über Wien ging's nach Venedig, über dem sich nach Sturm und schweren Regengüssen der tiefblaue, wolkenlose Himmel wölbte, und wo das italienische Königspaar dem Kaiser und seiner Gemahlin einen glänzenden Empfang bereitete. Die „Hohenzollern“, von Gondeln und Booten umschwirrt, lag gegenüber dem Dogenpalaste; nachdem sich an Bord das italienische Königspaar verabschiedet, setzte sich das stolze Schiff langsam in Bewegung, auf offener See von dem Kanonendonner des neuen Kreuzers „Hertha“ und des kleinen, flinken Aviso „Zela“ begrüßt, welche die Kaiserjacht auf der Reise begleiteten. Das Leben an Bord des Kaiserschiffes gestaltete sich freundlich und zwanglos, an Arbeit fehlte es aber auch hier nicht, denn an den Halteplätzen liefen zahlreiche Depeschen aus der Heimat ein, die erledigt werden mußten, und daß die Reise nicht so ganz eines politischen Charakters entbehrte, bewies die Gegenwart des Staatssekretärs des Äußeren Grafen Bülow. Bei herrlichem Wetter war ebenso herrlich die Einfahrt in die Dardanellen, allmählich stieg das Wunderbild Konstantinopels immer deutlicher empor, mit den schlanken, dunklen Zypressen der mohammedanischen Friedhöfe, den spitzen Minarets, den wellenumtosten Palästen des alten Serail, den marmorflimmernden Sultanschlössern von Dolmabagtsche und Tschiragan, als könnte eins ohne das andere gar nicht bestehen und als hätte der größte Künstler der Welt die Pläne und Stimmungen zu diesem Gemälde obnegleichen entworfen. Der Sultan bereitete dem Kaiserpaar den glänzendsten Empfang und erschöpfte sich während des mehrtägigen Aufenthaltes in immer neuen Aufmerksamkeiten. Hier wurde auch am 22. Oktober der Geburtstag der Kaiserin gefeiert; bis frühmorgens hatte der Sultan mit seinem Hofgärtner eingehende Besprechungen gehabt, dann waren des Nachts noch alle Gärtnerhände in Bewegung gesetzt worden, und am Morgen prangten die Säle, die Flure und Aufgänge zu den Wohnungen des Kaiserpaares im köstlichsten Blumenschmuck. Den Vormittag verlebte die Kaiserin an der Seite ihres Gatten in dem idyllischen Sommersitze der deutschen Botschaft in Therapia, und es war eine liebenswürdige Überraschung des Kaisers, daß plötzlich hier in der Fremde, aus dem Grün der südlichen Pflanzenpracht, deutsche Lieder erklangen: „Lobe den Herren“ und „Du mein herzliebes Mütterl, ich lieb' dich so sehr“, angestimmt vom Schülerchor der Deutschen Schule.

Am selben Nachmittage wurde die Abfahrt angetreten, unter dem Donner der Geschütze, und noch einmal übte die einzige Stadt ihren unvergleichlichen Zauber aus. Am Vormittage des 25. Oktober stiegen in der Ferne die Berge Palästinas über dem blauen, schimmernden Meere empor, und alsbald lief man in die halbkreisförmige Bucht von Haifa ein. Der große Aufschwung des Ortes war in erster Linie deutscher Intelligenz zu danken, denn von den dort wohnenden 700 Europäern waren über 500 Deutsche, zum Teil Templer, mit eigener Kirche und Schule. Der bewaldete Karmel bildete den Hintergrund der Stadt, von der ein

gesonderter Teil nahe dem Strande die deutsche Templer-Ansiedlung darstellt, mit sauberen Straßen und hübschen Häusern, mit duftenden Gärten und sorgsam bebauten Äckern, mit prächtigen Oliven- und Orangenhainen. Eine Anzahl unserer Landsleute hatte hier eine neue Heimat gefunden und fühlte sich, von deutschem Geist beseelt und deutschem Fleiß getrieben, sehr wohl auf fremder Erde. Zum ersten Male wieder seit 670 Jahren betrat ein deutscher Kaiser den Boden des Heiligen Landes, und man kann sich denken, wie groß Freude und Jubel waren, als um die vierte Nachmittagsstunde das Kaiserpaar an Land ging, einen Ausflug nach dem Karmel unternehmend, um bei dem glühend ins Meer versinkenden Sonnenball die überwältigende Aussicht zu genießen. Der eigentliche Empfang in Haifa fand am nächsten Tage statt; die evangelischen wie katholischen Bewohner beteiligten sich daran mit der gleichen Begeisterung; der Kaiser erwiderte auf die Begrüßungsansprache des Vorstehers der württembergischen Gemeinde, wie sehr er und die Kaiserin sich freuten, das Heilige Land gerade inmitten einer deutschen Ansiedlung zu betreten. Er sähe, daß hier deutsches Wesen und deutsche Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland sich erhalten habe und gepflegt werde, und er sähe mit Stolz, wie deutscher Fleiß das öde Land in Kultur bringe. Und dem katholischen Geistlichen gegenüber betonte er, wie gern er die Gelegenheit ergreife, ein für allemal auszusprechen, daß die katholischen Untertanen, wo und wann sie desselben bedürfen sollten, seines kaiserlichen Schutzes stets sicher sein dürften.

Von Haifa aus wurde die Fahrt über Land angetreten, unter den hallenden Abschiedsgrüßen der Kriegsschiffe, die hier zurückblieben. Ein langer Zug war es, eröffnet durch eine Abteilung der Schimmelreiter des vom Sultan geschickten Regiments Ertoğrul und Ulanen; es folgte der Wagen des Kaiserpaares, dessen Eigentümer, ein schlichter, treuherziger, landeskundiger Württemberger aus Haifa, glücklich war, sein Kaiserpaar selbst in das Gelobte Land hineinfahren zu dürfen. Dann schlossen sich 35 bis 40 Wagen mit dem Gefolge, von grau uniformierten Leib-Gendarmen des Kaisers begleitet, an, hinter ihm wieder eine Abteilung Kavallerie. Zum ersten Male hatte man — wir folgen zum Teil den Schilderungen des Freiherrn von Mirbach — den vollen Eindruck, sich in einer anderen Welt zu befinden. Zu beiden Seiten des Weges standen die Bewohner der Stadt und die weither aus der Umgegend herbeigeströmten Eingeborenen, meist Araber in ihren bunten Trachten, in vornehmer, stolzer Zurückhaltung; Arme in zerlumpten, dunklen Röcken, Wohlhabende in Gewändern und Mänteln aller nur denkbaren Farben, in Wolle und Seide gehüllt. Viele Frauen und Kinder, in weißen, schwarzen und farbigen Kleidern, die Christinnen ohne Schleier, meist stehend und freudig winkend, die Mohammedanerinnen bis zu den schwarzen Augen verschleiert, meist hockend und in der Regel nur dann bescheiden wiedergrüßend, wenn sie zuerst begrüßt wurden; aber alle gleich freundlich, gleich glücklich und erstaunt über das ihnen schier Unglaubliche, was sie hier sahen und erlebten. An dem langen, von Staubwolken

umwallten Zuge auf den ausgetrockneten, harten Feldern jagten etwa 150 Araber zu Pferde auf und ab, bald in blauen, bald in weißen Mänteln, mit buntgeschmücktem Sattelzeug. Mancher hatte ein oder zwei Kinder oder auch seine Frau mit auf sein Pferd genommen. Dazwischen sah man einzelne Reiter auf Eseln und Maultieren, fast jeder ein charakteristisches Bild.

In der Nähe von Caesarea, dem Lieblingsaufenthalt seines Erbauers, Herodes des Großen, der hier in Glanz und Reichtum mit den Römern zu wetteifern trachtete und der die Umgebung der Stadt in ein Paradies verwandelt hatte, wurde Halt für die Nacht gemacht. Wo sich einst Tempel, Paläste, Theater und Säulenhallen erhoben, wo 200000 Menschen gelebt, da breitet sich heute ein öder Trümmerhaufen aus, der die Macht der Zeit und den Umschwung alles Irdischen lebhaft ver sinnbildlicht. In der Nähe eines grün umgebenen Araberdorfes waren zwei freundliche große Zeltlager mit lodernden Feuern und dampfenden Kesseln aufgeschlagen, das eine für die begleitende türkische Truppe, das andere für das Kaiserpaar und dessen Umgebung bestimmt. In der vordersten Reihe standen die vier Zelte des Kaisers und der Kaiserin, die Zelte der Damen und einiger Herren. Jeder hatte ein eigenes; das Innere war mit bunten, ägyptischen Decken behängt, der Fußboden mit türkischen Teppichen belegt; eine große, saubere, bequeme englische Bettstelle mit Moskitonez, ein Tisch mit Waschgerät und zwei Lichtern, zwei Stühle, Vorrichtungen zum Aufhängen der Kleider bildeten die Einrichtung. Schon kurz nach fünf Uhr am folgenden Morgen blies die Kavallerie Signale, dann fand das gemeinsame Frühstück statt, und noch vor sieben Uhr wurde aufgebrochen. An armseligen und wohlhabenden Dörfern vorüber, bei furchtbarer Hitze, tauchte schließlich auf der Höhe ein echt deutsch aussehendes Landstädtchen auf, mit Fahnen und Fähnchen geschmückt, deutsche Einwohner, deutsche Schulkinder, deutsche Ehrenjungfrauen, deutsche Ehrenporten empfingen das Kaiserpaar unter dem heimatlichen frischen Jubel aus erfreutem Herzen. Man hatte die württembergische Templerkolonie Saron erreicht, die schmuckste deutsche Ansiedlung, die sich denken läßt, mit weiterstreuten Gehöften, jedes von stattlicher Art, die Häuschen mit roten Ziegeldächern, daneben Stallungen, Hühnerhof, Bienenstöcke, Wasserbehälter und Schöpfbrunnen, überall Gärten mit wundervollen Rosen und vielen anderen Blumen, die Lauben beschattet von Eukalyptus und Maulbeerbäumen, selbst an einzelnen hochragenden Palmen fehlte es nicht. Auch das Kaiserpaar konnte sich nicht dem freundlichen Eindrucke entziehen; nach dem Ehrentrunke in reinem, perlendem Saronaweine drückte dies der Kaiser in herzlichen Worten aus, seine Genugthuung hervorhebend, daß gewiß diese Reise dazu beitragen würde, daß deutscher Fleiß, deutsche Arbeit und deutsche Kultur fernerhin Fortschritte in diesem Lande machen werden. Längere Zeit unterhielten sich Kaiser und Kaiserin mit den Angehörigen der Kolonie, die Kinder umdrängten besonders die Kaiserin und streckten ihr jubelnd Hände und Blumen entgegen.

Nach einer halben Stunde langte man in Jaffa an, wo im deutschen Park-Hotel Aufenthalt für die Nacht genommen wurde. „Das ist ja hier wie im Paradiese,“ äußerte die Kaiserin, als sie den Garten des Hotels betrat. Und der Ausruf war berechtigt. Wie schön der Blick aus den hohen, lustigen, sauberen Zimmern, hinab in den Garten mit seinen herrlichen Phönix-, Fächer- und Dattelpalmen, seinen überreich blühenden Gebüsch, weißen und roten Oleandern und Geranien, den Hibiskus-Sträuchern, besäet mit roten Blüten, dem dunklen Laub der Lorbeer- und Gummibäume, den Bluttupfen der Granatsträucher, den Hecken von Bambus und Aloe! Prachtige weiße und buntschillernde Papageien wiegten sich inmitten dieses Blütenzaubers und einige Affen tollten in lustigen Sprüngen umher, in den gewaltigen Kronen der indischen Feigenbäume aber und Akazien schwirrte und gurrte es von hunderten kleiner befiederter Sänger. Und dann glitten die Augen hinweg über dieses wogende Meer von Blättern und Blumen zu den sich an den Garten anschließenden Orangen- und Palmenhainen und zu der dahinter sich aufbauenden weißen arabischen Stadt und dem weiten, blauen Meer, dessen Wellen über graue Felsen schäumend auf den gelben Strand rollten und dessen Rauschen vernehmlich herüberdrang.

Der nächste Morgen kündete bereits große Hitze an; um die siebente Stunde erfolgte der Aufbruch. Kaiser und Kaiserin hatten ihre Reitpferde bestiegen, wiederum eröffnete die türkische Kavallerie den Zug, dann folgten das Kaiserpaar und die Herren des Gefolges, hinter ihnen die Leib-Gendarmen des Kaisers und zwei Soldaten der Syrischen Leibwache des Sultans, die den Kaiser keinen Augenblick verließen, hierauf die lange Wagenreihe und abermals türkische Reiter. Erst nachmittags wurden die Wagen bestiegen, bis man in der Dämmerung in dem auf der Ebene von Bab-el-Vadi aufgeschlagenen Zeltlager Rast machte. Am nächsten Tage sollte Jerusalem erreicht werden; wieder wurde um sieben Uhr aufgebrochen, drückend waren Staub und Hitze. Auf und ab ging es durch Täler und auf zahlreichen Serpentin, alles trostlos und verödet, bis endlich Jerusalem auftauchte, zunächst allen, ohne Ausnahme, eine große Ernüchterung bereitend, da jeder mit hohen Erwartungen den geheiligten Boden betritt. So malerisch die Stadt von außen, von der Ölberg-Seite her wirkt mit ihren mächtigen Mauern, ihren Türmen und Toren, mit den geweihten Stätten, wie Ölberg und Gethsemane, so groß die Enttäuschung, die man in ihrem Inneren empfängt. Wer hier nicht mit den Augen der Seele sehen kann, der wird bald unbefriedigt von dannen eilen. Hier muß das Gemüt gläubig den weihervollen Erinnerungen folgen, die sich uns in reicher Zahl darbieten, am tiefsten und unvermitteltesten in der schmalen, gewundenen Schmerzensstraße, in der uns eine Flut rührender und erhabener Vorstellungen überwältigt.

Der Kaiser und die Kaiserin in weißen Sonnenmänteln auf Schimmeln reitend, langten vor dem heiligen Zion an, zwischen unregelmäßig aus weißem

Kalkstein in das Fels- und Steingeröll gebauten einzelnen Häusern; die Menschen grüßten, mit den Händen winkend und sich verneigend; an einzelnen Stellen erklangen deutsche Hoch und Hurras, ein türkisches Bataillon war in Parade aufgestellt. Vor der Stadt war das Lager aufgeschlagen, auf einem der Jerusalem-Stiftung gehörigen Platze zwischen hohen Mauern, Häusern und Zäunen. Aber nur kurzer Aufenthalt war hier, dann erfolgte der feierliche Einzug in die Stadt selbst, der sich ebenso eindringlich wie glänzend gestaltete. Um die dritte Stunde setzte sich der kaiserliche Zug in Bewegung, weit voraus vier Beduinen-Scheichs mit langen Lanzen reitend, ihnen folgten auf prächtigen Schimmeln die türkische Kavallerie, ein Trupp osmanischer Gendarmen und die Kawassen des deutschen Konsuls. In offenem, vierspännigem Wagen des Sultans fuhr die Kaiserin mit ihren Damen, dann folgte der Kaiser auf seinem prächtigen Schimmel „Kurfürst“ in Tropenuniform, umgeben von seinen General- und Flügel-Adjutanten, alle in weißen Mänteln und mit Schleiern am Helm, dahinter das goldglänzende Gefolge der türkischen Generale und Offiziere. Großer Empfang an der ersten Ehrenpforte, hinter der sich Masten mit Palmenwedeln und lange Gewinde aus Pinienzweigen an den Seiten hinzogen. Jubel überall, dichte Menschenmassen aller Nationalitäten und Trachten, die Dächer überall besetzt, in jeder Ecke auf jeder Mauer kauern Frauen und Kinder, immer lauter wird der Jubel, Truppen und Polizei bilden nur eine dünne Kette, gleichwohl ist die Ordnung bewundernswert. An dem marktigen Jaffa-Tor bricht ein wahrer Sturm von Freudenbezeugungen aus; es sind die übrigen deutschen Gäste, die auf besonderen Schiffen die Fahrt zurückgelegt und sich nun hier versammelt hatten, um dem Einzuge beizuwohnen. Seitwärts des Tores, das zu schmal war, erfolgte der Eintritt in die Stadt; auf einem kleinen Platz hinter der Citadelle wurden Fahrzeuge und Pferde verlassen, das Kaiserpaar schritt die mit Blumen und grünen Zweigen bestreute Davids-Straße hinab der Grabeskirche zu und betrat das Gotteshaus, dessen Inneres in einem großartigen Lichterglanze erstrahlte. Das heilige Grab betrat das Kaiserpaar allein; tiefe Stille herrschte in diesem Augenblick unter dem großen, begleitenden Gefolge. Von der Kirche aus, deren Glocken dumpf läuteten, wandte man sich dem nahen Muristan zu, zu Fuß die kurze Strecke zurücklegend, von zahllosen Deutschen, die von fern und nah gekommen waren, von den Kindern der deutschen Schule und den Kaiserswerther Diakonissen vor der neuen Erlöserkirche empfangen.

Die Begrüßungsrede hielt Kultusminister Dr. Bosse, in einem jubelnd aufgenommenen Hoch endend, worauf der Kaiser mit herzlichen Worten dankte. Die Besichtigung der Kirche schloß sich an, dann wurde die Rückfahrt zum Lager angetreten. Am nächsten Tage folgte der Besuch Bethlehems und des Ölberges, tief ergreifend war der erste Abend-Gottesdienst, auf dem Ölberg abgehalten durch D. Dryander. Nach dem Gottesdienst begrüßte das Kaiserpaar die fast vollzählig er-

schienenen deutsch-evangelischen Geistlichen aus Palästina, Klein-Asien und Ägypten, der Kaiser in ernster Ansprache, nachdem er sie zur Einigung und zum konfessionellen Frieden ermahnt, darauf hinweisend, wie deutscher Sinn, deutsche Treue und Fleiß dem armen, verlassenem Volke, das er auf seinem Zuge gesehen, emporhelfen könne: „Wir können nur durch das Beispiel wirken, durch das Vorbild und den Beweis, daß das Evangelium ein Evangelium der Liebe ist, nach allen Himmelsrichtungen hin, und daß es andere Früchte trägt.“

Der 31. Oktober war der Einweihung der Erlöserkirche gewidmet, und wie in der Heimat läuteten die Glocken Jerusalems den hohen Festtag ein, ohne Unterschied, zu welcher von den vielen, oft untereinander hadernden Kirchen sie gehörten. Bald nach neun Uhr setzte sich der glänzende Festzug vom Lager aus in Bewegung, die Kaiserin im Galawagen, der Kaiser in der Uniform der Garde-du-Corps mit dem goldschimmernden Helm und Kürass, gegen die Sonnenglut den langen weißseidenen Mantel über die Schultern gehängt. Ein feierlicher Empfang fand vor dem Gotteshause statt; unter dem machtvollen, von der Marinemusik gespielten Choral: „Tochter Zion, freue dich!“ fand der Einzug in das dicht gefüllte Innere statt. Die Weihrede hielt Generalsuperintendent D. Dryander, mit einem tief empfundenen Gebet schließend, während dessen der Kaiser und die Kaiserin sowie die ganze Gemeinde niederknieten. Nach dem ersten Gemeindegottesdienste und dem Segen geschah etwas ganz Unerwartetes. Der Kaiser schritt die Stufen zum Altar hinan, trat vor und verlas langsam und feierlich mit tiefem Ernst sein Bekenntnis voll innigen christlichen Inhalts und voll felsenfesten Glaubens.

Am Nachmittag erfolgte jenseits der Mauern der einst so stolzen Davidsburg und der nahen Stadtmauer durch den Kaiser die feierliche Besitzergreifung und Übergabe des Gebietes, der sog. Domition, das der Sultan dem Kaiser überlassen hatte, um hier für die deutschen Katholiken eine Glaubensstätte und sonstige Gebäude zu errichten. Schon seit langer Zeit hatte sich die katholische Kirche vergeblich um die Erwerbung der ihr durch die Überlieferung heiligen Stätte des Heimgangs der Maria bemüht, jetzt war endlich dieser sehnstüchtige Wunsch in Erfüllung gegangen, dadurch, daß der Kaiser die Domition den deutschen Katholiken schenkte.

Die drei nächsten Tage waren der Besichtigung von Jerusalem und seiner nächsten Umgebung gewidmet, und die Kaiserin besuchte auch hier eingehend die Hospize und Krankenhäuser; weitere Ausflüge, wie nach Nazareth und dem See Tiberias, konnten nicht unternommen werden, weil sie für die Damen zu anstrengend waren. So brach man denn unmittelbar von Jerusalem nach Beirut auf und von da nach Damaskus, wo man am 7. November eintraf und bis zum 9. verblieb. Der Aufenthalt war reich an fesselndsten und farbenreichsten Eindrücken, der Empfang auch hier stets ein freudiger. Überall begleiteten den Kaiser die Erinnerungen an seinen Vater, der zur gleichen Jahreszeit

1869 dieselbe Reise, freilich unter anderen Bedingungen, unternommen hatte. Am 11. November traf man wieder in Beirut ein zur Abendstunde; glänzend erleuchtet war die Stadt und herzlich waren die Abschiedsgrüße der deutschen Kolonie und der Kaiserswerther Schwestern, die sich am Ufer eingefunden hatten. Am 12. November lichtete die „Hohenzollern“ im ersten Morgengrauen die Anker und dampfte um sechs Uhr unter dem Salut der am Ufer und auf den Molen stehenden türkischen Truppen und der außerhalb des Hafens liegenden Kriegsschiffe ab, wieder der Heimat zu. Von Pola aus, nachdem noch heftige Stürme überstanden werden mußten, deren einer den Schlafraum des Kaiserpaares überflutete, so daß die Bewohner ihn eiligst verlassen mußten, wurde am 23. November die Weiterreise über München, Stuttgart und Baden-Baden nach Potsdam angetreten. Am 1. Dezember traf das Kaiserpaar wieder in Berlin ein, vor dem Brandenburger Tor begrüßt von den Vertretern der Stadt, an ihrer Spitze Oberbürgermeister Kirschner. Auf seine warmen Worte erwähnte der Kaiser, wie schöne und mächtige Eindrücke er und seine Gattin während der Reise gewonnen haben und wie gern er nach Berlin, seiner lieben Vaterstadt, zurückkehre, um seine Arbeit wieder aufzunehmen: „Das eine aber kann ich sagen, daß ich überall den deutschen Namen in allen Ländern und allen Städten geschätzt und geachtet gefunden habe, wie nie zuvor. Ich hoffe, daß dies so bleiben wird, und daß meine Reise dazu beigetragen hat, der deutschen Energie und der deutschen Tatkraft neue Absatzgebiete zu eröffnen.“

Galt die Fahrt zum Heiligen Land der Erfüllung eines lang gehegten Herzenswunsches des Kaiserpaares, verbunden mit anstrengendsten Repräsentationspflichten, so war der Aufenthalt auf klassischem Boden anders geartet: Er sollte dem Kaiser und seiner Lebensgefährtin Erholung und Erfrischung bringen nach nie ermüdender Arbeit und hingebungsvoller Tätigkeit. Einige Jahre nach jener Jerusalemreise stattete der Kaiser auf einer Mittelmeeresfahrt dem später in Saloniki ermordeten König Georg von Griechenland einen Besuch auf Korfu ab und unternahm mit ihm zu Wagen allerhand Streifzüge durch die märchenhaft schöne Insel. Gelegentlich eines derselben wurde auch das Achilleion, das seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth unbenutzt und leer stand, besichtigt; der Kaiser war völlig überwältigt von dem Zauber der klassischen Antike, der über dem Ganzen schwebte, wie von dem wunderbaren Panorama, das sich ihm von hier aus eröffnete. König Georg schlug dem Kaiser vor, den Besitz zu erwerben und daraus einen Ruheplatz für das Frühjahr nach anstrengendem Winter für ihn und die Kaiserin zu schaffen. Das Schloß stehe schon lange zum Verkauf, aber es habe sich noch niemand gemeldet, außer einem Bankier und einer Gesellschaft, die ein Hotel daraus machen wolle, nebst Spielhölle, dies aber habe er ein für allemal verboten; er und sein Land würden sich freuen, dem Kaiser Gastfreundschaft nach altbewährter Griechensart zu gewähren, ebenso seine Regierung. Nach mancherlei Hin und Her kam das

Achilleion in den Besitz des Kaisers, der während eines Aufenthaltes 1907 in Zomburg v. d. L. eines Abends seiner völlig überraschten Gemahlin Mitteilung davon machte, unter Vorlage eines von Wien eingesandten Albums mit vollendet schönen Aufnahmen der Räume und der Gärten.

Diese Märchenschöpfung auf dem Hügellande von Gasturi, eine Stunde Wagenfahrt von der Stadt entfernt, verdankte der Kaiserin Elisabeth von Österreich ihre Entstehung. Sie, die sich mit stiller Begeisterung in die Griechenwelt versenkt hatte, sie, die mit müder Seele und doch mit heiligem Feuer über unsterbliche Fragen nachdachte und sie zu ergründen suchte, sie wollte hier ausruhen von dem Trubel der großen Welt, aus dem sie sich nie etwas gemacht, wollte sich ganz selbst leben und ihren hehren Empfindungen. Ob sie den Frieden hier gefunden hat, sie, die rastlos die Welt durchstreifte, das wissen wir nicht. Aber den Stempel ihrer edlen Menschlichkeit und ihres tiefen Gefühlslebens drückte sie dieser ihrer wunderbaren Schöpfung auf, der sie auch den Namen gab, während sie als künstlerische Verkörperung desselben den marmorgebildeten sterbenden Achilles auf der Terrasse des Schlosses unter südlichen Bäumen aufstellen ließ. Aus ihren Worten, die sie dem trojanischen Helden gewidmet, geht so viel von ihrer eigenen Stimmung und ihren Empfindungen hervor: „Ich liebe ihn, weil er so stark und trotzig war, alle Könige und Traditionen verachtete und die Menschenmassen für nichtig hielt, gut genug, um wie Halme vom Tode niedergemäht zu werden. Er hat nur seinen eigenen Willen heilig gehalten und nur seinen Träumen gelebt. Und seine Trauer war ihm wertvoller als das ganze Leben.“

Nachdem gemäß den genauen Anordnungen des Kaisers das Schloß in seinem Innern und der Park mancherlei Verschönerungen erfahren hatten, da ja der Besitz lange Zeit unbewohnt gewesen und besonders der Garten vernachlässigt worden war, führte er im Frühling 1908 die Kaiserin nach dem klassischen Eiland, sie im Peristyl des Schlosses zum ersten Male als Herrin des Achilleions begrüßend. Dann ging es mit den Begleiterinnen und Begleitern die große Treppe empor bis zum zweiten Stock, hier öffneten sich die Glastüren; nun lassen wir den Kaiser, der ein dem Andenken seiner Gemahlin gewidmetes fesselndes Buch reichen Inhalts „Erinnerungen an Korsu“, zu welchem ihn die Kaiserin angeregt hatte, veröffentlichen, selbst erzählen: „Vor uns liegt der wundervolle oberste Garten, auf zwei Seiten von offenen Säulenhallen umrahmt und mit weißen Marmorstatuen und Philosophenhermen geschmückt. Das dunkle Grün seiner Zypressen, vermischt mit dem helleren Grün der Palmen, bietet einen schönen Kontrast gegen das Weiß der sie umgebenden Architektur und Marmorplastik. Dazu das leuchtende Parterre der vielfarbigen Zinerarien und in ihrer Mitte ein plätschernder Brunnen! Staunende Ausrufe, klassische Zitate werden laut, und helle, freudige Begeisterung leuchtet aus allen Blicken ob dieses Paradieses mit seiner stillen und feinen Farbensymphonie. Das ist Griechenland! Das ist die klassische Schönheit! Hier schreitet der mächtige Geist

der ewig-jungen, nie zu übertreffenden edlen Antike unmittelbar neben uns her! — Weiter geht es unter meiner Führung über die Mittelterrasse. Die weißen Marmortreppen von hell-violetten Glyzinien übergossen, hinab auf die große Achilles-Terrasse. Hier umfängt die staunende Schar tiefes Dunkel eines dicht bewachsenen Haines mächtiger Dattelpalmen, der von beiden Seiten durch hohe, gegen Wind und Wetter schutzbietende Laubgänge eingefaßt ist. Von ihnen herab ergießen in wildem buntem Gewirr Glyzinien und Rosenblüten ihre Farbenpracht und ihren Duft. Durch den Hain schlängelt sich der Weg zwischen Primeln- und Schlüsselblumen-Einfassungen der mit Tulpen und Zinerarien abwechselnd besetzten Beete. Endlich tritt man hinaus auf die große, halbrunde Plattform des Terrassenanschlusses vor dem sterbenden Achill ins Freie. Welcher Blick! Ein Panorama von über zwölf deutschen Meilen in der Runde! Die Insel Korfu, die Stadt, das Meer, Epirus-Gebirge, Kulissenartig übereinander sich türmend, von den Akroteraurischen Bergen bis zu den schneebedeckten Bergketten bei Janina! Darunter überall das indigoblaue herrliche Meer und darüber das leuchtende Azur des südlichen Himmels. — Die Ausrufe des Staunens waren verstummt, tiefes Schweigen hatte sich aller bemächtigt. In Andacht versunken, genossen die aus dem verschneiten, lärmenden, nörgelnden Berlin entflohenen Deutschen diese Pracht der Schöpfung, die das Herz dem Schöpfer zuwendet. Die Kaiserin wandte sich schweigend zu mir und drückte mir still die Hand. Ein neben mir stehender Herr flüsterte mir leise zu: „Hier fehlen die Worte, hier kann man nur anbeten, hier ist Gott in der Nähe.“ Lange, lange standen wir mit unseren Getreuen in stummer Bewunderung vor Gottes großem Werk, vor seiner gewaltigen Natur. Dann ging man ganz still durch die zauberischen Gärten heim, ein jeder in sein Quartier, zu sehr ergriffen von dem Erlebnis, um zu reden, aber beschäftigt mit dem Überdenken des Gesehenen, das darin gipfelte: „Licht ist dein Kleid, das du anhast, Herr, wie sind deine Werke so groß und viel. Du hast sie alle weislich geordnet, die Erde ist voll deiner Güter.“ — Diese Stimmung hielt auch am Abend bei dem ersten Zusammensein bei und nach dem Essen an. Ich war von tiefster Freude erfüllt. Das Achilleion hatte seine Wirkung getan, seinen Zauber bewährt, es hatte veredelt und gehoben, weit über des glücklichen Besitzers Hoffnung hinaus. Er hatte, auf dem großen Balkon vor seiner Wohnung stehend, die sinkende Sonne in goldigen Feuersgluten niedertauchen und die Berge mit rötlichem Glanze übergießen sehen und hatte ein stilles Dankgebet emporgesandt zum Schöpfer, der ihm diesen herrlichen Fleck Erde und solchen Tag beschert, und hatte gelobt, dem Achilleion seine Weihe zu erhalten, in dankbarer Erinnerung an die hohe, unglückliche Frau, deren Geiste dies Paradies auf Erden sein Erstehen einst verdankte: Kaiserin Elisabeth! Würdest du in der Welt und von deinem Volke je vergessen, im Achilleion lebst du fort! Dort wird dein Andenken still und treu gepflegt. Dort wirst du nie vergessen!“

Auch in anderer Weise noch ehrte der neue kaiserliche Besitzer das Gedenken der unglücklichen fürstlichen Frau; an der unteren Grenze des Parkes ließ er in einem runden, griechischen Marmortempel, von duftenden Blumen dicht umkränzt, das Marmorbild der Kaiserin Elisabeth aufstellen, die schlankte Gestalt hoch emporgerichtet, ihr feines Antlitz mit freundlichem, glücklichem Ausdruck auf das Meer gerichtet, das sie über alles liebte. Auch eine kleine, höhergelegene Kapelle erinnerte an sie, in der sie einst betete: über dem kleinen Altar hing ein Muttergottesbild, das Elisabeth zum Danke nach einer gefahrvollen stürmischen Landung gestiftet hatte.

Die Kaiserin fühlte sich sehr glücklich in diesem herrlichen Schloß am Meer, mit ihrem Gatten eine große Gastlichkeit ausübend; denn nicht nur die Kinder kamen und sonstige nahe Verwandte, nicht nur das griechische Königspaar, sondern auch Freunde aus allen Weltteilen, Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, hohe Offiziere, und sie alle schieden ungern von dem Schlosse und der Insel.

Auch hier, in diesem Idyll, ward die Arbeit nicht unterbrochen, mehrmals wöchentlich langte der Kurier aus Berlin mit Depeschen und sonstigen Schriftstücken an; der Kaiser nahm Vorträge entgegen und hielt Beratungen ab: „Die in ununterbrochener Betätigung der Herrscherpflichten laufende Arbeit war ein Genuß. Vieles, dem man zu Hause übergroßes Gewicht beilegte, erschien in dieser großen Natur recht klein und unbedeutend.“ Nachmittags wurden gemeinsame Spaziergänge oder Ausfahrten nach weiter gelegenen Punkten unternommen; oft kam es vor, daß Frauen oder Mädchen oder auch Gruppen von Kindern kleine Blumensträuße überreichten, sie erhielten Filigranknöpfe oder eine Brosche, Ohringe oder ein Kettlein zum Dank, nie aber Geld, um ihnen nicht das Betteln anzugewöhnen. Vor und um die Osterzeit wurde den Korfioten eine andere, sehr nötige und nützliche Gabe zuteil. Wie der Kaiser humorvoll erzählt, wird von ihnen die Göttin des Waschens und der Sauberkeit nicht sehr geehrt. Besonders die Kinder starrten hin und wieder von Schmutz; die Sonne, die große Bazillentöterin, mußte für alles sorgen. Um dieser nun die Arbeit zu erleichtern und die Korfioten zur Mitwirkung anzuspornen, hatte der Kaiser aus Berlin einige Tausend hölzerne Ostereier mitgebracht, die Eier aus Seife enthielten. Die ihn begleitenden Herren mußten sie in allen verfügbaren Taschen unterbringen, so einen Seifentransport darstellend, dessen Ladung bei den Gängen meist aufgebraucht wurde. Das Erstaunen der Beschenkten war stets sehr groß, als ihnen der Inhalt gezeigt und erklärt wurde; endlich riefen die Frauen aus: „Sapuni.“ Das ist ja Seife! Darauf machten sie die Pantomime des Gesichtwaschens. Als der Kaiser ihnen mit Hilfe des begleitenden griechischen Gendarmerie-Offiziers als Dolmetscher verständlich zu machen suchte, daß die Seife nicht nur für das Gesicht, sondern auch für den übrigen Menschen gemeint sei und dies auch pantomimisch zu erklären suchte, brachen die guten Korfiotinnen in ein schallendes Gelächter aus, wobei sie die Köpfe heftig verneinend schüttelten.

Häufiger wurde ein altes Kloster besucht, auf steilem Felsen unmittelbar über dem brandenden Meer gelegen, und auf dem Altan der Tee genommen, oder man rastete in einem Olivenwalde auf grünen Matten, während die Wellen des Meeres ihr nimmermüdes Lied sangen, ein Lied, aus dem man die Stimmen großer Vergangenheit vernehmen konnte. Bei dem Heimweg hatten sich die Landstraßen belebt, das Landvolk, hauptsächlich Frauen, kehrte von der Feldarbeit heim. Wo Frauen und Männer gemeinsam heimwärts zogen, saß selbstverständlich der Mann auf dem Grautier, eine Zigarette rauchend, während seine Frau zu Fuß hinter- oder nebenher traben konnte, noch dazu mit einem Bündel Reißig auf dem Haupte. Einmal begegnete die Kaiserin mit der griechischen Kronprinzessin Sophie, der Schwester des Kaisers, einem solchen Paar, das die Entrüstung der deutschen Frauen über die ihresgleichen zuteil werdende ungerechte Behandlung hervorrief. Der Korsioten sollte auf seine Ritterpflichten hingewiesen werden; die Kronprinzessin vermittelte den Inhalt des Wunsches der Kaiserin. Der Erfolg war überraschend; der Reiter lachte laut auf und blieb oben; seine Frau erklärte: Das sei nun mal so und sei immer so gewesen, außerdem fände sie gar nichts dabei.

Auch an Unterhaltungen verschiedener Art fehlte es gelegentlich nicht. Die Mannschaften der „Hohenzollern“ und der Begleitschiffe veranstalteten allerhand Sportfeste, zu denen das Kaiserpaar erschien, und für drastischen Humor war gesorgt, für einen gesunden, derben, aber harmlosen Seemannshumor, der in den Darbietungen selbst steckte, aber auch von den Leuten frisch und froh aufgegriffen und mit Lustigkeit weitergeführt wurde. Von einem allerdings ungewollt lustigen Streich englischer Seekadetten berichtet der Kaiser. Nahe dem Kap Kanone, einem kleinen Vorgebirge, dessen Name von einer großen, alten venezianischen Kanone stammt, die dort noch liegt, mitten in der flachen Bucht, auf Felsen gebaut, erhebt sich ein Kloster für alte Frauen und Nonnen, die ihren Lebensabend dort ungestört zubringen wollen. Zutritt ist den Männern strengstens verboten. Junge, muntere Seekadetten, zum im Hafen ankernden englischen Flaggsschiff gehörig, fanden es zu umständlich, um die ganze Bucht herum zur Stadt Korfu zu pilgern, noch dazu bei der Hitze, eine Entfernung von etwa einundeinhalb Stunden zu gehen. Kurz entschlossen nahmen sie die antiken Statuen zum Vorbilde und in der „Verkleidung des Apoxyomenos“ oder, wie Kaiser Friedrich in solchen Fällen zu sagen pflegte, bloß mit dem Klima bekleidet, die Sachen auf dem Kopf, warfen sie sich in die Flut und schwammen nach dem vor ihnen liegenden Gebäude hinüber, dessen Bestimmung sie natürlich nicht kannten. Sie landeten dort, spazierten durch das Tor und schritten wohlgenut durch den Hof des Klostergebäudes hindurch! Bei dem Anblick der auf „altgriechische Weise“ kostümierten Knaben, die so unvermittelt in das friedliche Sanktuarium des reiferen Frauenalters hineingeschneit waren, erhob sich ein so furchtbares Wehe- und Jammergeschrei und ein so wildes Rennen hin und her, daß einige auf Kanone befindliche Leute es hörten und er-

schreckt hinabspähten, im Vermeinen, die alten Damen seien übergeschnappt. Erst als sie die jugendliche Schar der adamitischen Knaben im maratonischen Schnelllauf über die Landungsbrücke dahergestürmt kommen sahen, klärte sich das Rätsel zur allgemeinen Heiterkeit auf. Die ausgelassene Schar war sehr stolz auf ihre Schwimmleistung und meinte, die jüngste der überraschten Ewatöchter müßte über einhundert Jahre zählen!

Großes und wachsendes Interesse wandten der Kaiser und auch die Kaiserin den Ausgrabungen auf der Insel zu, die ganz hervorragende Ergebnisse hatten, hauptsächlich dank jenem Interesse. Zufällig fand ein Bauer aus Gariza, einer Vorstadt von Korfu, als er auf seinem Feld ein Loch grub, einen großen Stein, der sich als ein Relief herausstellte. Die griechische archäologische Gesellschaft veranstaltete nun, gerade als das Kaiserpaar in Korfu weilte, eine Ausgrabung in der Nähe des Fundplatzes, um nach weiteren Stücken zu suchen. Als bei diesen Arbeiten ein zweites Relief zutage kam, wurde der Kaiser von dem Funde verständigt und interessierte sich für die Sache so sehr, daß er sich fast täglich an die Ausgrabungsstelle begab und bald die Leitung der Arbeiten übernahm. Neue Funde wurden gemacht; der Kaiser war so gespannt, daß er wiederholt nicht zur Mittagstafel kam; die Kaiserin schickte Körbe mit Speise und Trank an die Ausgrabungsstelle. Die nächsten Tage zeitigten immer neue wichtige Ergebnisse; der Kaiser rief telegraphisch Professor Wilhelm Dörpfeld, der schon die deutschen Ausgrabungen in Olympia, später in Troja, Pergamon und Ithaka geleitet hatte, und erst Sekretär, dann Direktor des deutschen Archäologischen Institutes in Athen war, herbei, der sofort eintraf und die Grabungen in gehöriges System brachte. Man fand auch den Riesenleib der Gorgo, von zwei Schlangen umgürtet, sowie viele andere Stücke, die in das neue nahegelegene Museum gebracht und dort zusammengesetzt wurden. Es handelte sich um einen Tempelgiebel markiger Gestaltung, ein Fund von großer Bedeutung für die Kunstgeschichte, weil dieser Tempelgiebel die einzige aus dem hellenischen Altertum erhaltene Giebelgruppe ist, deren Anordnung vollkommen einwandfrei festgestellt wurde, während sich bei fast allen altgriechischen Giebelfeldern die Archäologen über die Anordnung der einzelnen Figuren streiten. Allmählich wurde die ganze Tempelanlage freigelegt, mit dem auffallend gut erhaltenen Altar, und die Vermutung des Kaisers, daß es sich um einen Gorgo-Tempel handelte, fand ihre Bestätigung, ebenso jene, daß die Gorgo oder Medusa der griechischen Kunst aus der süd-arabischen Sonnengöttin Sams erwachsen ist. Später gestattete König Georg von Griechenland, daß der Kaiser und Dörpfeld auch im Park seiner Villa Monrepos Ausgrabungen machen konnten, und dort wurde der reizvolle kleine Tempel von Kardaki wieder freigelegt; auch andere wertvolle Trümmer des Altertums kamen zum Vorschein.

Lassen wir dem Dichter nun das Wort, und zwar Richard Voss, der köstliche Frühlingstage auf Korfu verlebte und zugegen war, als neue „wunderliche Früchte“

dem Erdboden, der sie mehr als zwei Jahrtausende verborgen gehalten, entnommen wurden: „Oft schaute ich den Ausgrabungen antiker Gebäude zu: von Gräbern, Theatern, Portiken, aber nichts ergriff mich so tief, als wenn eine Skulptur, eine Statue dem mütterlichen Schoße der Erde wieder entstieg. Mir war's dann, als erwache etwas, einstmals lebendig Gewesenes aus langem Todeschlaf. Es regt sich, hebt sich. Die schweren Schollen schüttelt es von sich, streckt die Arme empor, das Haupt, öffnet die Augen. Es steht auf — lebt!“ Nachdem er nun eine solche ‚Auferstehung‘ in Korfu geschildert, fährt er fort: „Ich stand und schaute, erwartete das Erwachen, das Auferstehen dieser Götter und Geschöpfe. In dichten Reihen umdrängte das Volk der Korfioten den engen Schauplatz, gleich mir, still harrend in einem fast betretenen Schweigen, als fühlte es sich von Geisterhauch umwittert: von dem Geist vergangener, großer Zeiten seines fanatisch geliebten Insellandes, das gütige Götter zu einem Paradiese schufen. Plötzlich ein Murmeln der versammelten Menge: ‚Der Kaiser kommt!‘ Und wieder: ‚Der Kaiser! . . . Der Kaiser!‘ Das umstehende Volk flüsterte sich zu: jeden Tag käme der Kaiser, bliebe stundenlang, schaute, wartete. Freudig machten sich die Leute untereinander diese Mitteilung: in froher Erregung harreten sie der Ankunft des deutschen Kaisers. Es war, als käme nicht ein fremder Monarch, sondern ein von allen gekannter, von allen geliebter Herrscher, der auch ihnen, dem guten und getreuen Volk der Korfioten, gehörte. Sind es doch die Nachkommen jenes uralten Stammes, bei denen die Gastfreundschaft hoch und heilig stand, wie bei keinem anderen Inselvolk; wurden doch auf Scheria sogar darüber Gesetze erlassen und auf erzenen Tafeln eingeschrieben. Bei den heutigen Bewohnern Kerkyras ist ein solches Machtgebot nicht vonnöten: sie tragen die Schrift, wie ein Gast zu ehren sei, in dem Herzen bewahrt. Der deutsche Kaiser kam, blieb stundenlang, wartete stundenlang. Und die Korfioten freuten sich seiner.“

Im Frühling 1914 weilte der Kaiser mit seiner Gemahlin zum letzten Male auf der geliebten Insel, in den ersten Maitagen Abschied von ihr nehmend. Lange standen noch die Korfioten, Tücher schwenkend, am Hafen, lange sahen sie der weißschimmernden „Hohenzollern“ nach, wohl mancher von ihnen eines korfiotischen Abschiedsanges gedenkend:

„Bei der Abfahrt noch grüß ich
 Zum letztenmal
 All die Länder von Korfu
 Mit Berg und Tal! —
 So fahre dahin nun
 Und kehre zurück,
 Und oftmals gedenke
 Der Zeiten voll Glück!“

Die beiden letzten Zeilen sollten in Erfüllung gehen, die vorangehenden nicht! Während der Kaiser in Korfu über Gorgonen, dorische Säulen und Homer forschte und sich mit Archäologen darüber unterhielt, wurde im Kaukasus in Rußland schon gegen Deutschland mobil gemacht. Und der Zar hatte zu Jahresbeginn auf die Frage nach seinen Reiseplänen erwidert: „Ich werde in diesem Jahr zu Hause bleiben, weil wir Krieg bekommen!“ —

Der langen Jahre flüchtiger Lauf

„Es ist nicht immer leicht, Königin zu sein,“ so äußerte einst zu mir Königin Elisabeth von Rumänien — Carmen Sylva — „wie oft muß man Pflichten erfüllen anstrengendster Art, wo sich jeder andere Sterbliche ausruhen kann und ausruhen muß, weil es über seine Kräfte geht, wie oft muß man bei großen Empfängen mit hunderten von Menschen, die man gar nicht kennt, Gespräche führen, deren Inhalt man vorher kaum weiß und die einem meist furchtbar gleichgültig sind, wie oft sich abhezen, um sich zwischen zwei nahe folgenden Festlichkeiten umzuziehen. Und hierbei sowie wenn man abends todmüde sich beim Ausziehen und beim Auflösen der Haare helfen läßt, dann soll man auch noch mit den Kammerfrauen plaudern, natürlich über nichtige Dinge, denn ist man schweigsam, so wird gleich geraunt: was ist nur der Königin, hat sie Verdruß gehabt, sie ist ja so still, ist denn etwas vorgefallen, und was?“ —

„Es ist nicht leicht, Königin sein“ — und nun erst Kaiserin, deutsche Kaiserin! Oft genug mag dies Kaiserin Auguste Viktoria sich leise seufzend gesagt haben, denn mit jedem Jahre vergrößerte sich das Feld ihrer Tätigkeiten, mit jedem Jahre nahm die Zahl ihrer Pflichten zu, deren Erfüllung sie sich mit gewohnter Gewissenhaftigkeit widmete. Wenn man die höfische Chronik jener Jahre vergleicht, so ist man erstaunt, was sich da alles im Laufe weniger Monate zusammendrängte an gemeinsamen Reisen mit dem Kaiser, an Besuchen, die im In- und Ausland gemacht wurden, an Erwidern derselben seitens deutscher und fremder Fürstlichkeiten, an festlichen Veranstaltungen des Hofes. Willig wurde von Ausländern anerkannt, daß der deutsche Kaiserhof der glänzendste von allen europäischen Höfen sei und daß hier in vorbildlicher Weise die Repräsentation ausgeübt werde. Des Kaisers Verständnis für die Kunst und deren Nebenzweige, sein Interesse an malerischen Bildern und an den geschichtlichen Überlieferungen früherer Jahrhunderte brachten es mit sich, daß nach seiner Thronbesteigung auch die Hoffestlichkeiten in manchen Beziehungen einen anderen Charakter erhielten, dessen Glanz und Eigenart dem kaiserlichen Hofe den Ruf wärmster Gastlichkeit und gewählten Prunktes verschaffte.

Die winterliche Kette der Feste begann meist mit der Neujahrs-Defiliercour und der Feier des Krönungs- und Ordensfestes am 18. Januar und endete mit dem Fastnachtball Ende Februar, Anfang März; dazwischen lagen die Feierlich-

keiten aus Anlaß des Geburtstages des Kaisers, mehrere größere Bälle und kleinere Gesellschaften, und häufig brachten diese und jene besonderen Veranlassungen auch noch ein festliches Echo mit sich, das sich in Dinern, Abhaltung von Cercles und Couren, theatralischen und musikalischen Veranstaltungen usw. äußerte. Viele Räume des Schlosses, vor allem der Weiße Saal, hatten eine wesentliche Umwandlung erfahren; sie gewährten im Scheine unzähliger elektrischer Kerzen einen wundervollen Anblick. Allein bei der Defilier-Cour öffneten nicht weniger als achtzehn Prunkräume ihre Pforten, um an dem betreffenden Abend die Erschiene-
nen aufzunehmen, deren Zahl sich häufig auf weit über tausend belief, und noch mehr Einladungen ergingen zu den großen Hofbällen, die bei aller Vornehmheit und Eigenart doch von einer so harmonischen und liebenswürdigen Stimmung erfüllt waren, daß sich mit dem Glanz der Eindrücke das Wohlbefinden jedes Einzelnen vereinte und jeder die Empfindung hatte der freudig gewährten Gastlichkeit seitens des Kaiserpaares. Kurz erwähnen wollen wir nur noch, daß jedes einzelne dieser Feste einen reichen Goldstrom in die verschiedenen Kanäle des wirtschaftlichen Lebens der Reichshauptstadt fließen ließ, und ferner, daß die nicht zur Verwendung gelangten großen Vorräte, die für diese Festlichkeiten besorgt worden waren, am nächsten Tage den Krankenhäusern und Asylen zugute kamen.

Oft drängten sich die bedeutsamen Ereignisse. Am 5. Dezember 1894 fand die feierliche Schlusssteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes statt, welcher das Kaiserpaar beiwohnte mit den in Berlin anwesenden Mitgliedern des Königshauses. Es war eine glänzende Versammlung, die markante Persönlichkeiten aus der Umgebung des verstorbenen greisen und des jungen Kaisers vereinte. Da sah man die Grafen Perponcher, Lehndorff und Fürst Radziwill, die so oft ernste und festliche Tage mit Kaiser Wilhelm I. begangen; nahe ihnen den Feldmarschall Grafen Blumenthal und den neuen Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, ferner den Reichsgerichtspräsidenten Simson, der einst im Namen des Frankfurter Parlaments Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone angeboten und der später, viel später, am 18. Dezember 1870 in Versailles dem siegreichen Bruder des „Romantikers auf dem Throne“ die Adresse überreichte, in welcher König Wilhelm um Annahme der deutschen Kaiserwürde gebeten wurde. In einer Gruppe von Künstlern bemerkte man den Schöpfer des gewaltigen neuen Baues, Baurat Wallot, dann den kleinen Meister Adolf Menzel, Ludwig Knaus, Anton von Werner, all jene Bildhauer, die den Bau mit erwähltem bildnerischen Schmuck versehen hatten. In der Kuppelhalle war ein Thronbaldachin aufgeschlagen, unter ihm nahm das Kaiserpaar Platz, der Schlusssteinlegung beiwohnend. Der Kaiser nahm die Kelle aus den Händen des bayrischen Bundesrats-Bevollmächtigten, Grafen von Lerchenfeld-Kösering, während ihm den Hammer Reichstagspräsident von Leyerow überreichte, mit einer kurzen Ansprache, in der er der Entstehung des monumentalen Baues gedachte: „Seine Grundmauern sind fest, seine Hallen

weit, seine Sinnen hoch, und fest in Treue, weit in Voraussicht, hoch in den Gedanken sei immer das, was je und je in diesem Hause möge beraten und beschlossen werden! Einer großen Zeit, die das uns brachte, was Geschlechter erträumt und ersehnt haben, entstammen Plan und Mittel, — und nur auf gute, gesegnete, friedliche Zeiten, auf ein starkes Reich, ein kraftvoll und gerechtes Regiment, ein treues, freies, wehrhaftes, zufriedenes Volk, vertreten durch patriotische, weise und maßvolle Männer, blicke in Jahrhunderten des Reiches neues Rathaus, ein rechtes Sinnbild deutscher Einigkeit! Das walte Gott in Gnaden!" Der Kaiser trat an den Stein heran und schlug kraftvoll dreimal auf denselben unter den laut und kernig gesprochenen Worten: „Pro gloria et patria!“ Und dann vollführte die Kaiserin die drei Hammerschläge. —

Mehrere Monate später, am 18. August 1895, erfolgte die Grundsteinlegung für das National-Denkmal Kaiser Wilhelms I. Auch hier übergab Reichskanzler Fürst Hohenlohe dem Kaiser die in den Grundstein zu versenkende Urkunde, die der Kaiser verlas. Markig schollen seine Worte weit über den Platz, jede Silbe war vernehmbar, jeder Satz fand ein warmes Echo in den Herzen der Anwesenden, die verständnisvoll der hohen Würdigung des verewigten Herrschers, seiner großen Berater und Heerführer und des Volkes in Waffen lauschten: „Rastlos bis zum letzten Atemzuge auf des Reiches Wohlfahrt bedacht, geliebt und geehrt von seinen Verbündeten und von einem dankbaren Volke, das seiner Führung rückhaltlos vertraute, sichtbar gesegnet in seinem selbstlosen Wollen und Vollbringen, so lebt der große Kaiser in der Erinnerung der Zeitgenossen, das leuchtende Bild eines Vaters des Vaterlandes, und so wird er, des sind wir gewiß, in dem Gedächtnis der kommenden Geschlechter fortleben. Um Zeugnis abzulegen von der unauslöschlichen Dankbarkeit, welche Deutschlands Fürsten und Völker ihm zollen, soll sich sein Standbild in Stein und Erz hier erheben. Es werde ein Wahrzeichen der Liebe zum Vaterlande, die in großer Zeit Gut und Blut einsetzte für des Reiches Herrlichkeit, ein Wahrzeichen der Treue, die in Kaiser Wilhelms Tagen das Band, welches die deutschen Stämme umschlingt, zu einem unauflösllichen gefestigt hat. Möge das Denkmal stets auf ein glückliches und zufriedenes Volk herniederschauen, das walte Gott!“ —

Zwei Wochen danach, an einem herrlichen Sonntagmorgen, dem 22. März, konnte das Kaiserpaar die Einweihung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin vollziehen. Es war eine echte und rechte Sonntagsfeier! Goldene Sonne und blauer Himmel, lachendes Grün und funkelnder Glanz, tiefe Begeisterung und inniges Mitempfinden festlich erhebender Stunden — das alles ließ ein stimmungsvoll-harmonisches und feierliches Ganzes entstehen. In gewaltiger Schönheit ragte der neue Bau empor, in der Form des lateinischen Kreuzes im hoheitsvollen spätromanischen Stil, die Portale mit wundervollen Steinmetz- und Bildhauerarbeiten verziert. In weitem Halbbogen war die Kirche von Flaggenmasten mit

Wappendekorationen eingesäumt, an mehreren Seiten befanden sich girlandenbekränzte Tribünen, die größtenteils für Jung-Berlin bestimmt waren; wohl tausend junge Damen hatten auf der gerade dem Hauptportale gegenüberliegenden umfangreichsten Tribüne Platz gefunden, in den hellen Gewändern einen reizenden Anblick darbietend. In langen Reihen sah man die Kriegervereine, in ihrer Nachbarschaft die Fahnenkompagnie mit den ruhmreichen, frisches Grün aufweisenden Feldzeichen, deren schwere Gold- und Silberstickereien im klaren Sonnenscheine glimmernd prunkten. Fernes Hurrarufen, das sich schnell nähert, kündigt das Kommen des Kaiserpaares an; die adlergekrönten Helme der Gardedukorps und die Fähnchen ihrer Lanzen tauchen auf, und nun zügeln auf ein Kommandowort die Reiter ihre Rosse und nahen im feierlichen Schritt, ebenso langsam fährt der mit sechs Rappen bespannte offene Wagen mit dem Kaiserpaar und den jungen Prinzen vor. Ernst schaut der Kaiser drein, ein freundliches Lächeln verschönt die Züge der Kaiserin, im Antlitz und ganzen Wesen deutet nichts auf die überstandene Krankheit hin; mit elastischen Schritten, während ihr Gemahl liebevoll um die im zweiten Wagen eingetroffene Großherzogin Luise von Baden bemüht ist, deren Sehvermögen noch nicht ganz wieder hergestellt zu sein scheint, nähert sie sich einigen Generalen, ihnen freundlich die Hand entgegenstreckend, und ebenso gütig begrüßt sie die Ehrenjungfrauen, drei hübsche Blondinen, die den fürstlichen Damen duftende Rosensträuße überreichen. Unter brausendem Orgelklang und dem dröhnenden Geläut aller Glocken erfolgte der Einzug in das Gotteshaus, ebenso wieder nach der kirchlichen Feier der Auszug. Der Schluß war eigentlich der Höhepunkt; draußen vor dem Portal im hellflutenden Sonnenschein stand das Kaiserpaar mit der hochbetagten badischen Großherzogin, der Tochter Kaiser Wilhelms I., den Prinzen und Fürstlichkeiten, den Generalen und Großwürdenträgern, feurig erklangen von den Militärkapellen die Weisen der „Wacht am Rhein“, und all die Tausende von Knaben und Mädchen und Zuschauern stimmten den „Ruf wie Donnerhall“ an, der wahrhaft wie Wogenprall erbrauste.

Ein besonders malerisches Fest, in engem Zusammenhang mit der Jahrhundertfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelm I. stehend, fand am 27. Februar 1897 im altersgrauen Hohenzollernschlosse zu Berlin statt. Es sollte, so hatte es das Kaiserpaar gewünscht, auf das treueste das Bild eines Hoffestes jenes Jahres, in welchem der große Kaiser geboren worden, geben, und die bekanntesten künstlerischen Ratgeber waren herbeigezogen worden, um die Festteilnehmer in ihrer Absicht, geschichtlich treu gekleidet zu erscheinen, zu unterstützen, wie sich auch das Kaiserpaar selbst um nähere Einzelheiten bekümmerte, damit sich die glänzende Veranstaltung im richtigen Rahmen abspielte. Und der allgemein gezeigte Eifer wurde dadurch belohnt, daß jede und jeder der etwa 500 Teilnehmerinnen und Teilnehmer sich charakteristisch einfügte in das Gesamtbild, das am Abend des Festes von so überraschend fesselndem Reiz und derart eigenartigem Farbensauber, von

einer solch erstaunlichen Echtheit im allgemeinen wie im besonderen war, daß man um hundert Jahre sich zurückversetzt glaubte und fast völlig der Wirklichkeit mit ihrem aufreibenden Hasten und Drängen, ihrem nervösen Eilen und Streben, ihrem nimmermüden Jagen und rastlosen Erringen vergaß.

Den räumlichen Mittelpunkt des Festes gab der Weiße Saal ab; mit seinen schimmernden Wänden aus blinkendem Marmor, in deren Nischen die Gestalten der Fürsten und Könige aus dem Hohenzollerngeschlecht Aufstellung gefunden; mit seinen dichten Gruppen südlicher Pflanzen und seinem Meer von strahlendem Licht paßte er trefflich zu dem buntfarbigen Kreise in den reizvoll verschiedenartigsten Trachten, der sich hier zusammengefunden. Kurz nach neun Uhr nahte der Hof, voran die Kaiserin, deren schlanke Figur von einem langschleppigen Oberkleid aus goldgelber Seide, zu welchem das mit mattgrünen Blumenranken besetzte Unterkleid aus feinstem weißen indischen Stoff vortrefflich harmonierte, umschlossen war. Das gelbseidene Jäckchen war herzförmig ausgeschnitten, und um den Hals wand sich eine funkelnde Brillantenkette. Durch das schöne blonde Haar war ein rotseidener gestickter Schal gewunden, und aus einer rosa Rosette ragte eine hohe weiße Straußenfeder hervor. In dem Gefolge befanden sich die Prinzen und Prinzessinnen der Familie und geladene sonstige Fürstlichkeiten. Nachdem die Kaiserin unter dem in der Mitte der Fensterwand befindlichen purpursamten Thronhimmel Aufstellung genommen hatte, erscholl von den nahen Sälen her eine alte, von Trommeln und Pfeifern gespielte Marschweise, und kernigen Schrittes dröhnte die Schloßgarde-Kompagnie in ihren friderizianischen Uniformen mit den hohen silbernen Grenadiermützen und den schweren Gewehren in den Saal. Links vom ersten Gliede erblickte man den Kaiser, der die Oberst-Uniform vom Ersten Bataillon Garde angelegt hatte, in der rechten Hand den Offiziersstock mit goldenem Knopf, die weiße Perücke mit kleinem, von einer schwarzen Schleife umwundenen Zopf. Vor der Kaiserin ward Halt gemacht. „Gebt Achtung — präsentiert das Gewehr!“ so kommandierte der Kaiser, und unter Trommelklang wurden die Musketen präsentiert, während die Offiziere die Dreimaster abnahmen und mit den Spontons salutierten. Der Kaiser trat mit einer Verbeugung auf seine Gemahlin zu, und an seiner rechten Seite schritt diese unter den rauschenden Klängen des Präsentiermarsches die Front ab — ein Bild von eigenartigstem und fesselndstem Reiz, wie es dieser Saal wohl kaum zuvor gesehen. Dann führte der Kaiser seine Gemahlin wieder zum Thronessel und verließ an der Spitze der Truppen den Saal, um gleich danach zurückzukehren und mit der Kaiserin den dreimaligen Umzug zu eröffnen, zu welchem die Musik alte Weisen aus dem Schluß des achtzehnten Jahrhunderts anstimmte.

Wenige Wochen später, und das Reich erlebte jene von tiefer vaterländischer Empfindung getragene Hundertjahrfeier Kaiser Wilhelms I., die sich zu einem wahren Nationalfest gestaltete, Staub und Sorgen des Alltagslebens vergessen

machend. Den Mittelpunkt bildete abermals die Reichshauptstadt; hier harrte ja das machtvolle Nationaldenkmal seiner Enthüllung, hierher waren fast sämtliche deutsche Fürsten geeilt, waren aus allen Gauen der Heimat und aus fremden Landen viele Tausende und Abertausende herbeigeströmt. Freudig hatte sich die Riesenstadt in ein prunkendes Festgewand gehüllt, Fahnen und Banner, Wappen und Inschriften, Girlanden und Kränze, Dekorationen und Transparente, wohin sich der Blick richtete. Auch in den ärmsten Vierteln flatterte und wogte es von den Dächern und Fenstern, sah man die mit schlichtem Grün und Kornblumenranken verzierten Büsten Kaiser Wilhelms, las man manch rührendes Bekenntnis echter Vaterlandsliebe und fester Gemeinschaft mit dem Kaiserhause. Wie stets, bildeten auch diesmal die Linden die Feststraße, die einen herrlichen Schmuck erhalten hatte. Vor dem altersgrauen Akademiegebäude erhob sich die von Meisterhand geschaffene liebliche Gestalt der Königin Luise, den kleinen Prinzen Wilhelm im Arm. Hier rollten denn auch am Vormittag des 21. März die großen Galakutschen mit den in starrenden Silberlivreen steckenden Kutschern und Dienern dahin, um das Kaiserpaar und die übrigen fürstlichen Gäste nach der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu bringen, in der feierlicher Gottesdienst stattfand.

Der nächste Tag, der 22. März, brachte die Enthüllung des Nationaldenkmals, gegenüber dem einstigen Hauptportale des Königsschlusses. Vor dem Portal war ein großes Zelt aufgeschlagen, in welchem die Kaiserin, die Kaiserin Friedrich, die übrigen fürstlichen Damen und Herren kurz vor elf Uhr erschienen. Bald klangen Jubel- und Hurrarufe heran, auf den Tribünen wurden Tücher und Hüte geschwenkt, der Kaiser, einen feurigen Braunen reitend, erschien an der Spitze der Fahnenkompagnie des Ersten Garde-Regiments zu Fuß, sein Ross vor dem kaiserlichen Zelt zügelnd. Die Trommler lockten zum Gebet, die Trompeter stimmten den alten niederländischen Choral an: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten,“ dann trat aus der großen Schar der vor dem Denkmal versammelten evangelischen und katholischen Geistlichen Generalsuperintendent Faber hervor, eine tief empfundene Andacht betend, daß der Höchste den großen Kaiser beschirmt und behütet, „also daß er der sieggekürnte Erretter des Vaterlandes geworden ist, der ruhmwürdige Mehrer des Reiches und der gewaltige Träger der deutschen Einheit und Ehre, und daß du ihm die Samenkraft eines dankbaren und demütigen Herzens gabst, einer zart sinnigen Güte und selbstlosen Menschenliebe, edle Friedenswerke zu tun, Tränen zu trocknen, den Bedrängten aufzuhelfen, die hohen Güter seiner Landeskinder weise zu pflegen und ihr höchstes, ewiges Gut auf betender und fürsorgender Seele zu tragen als ein rechter Vater des Vaterlandes!“

Nach diesem Gebet voll tief-innerlichen Eindrucks gab der Kaiser das Zeichen zu einer von den Trommlern und Trompetern gespielten feierlichen Hymne, und nun kommandierte er mit schallender Stimme: „Stillgestanden! Das Gewehr über!“ Und gleich danach: „Laß fallen! — Achtung! — Präsentiert das Ge-

wehr!“ Langsam sank unter den schmetternden Weisen des „Heil dir im Siegerkranz“, dem Geläut der Kirchenglocken und dem Donner der Kanonen, während die Truppen präsentierten und die Fahnen sich senkten, die Hülle, mehr und mehr wurde das herrliche Standbild des großen und gütigen Kaisers sichtbar, zu welchem sein kaiserlicher Enkel voll sichtlicher Bewegung emporblickte — es war einer jener bedeutsamen Momente, die miterlebt zu haben das unvergeßliche Gut eines jeden bleibt.

Die Tage folgen sich, aber sie gleichen sich nicht, und an frohe Feste reihten sich düstere Trauertage. Mit innigster Liebe und Dankbarkeit hing die Kaiserin an ihrer Mutter, immer fand sie Zeit für dieselbe, wenn auch die wichtigsten Anforderungen sie in Anspruch nahmen. Keinen der Erinnerungstage vergaß sie, stets trafen dann liebevolle Briefe, oft von schönen Blumenspenden oder anderen Aufmerksamkeiten begleitet, in Dresden ein. Als die Herzogin Adelhaid in Dresden Ende Dezember 1899 ernstlicher erkrankte, eilte die Kaiserin sofort hin, obwohl der Arzt ihr die Reise verboten hatte und sie selbst das Bett hüten sollte. Die Kaiserin pflegte und hütete die Mutter, die sie mit Segenswünschen entließ, „meine Dona ist Gold“ waren die Worte der Erkrankten nach dem Abschied. Die Kaiserin kehrte beruhigt nach Berlin zurück, wußte sie doch, daß ihre jüngste Schwester, Prinzessin Feo, die sich auch als Dichterin ausgezeichnet, über die Erkrankte wachte. Am 25. Januar 1900, dem Geburtstage ihrer zweiten Tochter, der Herzogin Caroline Mathilde, entschlief in ihrem Dresdner Heim sanft und friedlich die Herzogin; ihre milden Züge zeigten nichts mehr von den Leiden der letzten Monate. Die Beisetzung erfolgte am 28. Januar in Primkenau in Gegenwart des Kaiserpaares und vieler fürstlicher Verwandten, und warme Worte waren es, die der Geistliche der Dahingeshiedenen widmete, die „im Leben von herben Stürmen heimgesucht worden war, aber die selbst in der schwersten Prüfungszeit ihr unendliches Gottvertrauen, ihre liebevolle Seele und ihre hehre Lauterkeit bewahrt hatte.“ An der Seite ihres Gatten fand Herzogin Adelhaid die letzte Ruhestätte, in efeuumrankter Gruft, die an den folgenden Tagen die Kaiserin immer wieder aufsuchte, sich nur schwer von dem weihvollen Orte trennend.

Im folgenden Jahre erklangen wiederum die Trauerglocken; diesmal war es die Mutter des Kaisers, Kaiserin Friedrich, die am 5. August 1901 ein sanfter Tod von langen Leiden erlöste. Der Kaiser und die Kaiserin weilten am Schmerzens- und Sterbebette im Schlosse Friedrichshof, von wo die Überführung nach Potsdam stattfand zur Beisetzung, die dort im Mausoleum der Friedenskirche, in welchem schon so manches Jahr Kaiser Friedrich schlummerte, erfolgte. Vierzehn Jahre hatte Kaiserin Friedrich ihren Gemahl überlebt, um dann an derselben schmerzvollen Krankheit zu sterben, die ihn dahingerafft. Und sie wußte, daß ihrem Leben ein Ziel gesetzt war, wie es uns ihr Hofmarschall Freiherr von Reischach erzählt. Während eines Spazierganges durch den Friedrichshofer Park im Jahre 1899

mit ihrem Hofmarschall äußerte sie plötzlich: „Ich habe Ihnen eine sehr wichtige Mitteilung zu machen. Sie müssen mir aber vorher Ihr Wort geben, mit niemandem über den Inhalt zu sprechen.“ — „Das geht nicht, Majestät, ich kann ja vorher gar nicht wissen, wozu ich mich damit verpflichte.“ Die Kaiserin war recht unglücklich darüber, sie meinte: „So seid Ihr Deutschen immer mit Eurer Gründlichkeit. Ich muß Ihnen etwas mitteilen, es geht nicht anders, aber es darf nicht in die Öffentlichkeit.“ Als sie dann das Versprechen erhalten hatte, eröffnete die Kaiserin ihrem Begleiter, daß sie an Krebs litte, und die Erschütterung, die diese Mitteilung hervorrief, bemerkend, fuhr sie fort: „Zur Beunruhigung liegt kein Grund vor, ich habe mein Leben so trainiert, daß ich diesem Leiden mindestens noch zehn Jahre standhalten werde, denn mein Körper ist von Stahl. Ich würde dann noch das siebzigste Jahr erreichen, und mit siebzig hat jeder Mensch eigentlich lange genug gelebt. Dann kann ich meine Kinder und Enkel noch lange genug genießen und für sie, dank Ihrer glücklichen Art, für mich zu wirtschaften, ein schönes Vermögen ersparen, wenn es so weiter wächst.“ — Als Herr von Reischach fragte, ob der Kaiser und ihre anderen Kinder von der Erkrankung wüßten, und auf das „Nein“ versetzte, daß der Kaiser doch davon benachrichtigt werden müßte, lautete die Erwiderung: „Nein, niemals, ich will kein Mitleid, ich habe es Ihnen auch nur aus praktischen Gründen gesagt, damit Sie in Zukunft von mir nicht mehr verlangen, daß ich ein solch repräsentatives Leben führen soll, wie bisher. Das kann ich nicht mehr, ich muß jetzt ganz meiner Gesundheit leben, auch auf Reisen immer von einem Arzt begleitet sein, wozu mein alter Leibarzt zu alt ist. Es muß also noch ein zweiter Arzt angestellt werden.“ — Auf die Veranlassung des Hofmarschalls traf in den nächsten Tagen Professor Kenvers aus Berlin ein, nachdem noch vorher die Kaiserin gesagt hatte: „Von einer Operation kann, ebenso wie bei Kaiser Friedrich, selbstverständlich keine Rede sein.“ Es war bewunderungswürdig, wie die Kaiserin von all diesen Dingen sprach, mit einer Kaltblütigkeit und einem Mut, ohne jede Angst vor dem Tode, die man manchem Manne gewünscht hätte. Kenvers untersuchte die Kaiserin; er erklärte das Leiden für Krebs, zu einer Operation sei es jedoch zu spät. Wenn sie es vor einem halben Jahre gesagt hätte, wäre sie mit einer ganz kleinen Operation zu retten gewesen. Als der Kaiser einige Wochen später nach Friedrichshof kam, teilte die Mutter dem Sohn den Sachverhalt mit, mit der Verpflichtung, nicht darüber zu sprechen. Die Hoffnung der Kaiserin, noch zehn Jahre zu leben, erfüllte sich nicht, das unheimliche Leiden machte ihrem Dasein genau nach derselben Frist ein Ende, wie es Professor Kenvers vorausgesagt hatte. Die letzten Tage waren reich an Schmerzen; der Kaiser saß meist am Bett der Mutter, er billigte alle Bestimmungen, die sie eingehend für ihre Beisetzung getroffen hatte.

Mit der Kaiserin Friedrich war eine Frau von hohem Geist und seltener Willenskraft dahingeshieden, mochte ihr oft die politische Untätigkeit und das Zu-

rückstehen recht schwer gefallen sein, während sie nur wie einen kurzen und dabei doch unendlich schweren Traum die geringe Spanne der Kaiserherrschaft genossen hatte. Auch ihr Schicksal war schließlich ein tragisches, nie konnte sie das überwältigende Herzeleid, welches über sie verhängt worden war, verwinden. Trotz der Parteien Haß und Gunst wird ihr Andenken weiterleben in Zeitideen und Einrichtungen, denen sie sich mit vollstem Eifer gewidmet, reiche Anregungen gebend für die Kunst und das Kunstgewerbe, das in ihr eine so eifrige Förderin gefunden hatte.

Ihrer Schwester Feodora, die einen wohl nicht ganz leicht zu behandelnden Charakter hatte, wurde die Kaiserin die zweite Mutter, immer rücksichtsvoll, stets besorgt, manches milde nachsehend. Um die Schwester in der Nähe zu haben, hatte sie den Kaiser veranlaßt, jener das Krongut Bornstedt als Wohnsitz zu überlassen, was auch geschah. Alles wurde nach den Wünschen der Prinzessin eingerichtet, die dort acht Jahre verbrachte. In der Weihnachts- und Neujahrszeit weilte Feodora mit ihrer Hofdame stets im Neuen Palais, damit die Dienerschaft in Bornstedt, die ohne Ablösung war, auch eine freie Festzeit hätte — von neuem zeigte dies, wie rücksichtsvoll die Kaiserin auf alles bedacht war. Nach der Kunde vom Hinscheiden der Prinzessin Feodora, die im Hause einer Freundin im Schwarzwald gestorben war, brach die Kaiserin sofort auf und reiste die ganze Nacht hindurch, um die Schwester noch auf dem Totenbett zu sehen. Sie streute die mitgebrachten weißen Rosen über das Lager und sprach ihren Dank der Freundin aus, daß diese dasselbe bereits mit einer Fülle farbiger Glockenblumen, welche die Verstorbene besonders gern gehabt, geschmückt hatte. Als am Abend, während die Glocken des nahen Kirchleins feierlich läuteten, die Freundin das Zimmer wieder betrat, sah sie die Kaiserin am Bette knien in stiller Andacht. Später weilte sie mit ihr in dem für diese schnell hergerichteten Gemach, in welchem das bescheidene, nur aus Tee und Zwieback bestehende Abendbrot hergerichtet war. Die Freundin war noch tief bewegt, sie vermochte kaum die herzlichen und leisen Fragen der Kaiserin über die letzten Tage der Verschiedenen richtig zu beantworten. Schließlich sagte jene aus ihrem tiefen Kummer heraus: „Ich muß immer an Sokrates denken, wie er seinen Freunden geantwortet hat, als sie ihn fragten: ‚Wie sollen wir dich bestatten?‘ er meinte: ‚Bestattet mich, wie ihr wollt, ich bin es doch nicht, ich werde dann weit fort sein, in Glücksgesilden seliger Geister umhergehend.“ Mit Tränen in den Augen versetzte die Kaiserin nach tiefem Nachdenken mitleidsvollen Tones: „Aber, warum denken Sie denn nicht lieber daran, wie Jesus zu dem Schwächer gesagt hat: ‚Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ — Es war für die Freundin das erlösende und tröstende Wort, im lieben, mütterlichen und aufrichtenden Tone gesprochen.

Auch im Kaiserhause wechselten, wie in jeder anderen Familie, Leid und Freud. Es kamen die Jahre, in denen hell die Hochzeitsglocken erklangen. Die ältesten Söhne des Kaiserpaares waren flügge geworden und geleiteten die Gat-

tinnen heim. Als erster Kronprinz Wilhelm, der sich am 4. September 1904 in Gelbensande mit der Herzogin Cecilie zu Mecklenburg verlobt hatte und die liebe Braut am 3. Juni des folgenden Jahres den Eltern zuführte zur Vermählungsfeier, die wiederum im erinnerungsvollen Schlosse an der Spree und in der hoheitsvollen Schloßkapelle aufs festlichste begangen wurde. Auch diesmal nahm die gesamte Bevölkerung innigsten Anteil, bei den lebhaften Sympathien, die man dem Kaisersohne schon seit Jahren entgegengebracht hatte und die man nun auch auf seine anmutige Braut übertrug. Die alte Erfahrung hatte sich bewahrheitet, daß, je weniger ein Thronfolger in die Öffentlichkeit tritt, er desto beliebter ist. Die frische, jugendfrohe, freundliche Erscheinung des Prinzen, sein liebenswürdiges Wesen, sein bescheidenes Auftreten, seine militärischen und sportlichen Neigungen, das mutete auch die große Menge gefällig an und veranlaßte zu warmen, aufrichtigen Begrüßungen, wo sich der Kronprinz zeigte. Auch mit der Wahl seiner Lebensgefährtin war man durchaus einverstanden. „Mecklenburg ist gut,“ sagte man, „ein forscher, gesunder, urdeutscher Volksstamm, da liegt Kaffe drin!“ So wurde denn dem jungen Paare das herzlichste Willkommen zuteil, als am festlichen Tage der Kronprinz, dem Beispiele seines Vaters folgend, am Vormittag des 3. Juni seine Zweite Kompagnie des Ersten Garde-Regiments zu Fuß zum Ehrendienst in das Schloß führte, und dann sich die Linden hinunter der von sechs Pferden gezogene historische Galawagen bewegte, in dem neben der Kaiserin die holde Braut saß. Wiederum war die alte Sieges- und Einzugsstraße zu einer Via Triumphalis umgewandelt worden, unter dem Stichwort: „Berlin streut der Kronprinzenbraut Rosen!“ Die Linden glichen daher einem ungeheuren Rosengarten, hellrosa Rosen und würzig duftendes Tannengrün, wohin das Auge blickte, eine Rosenfülle in goldenen Körben auf den Obeliskten, die den Pariser Platz einsäumten, Rosensträuße hoch oben auf den mächtigen Flaggenmasten, von denen die Fahnentücher in den preussischen, deutschen und mecklenburgischen Farben herabwallten, Rosen sonder Zahl in den Girlanden, die sich längs der mittleren Lindenpromenade rankten und über diese hinwegspannten, und ebenso in den grünen Gewinden, die die Bürgersteige säumten und von hier zu den Gebäuden hinübergingen, Rosen an den Außenseiten der Tribünen und in den Kränzen, die die elektrischen Lichtglocken umgaben. Viele der Häuserfronten verschwanden völlig unter Tannengrün und Rosengirlanden; Erker und Balkone der Privatgebäude ebenso wie die Altane und Rampen der Palais, Ministerien und Botschaften waren in duftige Blumengärten verwandelt. Im bezaubernden Frühlings schmuck grüßte Berlin die Braut seines Kronprinzen:

„Nun, Deutschland, rüste dich zur Feier,
Mit Rosen schmücke den Altar,
Und winde lichtdurchwirkte Schleier
Dir durch das ährenblonde Haar.“

Und du in deinen Sonnentagen,
 Du, junger Nar, magst hochgesinnt
 Ans treue Herz der Mutter tragen
 Dein Glück, dein Weib, dein Königskind!"

Es fand die liebevollste Aufnahme, dies Fürstenkind, seitens des Kaiserpaars und der übrigen Familie desselben, und innig waren die Wünsche weitester Kreise, daß aus diesem Bunde neuer und reicher Segen ersprießen möchte. Mit Recht wurde von den Blättern der verschiedensten Richtungen darauf hingewiesen, daß die Anteilnahme an dieser Feier, an der sich alle Völker und Fürstenhäuser Europas durch Abgesandte beteiligt und selbst Japan ein dem dortigen Kaiserhause sehr nahestehendes Prinzenpaar gesandt hatte, das Ansehen, das Deutschland in der Welt genießt, und das Vertrauen, das alle Staaten in seine Friedfertigkeit setzen, bezeugte. Klingt es nicht wie Vorahnungen, wenn damals die „National-Zeitung“ schrieb: „Eine so rasch und gewaltig emporgekommene Macht wie die Deutschlands muß überall Neid und Eifersucht erwecken, in einem Zeitalter, das unter dem Zeichen der Handelsinteressen und der Ausdehnung der Industrie steht, um so mehr, wenn der wirtschaftliche Aufschwung des Volkes mit dem politischen Hand in Hand geht. Kein Wunder darum, daß uns die abenteuerlichsten Pläne zur Eroberung in allen Erdteilen zugeschrieben werden. Und die Jugend des Kaisers, als er zur Regierung kam, verlieh diesen Fabeln einen gewissen Anschein von Wahrscheinlichkeit: einen jugendlichen Fürsten schien die Macht, die er besaß, ins Uferlose verlocken zu müssen. Es ist ein Beweis nicht nur seines politischen Weitblicks, sondern auch seiner Mäßigung und Gerechtigkeit, daß Kaiser Wilhelm II. solchen Chimären, so verführerisch sie sein mochten, ferngeblieben ist. Sorgfältig hat er alles vermieden, was auch nur den Verdacht einer fremden Nation hätte reizen können, als ob Deutschland ihre Rechte oder ihre Einfluß-Sphären antasten wolle; bei allen Gelegenheiten hat er seine Stimme zugunsten des Friedens erhoben. So hat die Welt denn allmählich trotz aller gegenteiligen Behauptungen, Anklagen und Verdächtigungen die Überzeugung von der Friedfertigkeit und dem Rechtsinne des deutschen Kaisers und des deutschen Volkes gewonnen. Von dieser Überzeugung empfängt die Hochzeit des Kronprinzen bei der gewaltigen Spannung der Weltpolitik unwillkürlich auch eine politische Bedeutung. Dem jungen Fürstensohne aber, dessen Vermählung durch eine so zahlreiche und erlesene Versammlung verherrlicht ward, mag diese seltene Vereinigung zur Lehre für die Zukunft dienen, durch welche Mittel das Ansehen und die Würde von Reichen gewonnen und erhalten wird. Welche großen und schweren Pflichten ihm obliegen, die Stellung, die er als Kronprinz des Deutschen Reiches in der Welt besitzt, auch durch persönliches Verdienst zu behaupten.“

Von jenen schönen, rosendurchwobenen Sommertagen schrieb später in seinen Erinnerungen der Kronprinz: „Als mir meine junge, schöne Frau an einem

strahlenden Junitage ihre Hand fürs Leben reichte, ist sie wie auf Rosen in das neue Leben in Berlin eingeschritten, umjubelt von vielen Tausenden, getragen von der Liebe und Sympathie eines ganzen Volkes. Als ich an jenem Tage mit meiner 2. Kompagnie die Linden herunter zum Schloß zog, um die Ehrenkompagnie zu stellen, hat mich die warmherzige Anteilnahme all der vielen Menschen tief bewegt. Dazu bot die Stadt mit den fröhlichen Gesichtern, den vielen hübschen Mädeln und all und überall den Rosen ein unvergeßlich schönes Bild. Meine Grenadiere fühlten sich natürlich als völlig zur Familie gehörig und schritten stolz und stramm daher. Ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß meine Wahl frei von einengenden politischen oder dynastischen Rücksichten auf die Frau fallen konnte, der ich von Herzen zugetan war und die auch mir gern ihre Hand gegeben hat. Wir haben uns in echter und aufrichtiger Zuneigung zueinander gefunden. Meiner Frau aber kann ich nur aus tiefstem Herzen dafür danken, daß sie mir als bester und als treuester Kamerad zur Seite gestanden hat."

Ein paar Monate später wohnte die Kaiserin, am 11. Oktober, auf heimatlichem Boden im wasserumrauschten Schlosse Glücksburg wiederum einer Vermählungsfeier bei, und zwar der des jungen Herzogs Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha mit ihrer Nichte, Prinzessin Viktoria Adelheid, der Tochter ihrer zweiten Schwester. An Stelle seines verstorbenen Onkels, des Herzogs Alfred, war der junge Prinz zur Thronfolge im schönen Koburger Lande berufen worden, bis zu seiner Mündigkeit seine Jugendzeit meist in der kaiserlichen Familie verlebend, geliebt vom Kaiser und der Kaiserin, die ihn gern als ihren siebenten Sohn bezeichnete. Seine Kindheit hatte er als Sohn des Herzogs von Albany in England verbracht, hatte sich dann schnell in die deutschen Verhältnisse gefunden und war ein pflichterfüllter, eifriger Offizier geworden, mit vielfachen, über seinen militärischen Wirkungskreis hinausgehenden Interessen. Und wie groß war die Freude der Kaiserin über seine Wahl, die er aufs glücklichste getroffen: die blonde, schöne, jugendliche Lebensgefährtin vom nordischen Fürstensitze zu jenem von Natur und Geschichte gleich begünstigten thüringischen Lande führend, wo das junge Paar froheste Aufnahme und einen vielseitigen Wirkungskreis fand.

Auch im nächsten Jahre läuteten die Hochzeitsglocken, und zwar mit besonders freudigem Schall, läuteten sie doch ein doppeltes Fest ein, die Silberne Hochzeit des Kaiserpaares und die grüne ihres zweiten Sohnes, des Prinzen Luitpold Friedrich mit der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg, der Enkelin des „Roten Prinzen“, des kühnen Reiterführers Friedrich Karl von Preußen. Hatte der Volksmund schon bei der Hochzeit des Kronprinzen rasch gedichtet: „Die Herzogin Cecilie gehört jetzt zur Familie“, so sagte man jetzt ein altes oldenburgisches Sprichwort her: „Free din Naver Kind, denn weeste, wat du findst.“ Auch diesem jungen Paare wurde beim feierlichen Einzuge am Nachmittage des 26. Februar das herzlichste Willkommen zuteil, und wiederum hatte die Reichshauptstadt ihr

festlich Gewand angelegt, wiederum nahm ihre Bevölkerung innigen Anteil an dem Doppelfeste.

Der dem Einzugstage, einem Montag, vorangehende Sonntag war vornehmlich der Feier der Silbernen Hochzeit gewidmet, die mit einem Gottesdienst im Dome begann. Oberhofprediger D. Dryander hatte seiner inhaltvollen Rede die Stelle des Kolosserbriefes: „Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit“ zugrunde gelegt. Er verglich die Zeit der Vermählungsfeier vor einem Vierteljahrhundert mit der jetzigen, die andere Menschen, andere Aufgaben, andere Kämpfe und Probleme gebracht hätte. Alles habe sich gewandelt, nur die drei Kleinode des christlichen deutschen Hauses erstrahlen in altem, nie verbleichendem Glanze: der Glaube, die Hoffnung, und die Liebe — die größte unter ihnen aber ist die Liebe! In unserer vom Bruderzwist erfüllten Zeit tut das gute Beispiel not, und der Geistliche wies nun des näheren darauf hin, welches Beispiel das Kaiserpaar gegeben, das sittlich veredelnde Vorbild eines glücklichen, christlichen Ehelebens, dessen größter Schatz, wie in jedem Hause, die Kinder, wohlgeratene Kinder seien.

Im Schlosse reihten sich dann zahllose Beglückwünschungen an, von heimischer und ausländischer Seite. In warmen Worten wurde auch in diesen stets des schon von D. Dryander hervorgehobenen Beispiels gedacht und namentlich auf das segensreiche Familienleben und die nicht minder segensreiche Tätigkeit der Kaiserin hingewiesen. Das tönte auch aus der Ansprache des Fürsten von Bülow, der an der Spitze des königlichen Staatsministeriums erschienen war, heraus: „Wenn eine Dynastie, die über ein großes Volk herrscht, wahrhaft volkstümlich sein soll, so muß sie diejenigen Eigenschaften besitzen, die typisch sind für die von ihr geleitete Nation. Der Deutsche hat es mit dem Familiensinn und dem Familienleben immer ernst genommen seit den ersten Anfängen unserer Geschichte,“ und er pries dann das echt deutsche Familienleben und Familienglück auf dem Kaiserthron. In seiner Antwort hob der Kaiser hervor, daß auch das Staatsministerium im Laufe seiner Arbeiten wiederholt die Freude gehabt, Einwirkungen der Kaiserin nachgeben und sie ausführen zu können, und er hoffe, daß auch in fernerer Zukunft die Herren ihre Arbeiten mit ihm gemeinsam ausführen und stets im Auge behalten und nicht vergessen werden, daß die erste Frau Deutschlands, die Königin von Preußen, wie alle deutschen Frauen, mäßigen und leiten, auch auf ihre Gedanken einwirken solle.

Was in den zahllosen Ansprachen und Beglückwünschungen dem Kaiserpaare immer wieder ausgesprochen wurde, es fand sein Echo in den anlässlich des Festes veröffentlichten Aufsätzen der Tageszeitungen, die, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, einig waren in der aufrichtigen Anerkennung des Beispiels, welches das Kaiserpaar gegeben. Und immer wieder wurde darauf hingewiesen, welchen erheblichen Anteil die Kaiserin daran gehabt. Was die Kaiserin in ihrer



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam

Kaiserpaar mit Enkeln



Phot. T. H. Voigt, Hofphotograph, Homburg v. d. Höhe

Sürsorge für alle Bestrebungen zum Wohle der Kranken und Bedürftigen, der Kinder und Frauen geleistet hat und leistet, wie eifrig sie sich um die Entwicklung des höheren Unterrichts der weiblichen Jugend bemüht, wie vorurteilslos sie auf dem Internationalen Frauen-Kongress auch den vorgeschrittensten Frauenrechtlerinnen begegnete, wurde von neuem in das Gedächtnis zurückgerufen. Nicht minder, welche zahlreiche Bauten von Krankenhäusern und Erholungsheimen, von Kirchen und Kapellen an ihre wirksame Anregung, Förderung und Mitarbeit erinnern. Was der nie nachlassende Eifer der Kaiserin Augusta auf dem Gebiete der Krankenpflege gewirkt hatte, war ihrer Enkeltochter ein beständiger Antrieb, mit jugendlicher Kraft das Vorhandene zu verbessern und auszudehnen, Neues zu schaffen und immer weitere Kreise zu dieser Liebestätigkeit heranzuziehen. Feierte der Kaiser schon im Jahre 1890 in Glücksburg seine Gemahlin als „erste Frau Deutschlands“, die ihn in den Stand setze, den schweren Pflichten seines Berufes mit freudigem Geist obzuliegen, so waren das mehr als Worte, es war der Ausdruck seiner innersten Empfindung, die sich durch lange Jahre treu und unveränderlich erhielt. Auch die Machthaber haben das Bedürfnis, aus den harten, aufregenden Kämpfen des Tages in den stillen Frieden der Familie zu flüchten, um hier Stärkung und Erholung zu neuer Arbeit zu finden. Und die Kaiserin war nicht nur Kaiserin, sie war Frau und Mutter, die über den Pflichten des höchsten Amtes die Pflichten des Hauses nicht versäumte. Mit feinem Gefühl für diese Dinge erkannte dies die Masse des Volkes an und zeigte dies, wo sich Gelegenheit bot, in herzlichster Weise.

Ein sehr linksstehendes Blatt, das heute höchstwahrscheinlich seine Darlegungen nicht mehr wahr haben will, schrieb damals: „Wer sich durch seinen politischen Standpunkt den unbefangenen Blick für menschliche Tugenden trüben und das warme Mitempfinden mit menschlichem Glück und Unglück schwächen läßt, ist nicht zu beneiden; so kann man auch den nur bedauern, der an dem heutigen Freudentage der Hohenzollernfamilie ohne inneren Anteil beiseite steht, nur weil es ein fürstliches Ehepaar ist, das die schöne Feier der Silbernen Hochzeit begeht und gleichzeitig den zweiten Sohn den Bund fürs Leben schließen sieht. Wer auch nur die tatsächliche Bedeutung zu würdigen versteht, die der monarchischen Spitze des deutschen und preussischen Volkes trotz allen Wandels der Zeiten und Einrichtungen auch heute noch zukommt, wird den Tag nicht gleichgültig vorübergehen lassen. Und bei der übergroßen Mehrheit unserer Nation sind es bei weitem wärmere und tiefere Empfindungen, an die dieses Fest rührt, und die es zum Ausdruck bringt. Noch immer weiß sie sich mit dem Herrscherhause in guten und bösen Stunden durch ein enges Band gegenseitiger Treue verbunden. Dieses Gefühl ist weit entfernt von byzantinischer Liebedienerei, die doch nur in gewissen Kreisen wurzelt, und das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung, dem auch derjenige Achtung schenken sollte, der es für seine Person oder Partei ablehnt.“

Und an anderer Stelle lautete es: „Lieblich verknüpft sich die Silberhochzeit der Eltern mit der grünen des Sohnes. Wie im vergangenen Jahre eine mecklenburgische, begrüßt die Hauptstadt jetzt eine oldenburgische Prinzessin als neue Bürgerin. Möge sie bei uns eine zweite Heimat finden und ihr ein dauerndes Glück erblühen. Man kann der Fürstentochter an ihrem Hochzeitstage nichts anderes wünschen, als dem Kinde des Volkes. Diesmal aber treffen Wunsch und Erfüllung, wenigstens vorbildlich, zusammen. An seinen Eltern steht das junge Paar die schöne Vollendung alles dessen, was ihnen Wunsch und Hoffnung verheißen. Ein Ehebündnis steht hier vor ihnen, dem sie nur nachzueifern brauchen, um des echten Glückes und herzlicher Zufriedenheit theilhaftig zu werden.“

Zwei Jahre später, am 22. Oktober, konnte wiederum im Kaiserhause eine Doppelfeier begangen werden. Der fünfzigste Geburtstag der Kaiserin und die Vermählung des dritten Sohnes, des Prinzen August Wilhelm mit Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein, der Nichte der Kaiserin. Mit den Hochzeitswünschen vermischten sich die Geburtstagswünsche, und auch diesmal drang in dieselben kein parteipolitisches Gezänk hinein, auch diesmal erkannte man freudig an, wie sehr die Kaiserin ihre hohen, schweren, vielumfassenden Aufgaben zu erfüllen trachtete, wie sie nicht nur in Würde die Herrscherkrone, sondern auch in Anmut die Ehrenkrone der deutschen Frau und in Edelmut die für jeden heilige Krone der sorgenden Mutter zu tragen wußte. —

Es war mählich stiller um das Kaiserpaar geworden; die jüngsten Söhne waren im Kadettenhause zu Plön, nur noch das Töchterchen, Prinzessin Viktoria Luise, weilte im Elternhause. Sie war der ganze Sonnenschein, der Jugend und Frohsinn vertrat und auch oft die sorgenvolle Stirn des Vaters glättete. Von der Mutter hatte das Prinzesschen die Freude am stillen Wohltun; ein kleiner Zug mag für viele sprechen. Eine Kammerfrau der Kaiserin hatte einmal hundert Mark von dem ihr anvertrauten Gelde verloren, und ihre Betrübtheit fiel dem Prinzesschen auf. Nach einiger Zeit trat dieses in ihr Zimmer und sagte: „Bitte, gucken Sie einen Augenblick zum Fenster hinaus,“ und gleich darauf, indem sie wieder aus der Tür verschwand: „Jetzt können Sie sich wieder umdrehen.“ Auf dem Tische lag ein Briefumschlag mit der Aufschrift: „Von Mama und mir,“ und als die Kammerfrau ihn öffnete, fielen zweihundert Mark heraus.

Der Kaiser verzog sein Töchterchen außerordentlich, und die Kaiserin mußte manch liebes Mal eingreifen, damit ihr nicht jeder Willen gelassen wurde. Wie früher bei den Söhnen, so überwachte sie auch hier alles, was mit Bildung und Unterricht in Beziehung stand; sie empfing nicht nur wöchentlich einen Bericht über die Leistungen des Töchterchens, sondern war auch häufig im Schulzimmer anwesend. Eine Zeit lang wurde Tag für Tag damit verbracht, die Prinzessin in die Haushaltungspflichten einzuweißen. Sie wurde durchaus schlicht erzogen, auch eine gute Schule in der schweren Kunst der Sparsamkeit empfangend. Sehr

hübsch berichtet von ihrem Wesen der bekannte Bildnismaler Philipp Laszlo, dem der Kaiser wie die Kaiserin mehrfach gefessen und der auch die Prinzessin verschiedentlich gemalt hatte. Als Gast des Kaiserpaares wiederholt in Potsdam und Wilhelmshöhe weilend, hatte er Gelegenheit, nähere Einblicke in das Familienleben zu gewinnen. „Ich glaube wirklich, daß es die größte Freude des Prinzesschens war, allen Menschen ihrer Umgebung hübsche Überraschungen und Vergnügen zu bereiten. In dieser Beziehung war sie immer eine richtige Prinzessin aus dem Märchen. Sie scheute weder Mühe noch Zeit, um ihren kleinen Plänen Erfolg zu verschaffen, und die ursprüngliche Fröhlichkeit und Ungekünsteltheit ihres Wesens blieben ihr stets eigen. In ihrer mitreißenden Begeisterungsfähigkeit und ihrer spontanen Güte ist sie eines der allernatürlichsten Mädchen, die mir je begegnet sind. Von allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie erinnert sie mich am meisten an den Vater. Ich glaube auch, daß sie ihm oft im Gesichtsausdruck sehr ähnlich ist. Der wache, lebhafte und forschende Blick ihrer klaren blauen Augen erinnerte mich stets an den Kaiser; das war auch sein Gesichtsausdruck, wenn irgend ein Gegenstand sein Interesse erweckte. Als ich einst in Potsdam weilte, um ein Porträt der Kaiserin zu malen und Studien zu einem Kaiserbilde zu machen, blieb das Prinzesschen plötzlich vor einer Skizze stehen, die ihren Vater darstellte, und rief mit heller Stimme: „Endlich der Papa und nicht der Kaiser!“ — Als der Künstler abreiste, stand Weihnachten vor der Tür, und die Prinzessin wollte ihm noch zum Fest etwas „Besonderes“ schenken, das ihm auch sicherlich Freude machen sollte. Und durch eine kleine List erreichte sie ihr Ziel. Sie bestand darauf, er müsse die Weihnachtsausstellungen in den Läden ansehen, die so schön seien, und in Begleitung einer Hofdame unternahm er denn auch diesen Streifzug. Dabei gefiel ihm ausnehmend eine Münchener Puppe, die „à la Pompadour“ gekleidet war. Am Abend, unmittelbar vor seiner Abreise, wurde in seinem Zimmer plötzlich ein großer Karton abgegeben, „mit vielen Weihnachtsgrüßen der Prinzessin“. Es war die Puppe, die auf Veranlassung des Prinzesschens sofort gekauft worden war.

Als Laszlo im folgenden Jahre in Wilhelmshöhe ein Staatsporträt: den Kaiser, neben seinem Lieblingspferde stehend, zu malen hatte, hatte der Reitknecht Mühe, das Tier zu beruhigen, denn es war sehr heiß und es gab viele Fliegen. Prinzesschen kam herangestürmt; sie kenne „Papas Pferde“ besser als irgendwer und könne sie am besten behandeln. Und so stand sie denn stundenlang in der glühenden Augustsonne im Schloßhofe von Wilhelmshöhe und hielt den Kopf des Pferdes, während der Künstler arbeitete und der Reitknecht die Fliegen verscheuchte. Etwas von der Liebe, die sie immer für ihren „lieben Papa“ hegte, fand auch seinen Ausdruck in der Bewunderung, die sie ihren Brüdern entgegenbrachte. In jenen Tagen war ihr Bruder von der Marine, Prinz Adalbert, der Gegenstand besonderer Zuneigung, und immer wieder schilderte sie dem Künstler hingerissen die Vollkommenheit des Lieblingsbruders. Als er endlich auf Urlaub

heimkehrte, packte sie ihn an der Hand und zog den verlegenen jungen Prinzen in das Atelier des Künstlers: „Da!“ rief sie triumphierend, „ist er nicht genau so prachtvoll, wie ich Ihnen stets erzählte?“ Dann sah Laszlo die Prinzessin wieder auf dem großen Hofball im Buckingham-Palast, der bei der letzten englischen Reise des Kaiserpaares veranstaltet wurde. Die Prinzessin schritt in dem königlichen Zuge am Arme des Prinzen Arthur von Connaught vorüber, und als sie den Maler in der Menge erkannte, da lachte sie ihm zu, blieb stehen und flüsterte begeistert: „Nie in meinem ganzen Leben habe ich mich so herrlich unterhalten, nie in meinem ganzen Leben war ein Tanz so herrlich!“ Und das sagte sie, weil auch Laszlo an ihrem Vergnügen und ihrer Freude teilnehmen sollte. Damals schrieb ein anderer Teilnehmer des Festes: „Des Kaiserpaares Tochter hat die Herzen der Londoner im Sturm erobert, überall fand sie Zustimmung durch ihr gewinnendes Lächeln und war der Gegenstand des Interesses für jeden, mit dem sie in Berührung kam. Schön, blauäugig, übermittelgroß, von anmutig-schlanker und dabei geschmeidig-prachtvoller Gestalt, rasch in ihren Bewegungen und in ihrer Sprechweise, und mit einem Gesichtsausdruck, wenn sie mit jemandem sprach, als wenn sie gerade mit dem bedeutendsten Individuum der Welt in Unterhaltung wäre.“

Auch von den Brüdern wurde das Prinzesschen sehr verzogen; ihnen galt ihr Wunsch als Gesetz, wie eine kleine Königin übte sie ihre Macht über die viel Älteren aus. Stürmisch war ihre Freude, wenn die jüngsten Prinzen Ferien hatten, und wenn diese gemeinsam in Potsdam oder auf Wilhelmshöhe bei Kassel verlebt werden konnten. Die Geburtstage der Eltern und das Weihnachtsfest vereinten groß und klein wieder zusammen; dann lag an solchen Tagen im Heim die Welt, deren sonst so lärmende Irrungen und Wirrungen verklungen waren.

Aber jene Irrungen und Wirrungen sorgten dafür, daß auch im Kaiserhause nicht immer Sonnenschein herrschte; es gab der unruhigen, trüben und nachdenklichen Stunden genug. An herben Enttäuschungen fehlte es für den Kaiser nicht, persönlichen wie politischen, und mit ihm litt die Kaiserin, die sich dabei stets bemühte, äußerlich ihren gütigen Gleichmut zu bewahren und alles fernzuhalten, was Unrast und Unfrieden in das Haus bringen konnte. Mit freundlichen Mienen und milden Worten wußte sie manches auszugleichen.

Gern benutzte der Kaiser jede Gelegenheit, um vor der Öffentlichkeit kundzutun, was ihm und seiner Familie wie dem ganzen Volke die Kaiserin sei. So im August 1911 in Altona gelegentlich des Festmahls für die Provinz Schleswig-Holstein: „Als wir vor sieben Jahren aus gleichem Anlaß hier weilten, da konnte ich Ihnen die Verlobung meines ältesten Sohnes mit der holden Fürstentochter aus dem Mecklenburger Lande mitteilen. Der Himmel hat die Ehe meiner Kinder reich gesegnet, und inzwischen wurde der Segen der Ehe auch zwei weiteren meiner Söhne beschert. Der Eintritt einer lieblichen Tochter aus dem Hause Glücksburg in mein Haus knüpfte frische Bande zwischen Schleswig-Holstein und mir zu

denen, die schon bestanden durch meine Verbindung mit der Kaiserin. Die erlauchte Frau, welche als Königin von Preußen und deutsche Kaiserin die erste in unserem Lande ist, wird, so bin ich überzeugt, mit Stolz von jedem Schleswig-Holsteiner als seine Landsmännin angesehen, eine Frau, stets bereit, zu helfen, wo es gilt, Not zu lindern, das Familienleben zu stärken, die Aufgaben der Weiblichkeit zu erfüllen und ihnen neue Ziele zu verleihen. Die Kaiserin hat dem Hohenzollernhause ein Familienleben beschert, wie es vielleicht nur die Königin Luise vor ihr getan hat, und sie ist ein Vorbild geworden für die deutsche Mutter, indem sie sechs Söhne zu ernstern tatkräftigen Männern herangezogen hat, die nicht gewillt sind, die bequemen Seiten ihrer Titel und Stellungen auszunutzen und, wie so viele junge Leute der Jetztzeit, dem Genuß zu leben, sondern in harter, strenger Dienstleistung ihre Kräfte dem Vaterland zu weihen und, wenn es Ernst werden sollte, freudig bereit sind, ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Deswegen ergreife ich gern die Gelegenheit, den Dank an die Kaiserin auszusprechen für den Segen, den sie meinem Hause gebracht hat.“ —

„Wo ist die Kaiserin?“ Das war stets die erste Frage, wenn der Kaiser, sei es von der Reise, von einer Besichtigung oder Besuchen in sein Heim zurückkehrte. Es zeigte, wie eng dies Bündnis war, wie einer zum anderen gehörte. Die Sorge um den Gatten war in erster Linie der Inhalt des ganzen Lebens der Kaiserin, um ihn drehte sich alles, und alles andere mußte dagegen zurücktreten. Sie wollte ihm in jeder Beziehung zur Seite stehen, ihm helfen, wo sie es nur konnte; ihr ganzes Sinnen und Trachten galt nur ihm. Ehe sie nicht über den kommenden Tageslauf des Kaisers unterrichtet war, gab es auch für sie keine Tageseinteilung, und der diensttuende Flügeladjutant mußte allabendlich der Gräfin Brockdorff die Zeiteinteilung für den nächsten Tag des Kaisers geben; danach richteten sich dann auch die Einzelheiten für den Tageslauf der Kaiserin. Stets war sie beim ersten Frühstück zugegen, mochte dieses auch schon, wenn der Kaiser an militärischen Übungen teilnahm, um die dritte oder vierte Morgenstunde angefertigt sein. Oft begleitete sie den Gatten zu Pferde, schon um $\frac{1}{2}$ 7 in den Sattel steigend; dann ging es vom Neuen Palais über das Bornstedter Feld, wo der Kaiser häufig den Übungen der Truppen beiwohnte, und zurück durch den Park von Sanssouci. Stets war sie darauf bedacht, daß der Kaiser, wenn sich die Vorträge vormittags lange ausdehnten, rechtzeitig sein zweites Frühstück bekam — zurechtgemachte Schnitten und einen Apfel —, es wurde ihm dann hineingebracht. Im Sommer unternahmen Kaiser und Kaiserin nach dem Tee weitere Spaziergänge; im Winter weilte die Kaiserin bei dem Gatten, mit einer Handarbeit beschäftigt, während der Kaiser schrieb, oder, falls nichts Dringliches zu erledigen war, ihm die Gattin vorlas, besonders geschichtliche Werke. Abends war dann der Familienkreis versammelt; auch hier wurde vielfach vorgelesen, was oft der Kaiser übernahm, während die Kaiserin für die Kinder in Rominten und Cadinen oder für andere Wohl-

fahrtsanstalten strickte. Die Kaiserin durfte man wohl als einzige Vertraute ihres Gatten betrachten. Nie, auch zu den durch lange Jahre erprobtesten Freundinnen, sprach sie ein Wort von den näheren Unterhaltungen mit ihrem Gatten; auch den Kindern gegenüber, so nachsichtig sie sonst war, hielt sie darauf, daß jene in dem Vater auch den Kaiser, den Vorgesetzten sahen. Sie aber blieb für dieselben die „Mama“, die gütige, alles verstehende, für alle sorgende Mutter, zu der die Söhne, auch als sie erwachsen waren, mit dem tiefsten Vertrauen kamen, die sie an allem teilnehmen ließen, an Freud und Leid. Selbst die Mannschaften mußte sie sehen, welche die Prinzen kommandierten, und kam dann die Kompagnie staubbedeckt vom Felddienst zurück und am Neuen Palais vorüber, so mußte die Kaiserin dort sein und die Freude ihrer Kinder über die gute Haltung der Soldaten teilen. Abends gab's dann in der Kaserne Tee, Schokolade oder Bier, das die Kaiserin gespendet hatte.

Rascher als es die Eltern gedacht und geplant verließ auch die Prinzessin Viktoria Luise das Elternhaus, dem Manne ihrer Wahl folgend. Prinz Ernst August von Cumberland war zum Besuche an den Kaiserhof gekommen, um im Namen seines betagten Vaters für die warme Teilnahme bei dem tödlichen Auto-unfall seines ältesten Bruders zu danken. Eine tiefe Neigung faßte er hier zu der lieblichen Kaisertochter. Zur Überraschung aller wurde in Karlsruhe, wohin das Kaiserpaar gereist war, am 10. Februar 1913 durch den Kaiser die Verlobung der Prinzessin mit dem jungen Prinzen bekannt gegeben. Es handelte sich hier um einen Herzensbund, wie dies die freudestrahlende Braut einigen Freundinnen erzählte, nachdem sie nach Berlin zurückgekehrt war. Jene hatten ihre treuesten Glückwünsche übersandt und erhielten wenige Tage später eine Einladung zu einem Kaffeestündchen nach dem Schloß. Freudestrahlend kam ihnen dort die Verlobte entgegen, allerhand erzählend, was es eben in solch seliger bräutlicher Stimmung zu erzählen gibt. Und da lautete einiges: „Ich habe ‚ihn‘ ja gleich lieb gewonnen, als ‚er‘ das erstemal zu uns kam, und ‚er‘ hat mir dann später dasselbe gestanden, was ich übrigens schon vorher gemerkt. Ich dachte nur eins: wenn nur nicht die dumme Politik dazwischen kommt! Aber das war ja Gott sei Dank nicht der Fall, und unsere tiefsten Wünsche fanden herrlichste Erfüllung!“

Wie einst die Vermählung mit der Kaiserin die Lösung eines Konfliktes bedeutete, so auch diese Verbindung, die Frieden mit dem welfischen Hofe schloß, der sich bis dahin anlässlich der 1866er Ereignisse von Berlin und dem Kaiserhause völlig ferngehalten hatte. Und nun traf das Cumberland'sche Ehepaar zu der auf den 24. Mai angesetzten Hochzeitsfeier in der Reichshauptstadt ein, und mit ihm eine große Zahl anderer Fürstlichkeiten, an der Spitze derselben der Kaiser von Rußland und der König von England. Ihren schönsten Glanz entfaltete die Kaiserstadt, wie nicht minder das Kaiserhaus, es war eins der prunkvollsten Feste, welche das erinnerungsvolle Schloß an der Spree je erlebt. Wiederum hielt in

der Schloßkapelle Oberhofprediger D. Dryander die Trauredede, betonend, daß das Kaiserpaar freudig die liebliche einzige Tochter dem neu gewonnenen Sohne anvertraue. Und indem über dem Glück ihrer Kinder die Eltern und in ihnen zwei uralte Fürstenhäuser, die in die ruhmreiche deutsche Kaisergeschichte verflochten waren, einander herzlich die Hand reichen, umhülle sie der Jubel des ganzen Vaterlandes, das darin ein durch Gottes Fügung geschenktes Unterpfind für des Reiches Wohlfahrt und Eintracht sehe. Nachdem er dann noch der mit dem gleichen Tage verflochtenen Silbernen Hochzeit des Prinzen Heinrich mit seiner Gattin, sowie der Anwesenheit der beiden mächtigen Herrscher befreundeter Reiche gedacht, erinnerte er daran, wie der Stammbaum des Brautpaares zusammenlaufe in der edlen Frau, die Hannover einst eine Königin, Preußen eine im tiefsten Kreuz bewährte Fürstin gegeben: „Kann irgend einer von uns bezeugen, daß alles, auch das Schwerste, zum Besten dient, so ist es die Königin Luise. Eine Schranke freilich hat das Wort und eine Bedingung: denen, die Gott lieben, wird alles zum Heile. Dunkle Schatten bleiben nicht aus. Sie werden nicht geringer, weil die Aufgaben sich weiten, und die Verantwortung fürstlichen Regiments auf die Schultern gelegt wird. Seien Sie gewiß: die Verheißung trügt nie, wenn Sie das Gelübde halten, an das sie geknüpft ist. So gehen Sie denn hin, gesegnet mit geistlichen und irdischen Gaben.“

Der Eine Stab des Andern
Und liebe Last zugleich,
Gemeinsam Rast und Wandern
Und Ziel das Himmelreich!“

An die Trauung schloß sich im Weißen Saal die Defilier-Cour, die farbenprächtige Bilder von malerischem Reiz und höfischem Prunk bot. Darauf folgte die Galatafel, bei welcher der Kaiser zwischen der Herzogin Thyra von Cumberland und der Königin von England, der Kaiser von Rußland neben der trotz ihrer 75 Jahre noch außerordentlich rüstigen Großherzogin Luise von Baden und der König von England neben der Kaiserin saß. Mit innigen Worten brachte der Kaiser den Trinkspruch aus: „Meine liebe Tochter! Am heutigen Tage, an dem du unser Haus verlässest, danke ich dir von ganzem Herzen für die Freude, die du mir und deiner Mutter immer bereitet hast, für die lange Zeit strahlenden Sonnenlichtes, das du meinem Hause gewesen bist. Du hast deine Hand und dein Herz einem Manne aus einem edlen deutschen Fürstenhause, aus einem alten deutschen Geschlecht gereicht. — Es ist dir wie wenigen beschieden gewesen, der Neigung deines Herzens frei folgen zu können und den Mann zu erhalten, den du erwählt hattest.“ Und sich zu dem jungen neuen Schwiegersohn wendend: „Mein lieber Sohn! Ich vertraue dir hiermit unser Kind an. Wir haben beide zu dir das vollste Vertrauen, daß du sie hegen und pflegen wirst, und daß dieser Sonnenschein nun

in dein Haus einziehen wird. Mögest du nach den bewährten Vorbildern deiner Ahnen deinen Hausstand führen in echter, alter, einfacher deutscher Art, und auf Gott den Herrn bauen, und, wie es in eurem Wahlspruch heißt, alles aus seiner Hand empfangen, das Gute und das Böse, bereit, Schweres zu tragen, und die schönen Tage des Glücks und der Freude dankbaren Herzens anzunehmen. Vor allen Dingen aber, trotz eurer Jugend, wird es wohl bald euch beschieden sein, anderen zu dienen und für andere zu sorgen. Möge diese Aufgabe, die schönste, euer ganzes Land erfüllen, und möge die Liebe zu anderen Menschen eure Herzen erwärmen. Möget ihr beide, und du vor allem, meine liebe Tochter, ein treues Kind im neuen Hause sein."

Der Kaiser hatte damit schon hingewiesen auf jene Pflichten, die bald dem jungen Paare erwachsen sollten. Denn nachdem der Jungvermählte einige Monate in Rathenow Offiziersdienste bei den dortigen Husaren getan, konnte er am 1. November die Regierung des Herzogtums Braunschweig antreten. Ein frohes Willkommen ward dem jungen Paare bei seinem Einzug in die alte, trauliche Stadt zuteil, die ihm von nun an zur sonnenbeschienenen Heimat wurde:

„Ein schönes Land, in das ihr zieht:
 Vom Harzwald bis zur Heide,
 Bis hin zum Weserstromgebiet —
 Im Lenz, im Winterkleide.
 Und wo ihr weilt, wohin ihr schaut,
 Bald wird es grüßend euch vertraut:
 Zur Heimat soll es werden,
 Zum liebsten Platz auf Erden!"

Der zweite Monat jenes Jahres brachte die in ganz Deutschland gefeierte hundertjährige Wiederkehr des Beginns der Freiheitskriege. Nicht mit lautem Schall wurde sie begangen; man versenkte sich ernst in die Vergangenheit, welche Opfer sie erfordert und welche Gewinne sie gebracht hatte. Nirgends wurden Jubelhymnen angestimmt, in allen Reden ward weit mehr das geschichtlich Bedeutsame jener Volkserhebung betont, wurde der Männer gedacht, die damals die großen Führer der Nation gewesen. Auch in Berlin fand am 9. Februar in der neuen Aula der Universität eine solche Feier statt, an der das Kaiserpaar, der Hof, die ersten Beamten und Militärs teilnahmen. Eine eindringliche Schilderung verdanken wir dem hervorragenden Leipziger Historiker Professor Karl Lamprecht, dessen feingegliederte Worte hier folgen mögen: Neben der Sprache des Verstandes, die in Universitätsräumen an erster Stelle gehört zu werden pflegt, kamen Gefühl und Stimmung, kamen alle Regungen des menschlichen Herzens zu Worte. Dem allen bot die Aula eine würdige Heimstatt. In ihren barocken Formen, gegen die schimmernden Halbkuppeln durch eine verdeckte elektrische Gesimsbeleuchtung



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam

Die Kaiserin mit Kronprinzessin, Prinzessin Wilhelmine
und Kronprinzinnen



Phot. T. H. Voigt, Hofphotograph, Homburg v. d. Höhe

erhellte, so daß Strahlen von gelbem Sonnenschein das Ganze zu erheitern schienen, erfüllt von einer bedeutenden, unbedingt teilnehmenden Zuhörerschaft, erschien sie wohlgeeignet zur Pflege der Erinnerung an schwere Zeiten unter den bedrückenden Erfolgen der Gegenwart. Was im einzelnen gesungen und gesprochen wurde, kommt dabei hier nicht in Betracht; genug, daß schon der musikalische Teil der Feier im klaren Aufquellen von den hangen Anfängen des Gebets vor der Schlacht zu Regionen hoher Begeisterung führte, wie sie vor allem der gemeinsame Gesang des Liedes „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“ auslöste.

In dem Augenblick, da diese Höhe erreicht war, bestieg, unerwartet auch für ihn selbst, stark getragen von den Erinnerungen einer Königsberger Feier in den Vortagen, der Kaiser das Katheder. Seine gedrungene Gestalt füllte die Breite des kleinen Pultaufbaues, dessen er sich als Stützpunkt für seine völlig freie Rede bemächtigte. Und nun sah man, wie er unter langsamem Einsetzen der Sprache überlegte: er war nicht frei von einer besonderen Befangenheit, die den Ton der ersten Sätze gerade hervorragender Redner kennzeichnet. Aber einige Sätze nur, und die Freiheit war gewonnen. Eine volle, sonore Sprache ergoß sich breit und breiter durch den gewaltigen Raum, und nicht lange, so setzte ein immer lebhafter werdendes Mienenspiel, eine zu vollster Tätigkeit aufsteigende Gesticulation ein. Der Kaiser wurde Redner vom Scheitel bis zur Zehe, und seinem Munde entströmten immer packendere Sätze, bis er in einem stark betonten „Hurra“ endete. Was besagte der Inhalt? Der Kaiser sprach vor allem überzeugt und überzeugte darum auch, ohne überreden zu müssen: der erste Eindruck war überhaupt kaum der der Sache, sondern der des wahren und darum offenen und gütigen Mannes. Die Rede des Kaisers, die unter Hinweis auf die harten Erfahrungen der Freiheitskriege für einen herben Idealismus der Gegenwart warb, beherrschte die Versammlung völlig, sie würde es auch getan haben, wenn der Kaiser als Privatperson zu Worte gekommen wäre. Die rhetorische Kraft der an der Feier beteiligten älteren Personen, die jugendliche Leidenschaft des Vertreters der Studentenschaft kamen gegen die kraftbewußte breite Männlichkeit nicht auf; spontan durchbrauste, nachdem er geschlossen, ein „Heil dir im Siegerkranz“ den hochgewölbten Raum. —

Professor Lamprecht beschäftigte sich dann später in fesselndster Weise mit dem Versuch einer Charakteristik des Kaisers, in welchem er auch des Familienvaters gedenkt: In dem weiten Kreise der Beziehungen, die der Kaiser zwischen Mensch und Mensch pflegt, ist zunächst über das Familienleben kein Wort zu verlieren. Es ist vorbildlich, und von ihm gilt etwas Ähnliches wie von der konfessionellen Toleranz des Kaisers — es wirkt unbewußt, und sein Stolz bleibt, gleich dem Leben der römischen Matrone, in der Ruhe des im einzelnen Unbekannten dahinzufließen. Wer aber intime Züge aus besserer Quelle kennen lernt, der wird über den verhältnismäßig starken, selbst öffentlichen Einfluß dieses Lebens

in einer Zeit sittlicher Zersetzung eben auf dem Gebiete der Familie und Ehe nicht im Zweifel sein. —

Und dann kommt Lamprecht auf das Deutschtum des Kaisers zu sprechen: Weit mehr als bei seinem Großvater und selbst bei seinem Vater, tritt bei dem Kaiser die deutsche Note hervor; er ist der erste Herrscher des neuen Reiches, der in seinem allgemeinen Empfinden ganz auf dessen Grundlagen steht, wie denn ein Gleiches auch erst von der mit ihm emporgewachsenen fürstlichen Generation gilt; es versteht sich vollkommen, wie selbst die fürstlichen Mitgründer des Reiches, wenn sie zu dessen Entstehungszeiten schon älter waren, mit wenigen Ausnahmen das Gefühl der früheren Zustände nicht völlig haben verlieren können. Diesem Alten gegenüber ist der Kaiser von jeher und mit vollem Erfolg im weitesten Sinne deutsch gewesen und hat dabei gern und früh schon an eine zeitgenössische Literatur angeknüpft, die, von Rassegedanken getragen, in einem starken Glauben an die besondere weltgeschichtliche Berufung und Begabung des deutschen Volkes wurzelte. „Dem Charakter der Germanen entsprechend, beschränken wir uns nach außen, um nach innen unbeschränkt zu sein; weithin zieht unsere Sprache ihre Kreise auch über die Meere, weithin geht der Fluß unserer Wissenschaft und Forschung, kein Werk ist auf dem Gebiete der neueren Forschung, welches nicht in unserer Sprache abgefaßt würde, und kein Gedanke entspringt der Wissenschaft, der nicht von uns zuerst verwertet würde, um nachher von anderen Nationen angenommen zu werden. Und dieses ist das Welt-Imperium, das der germanische Geist anstrebt.“ —

Neben allem anderen war sich der Kaiser stets bewußt, daß er der Oberste Kriegsherr war und in erster Linie sich als verantwortlich betrachtete für alles, was mit Heer und Marine zusammenhing. Seine Teilnahme an den laufenden militärischen Ereignissen war eine unermüdlige, so auch während des russisch-japanischen Krieges und während des Balkan-Krieges. Da hingen in den Vorzimmern der kaiserlichen Arbeitsräume in Berlin und Potsdam Karten mit Fähnchen, an denen ständig militärisch so gearbeitet wurde, daß stundenlange Erörterungen entstanden. Neben dem Heer lag ihm die Marine besonders am Herzen, mit Recht durfte er sie als seine Schöpfung betrachten, wie er schon um die Jahrhundertwende es in seiner Rundgebung an die Marine versprochen: „Wie mein Großvater für sein Landheer, so werde ich auch für meine Marine unbeirrt in gleicher Weise das Werk der Reorganisation durchführen, fort- und durchführen, damit auch sie gleichberechtigt an der Seite meiner Streitkräfte zu Lande stehen möge und durch sie das Deutsche Reich auch im Auslande in der Lage sei, den noch nicht erreichten Platz zu erringen.“ Und später betonte er in einer Rede an die Reichstagsabgeordneten: „Das Deutsche Reich ist ein Weltreich geworden; überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen und deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach

Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See zu fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, mir zu helfen, dieses Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern.“ —

Neue Festtage brachte das Jahr 1913. Uebermals flatterten die Fahnen in allen Städten und Ortschaften des Deutschen Reiches, die Glocken sangen ihr ehernes Lied, die Herzen waren geöffnet, es galt festlich und feierlich das fünf- und zwanzigjährige Regierungs-Jubiläum des Kaisers, das auf den 15. Juni fiel, zu begehen. Wiederum war Berlin der Mittelpunkt, ganz besonders reich, von künstlerischem Zuge durchweht war diesmal die Ausschmückung der Stadt. Nicht vergebens hatte sich der Magistrat an die Berliner Bürgerschaft mit einem Aufruf gewandt, der begann: „Das deutsche Volk rüstet sich, den Tag zu begehen, der ihm die 25. Wiederkehr der Thronbesteigung seines Kaisers bringt. Rechnet die Geschichte einen solchen Tag obnehin schon zu den seltenen Ereignissen, so darf er für uns Deutsche doppelten Wert beanspruchen, da er uns ein Vierteljahrhundert des Friedens bedeutet. Gerade, was wir in den letzten Monaten und noch bis heute fast täglich im Südosten Europas erlebt haben, führt uns den Wert der Segnungen des Friedens recht eindringlich vor Augen, und wir wissen alle, daß so manchemal im Laufe der letzten Jahrzehnte die Sicherung dieses hohen Völkergutes mit ein persönliches Werk unseres Kaisers gewesen ist. — Das deutsche Volk hat tausendfache Ursache, jenen Tag in Freude und Dankbarkeit als einen glücklichen Erinnerungstag vor allen anderen hervorzuheben. Was schon im Leben jedes einzelnen Anlaß zu einer Feier zu sein pflegt, wird auch ein Volk nicht klanglos vorübergehen lassen.“

Nein, es ließ ihn nicht klanglos vorübergehen! Überall, auch jenseits der deutschen Grenzen, jenseits hochragender Gebirge und rauschender Meere, gedachte man des seltenen Tages, in den nicht Zader und Zwist hineinklangen. Warm und erhebend fühlte man die Gemeinschaft, die enge Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, in Nord und Süd, in Ost und West unseres Vaterlandes. In dem Kaiser sah man die Verwirklichung dieser nationalen Einheit, in ihm die Verkörperung der Macht und Kraft des Reiches. Gewaltig hatte sich dieses Reich in dem Vierteljahrhundert von 1888—1913 entwickelt, hatte eine Höhe erreicht, die man früher nicht zu hoffen gewagt. Die nach blutigen Kämpfen erfolgte Gründung des Reiches, die Sicherung unserer nationalen Einheit und unserer Weltstellung erweckte eine Fülle verborgener und schlummernder Kräfte im Volke, befeuerte die Unternehmungslust auf allen Gebieten, steckte der praktischen Tätigkeit und dem technischen Können außerordentliche Ziele und Aufgaben. Und sie wurden gelöst in umfassendster Weise, führten einen außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands herbei. Mit jedem Jahre erstarkte diese Entwicklung und umspannte schließlich die Erde. Der Kaiser hatte sich selbst und seinem Volke gelobt, nicht in kriegerischen Abenteuern, sondern in den Werken des Friedens

seinen Ruhm zu suchen, und er hatte sein Wort gehalten. Dem deutschen Volke lagen Welteroberungswünsche sehr fern, neben seiner Freiheit, Einheit und Ehre war ihm Friede das höchste Gut, und daß dieser erhalten bleiben möchte, dieser Wunsch und diese Hoffnung kamen neben dem Danke in allen Ansprachen und Glückwünschen jener Tage zu lebhaftem Ausdruck. Und nicht minder Anerkennung und Würdigung der langjährigen Tätigkeit des Kaisers. Eingehende Werke reichen literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Inhalts wurden ihm und seiner Friedensarbeit gewidmet, und stets ward dabei auch der Kaiserin in innigster Weise gedacht.

Aber noch mehr Freude, als diese allgemeine Anerkennung, mochten dem Kaiserpaare die zahllosen Stiftungen, die aus Anlaß des Jubiläums von Städten, Gemeinden und Korporationen, wie auch von einzelnen Personen gemacht wurden, bereiten. Sie erreichten die stattliche Zahl von über 70 Millionen Mark, die zur Linderung der Not der Kranken, Armen und Bedrängten bestimmt waren. Darauf nahm auch der Kaiser in seinem Dankerlaß Bezug: „Wenn Festesfreude mit dem Herzen empfunden wird, drängt sie zur Betätigung durch Dankopfer. Provinzen, Kreise, Städte, Gemeinden und Vereine haben trotz hoher Anforderungen sich gedrungen gefühlt, zahlreiche mit meinem Namen verbundene Stiftungen zu errichten, dazu bestimmt, die Not der Bedürftigen, Kranken und Elenden zu lindern und gemeinnützige Bestrebungen mannigfachster Art zu fördern. — So ist mein Regierungsjubiläum zur Quelle eines Segensstromes für die deutschen Lande noch für kommende Geschlechter geworden.“ In demselben Erlass hatte der Kaiser hervorgehoben: „Ich danke Gott, daß ich mit Befriedigung zurückblicken darf auf die vergangenen 25 Jahre ernsten Schaffens, auf die großen Errungenschaften, die sie dem Vaterlande auf allen Gebieten des geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens gebracht haben, auf die beispiellose Zunahme an Volkskraft und Nationalvermögen. Das auf dem Fundament der Einigkeit der deutschen Stämme und ihrer Fürsten von Kaiser Wilhelm dem Großen errichtete deutsche Haus ist nach innen und außen weiter ausgebaut zu einem geschützten und freundlichen Aufenthalt für seine Bewohner. Daß dies unter den befruchtenden Strahlen der Friedenssonne geschehen ist, deren Kraft jedes am Horizont auftauchende Gewölk siegreich zerstreute, macht mich besonders glücklich, ein Herzenswunsch ist mir damit in Erfüllung gegangen.“

Ja, wenn es nach dem Kaiser und unserem Volk gegangen wäre, nie wäre die lodernde Kriegsflagge entzündet worden! Aber: „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!“ Etwas über ein Jahr, und drohende Wolken zogen herauf, die rasch an unheimlicher Schwüle zunahmen und sich dann in dem furchtbarsten Kriegswetter entluden, das die Welt je erlebt!

Der Sturm bricht los

Der 28. Juni 1914 in Berlin. Ein schöner Sommersonntag, der ungezählte Tausende aus dem drückenden Bann der gewaltigen Stadt ins Freie gelockt hatte. Als die Ausflügler gegen Abend zurückkehrten, schollen ihnen die lauten Stimmen der Zeitungsausrufer entgegen: „Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin“, und die noch druckfeuchten Blätter wurden hastig gekauft und gelesen. Man erfuhr aus ihnen den feigen Meuchelmord an dem österreichischen Thronfolger und seiner Gattin; das allgemeine Mitleid wandte sich dem greisen Kaiser Franz Josef zu, der schon soviel Schweres erduldet hatte und den dieser neue Schicksalschlag aufs härteste treffen mußte. Noch am selben Abend hörte man, daß die Freveltat mit einer weitverzweigten großserbischen Verschwörung zusammenhänge, daß man den Mörder und seine Helfershelfer ergriffen habe und daß es in Wien aus allgemeiner Empörung heraus zu erregten Kundgebungen gekommen sei. An schwerwiegende politische Folgen der Tat, die womöglich zu einem Kriege führen könnten, dachte bei uns zunächst niemand.

Der Nachmittag des 5. Juli. Auf dem hinter dem Neuen Palais bei Potsdam liegenden, blumengeschmückten Gartenplazze wandert das Kaiserpaar auf und ab. Politisches wird nicht gesprochen, man tauscht Reisepläne für die Sommerwochen aus und welche Vorkehrungen dazu zu treffen sind. Dem Kaiser wird der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg und der den Staatssekretär von Jagow vertretende Unterstaatssekretär Zimmermann gemeldet, die der Kaiser begrüßte, ihre Mitteilungen entgegennehmend. Der Kaiser entwickelte in ruhiger, klarer Weise seine Ansichten; Serbien verdiene eine Lektion, aber das sei eine ganz österreichische Sache, in die wir uns nicht zu mischen hätten, jedenfalls dürfe kein größerer Konflikt entstehen, der uns hineinzöge. Selbstverständlich ständen wir treu an der Seite Österreich-Ungarns, dessen unversehrte Erhaltung unser eigenes Lebensinteresse erfordere. — Die Herren kehrten nach Berlin zurück und es ging eine den Inhalt der Unterredung wiedergebende Depesche an das Wiener Auswärtige Amt ab, deren beruhigende Wirkung man bestimmt erwartete. Am folgenden Tage trat der Kaiser seine Nordlandsreise an; der Chef des Großen Generalstabes befand sich auf Urlaub in Karlsbad, der Chef der Marine im Schwarzwald; die Kaiserin begab sich nach Wilhelmshöhe.

In Wien hatten die eingehenden Untersuchungen über den Ursprung der Tat ergeben, daß wichtige Spuren nach Serbien führten, dessen Regierung schon seit langem eine umfassende Wühlerei und Herausforderung des benachbarten österreichisch-ungarischen Staates geduldet, wenn nicht gar gefördert hatte. Am 23. Juli überreichte der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad, Freiherr von Giesel, der serbischen Regierung eine befristete Note, die Sühne verlangte. Diese Note war übrigens in Berlin so spät bekannt geworden, daß die deutsche Regierung nicht mehr einschreiten konnte.

Am 25. Juli in Ischl. Die siebente Abendstunde. In der vom greisen österreichischen Kaiser bewohnten Villa läßt sich sein Generaladjutant melden. Soeben hatte er durch den Fernsprecher aus Wien die Meldung erhalten, daß der österreichische Gesandte in Belgrad die serbische Antwortnote für unannehmbar befunden und mit seinem Personal Belgrad verlassen habe. Der Kaiser nahm das die Nachricht enthaltende Papier entgegen, wandte sich müde, wankenden Schrittes zum Schreibtisch, ließ sich schwer in den Sessel sinken und griff mit zitternden Händen nach seiner Brille, die er kaum zu befestigen vermochte. Er überlas zweimal die wenigen Zeilen, schließlich, wie im Selbstgespräch sagend: „Nun, der Abbruch der diplomatischen Beziehungen bedeutet noch immer nicht den Konflikt.“ Am nächsten Tage kehrte der Kaiser nach Wien zurück und befahl, daß, da Serbien noch vor Überreichung seiner Antwort die ganze Armee mobilisiert hatte, ein Teil der österreichisch-ungarischen Streitkräfte mobil gemacht werden solle.

Die deutsche Regierung war fortgesetzt bestrebt, die kriegerische Auseinandersetzung Österreichs mit Serbien auf diese beiden Länder zu beschränken. Alles kam auf die Haltung Rußlands an, und unser Auswärtiges Amt bemühte sich, eine direkte Verständigung zwischen St. Petersburg und Wien herbeizuführen. Der Kaiser, der seine Sommerreise unterbrochen hatte — auch die Kaiserin war am selben Tage aus Wilhelmshöhe nach Potsdam heimgekehrt —, wandte sich wiederholt an den Zaren Nikolaus und König Georg von England in freundschaftlich gehaltenen Depeschen, zum Frieden mahnend, den zu erhalten sein und des deutschen Volkes heißester Wunsch sei. Vergeblich! Rußland wollte den Krieg, und es wollte ihn, weil es der Unterstützung durch Frankreich und England wie der Neutralität Italiens sicher war. Am Morgen des 31. Juli konnte man an den Straßenecken St. Petersburgs die Kaiserliche Verordnung lesen, welche die allgemeine Mobilmachung der russischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande befahl. Nochmals beschwor Kaiser Wilhelm, dem alles daran gelegen war, kriegerische Verwicklungen zu vermeiden, den Zaren, die Mobilmachung aufzuheben, die Depesche schließend: „Der Friede Europas kann von Dir noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, die militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen.“

Auch das vergebens! Der längst vorbereitete Krieg gegen das friedliebende Deutschland sollte entfacht werden; die Lawine war ins Rollen gekommen und konnte nicht mehr aufgehalten werden!

Erst nachdem man in Berlin bestimmteste Nachricht von der russischen Gesamtmobilisation erhalten hatte, erfolgte die Erklärung der „allgemeinen Kriegsgefahr“, und nachdem unser die Einstellung der Mobilisation forderndes Ultimatum an Rußland keine Antwort erhalten hatte, am Nachmittag des 1. August die allgemeine Mobilmachung der gesamten Armee.

Jener 1. August in Berlin. Von der Mittagsstunde an zeigen die Linden drängende Menschenfülle; keine laute Unterhaltung, kein Drohen, kein Prahlen. Die Plakatsäulen sind umlagert, nirgends ist eine Uniform zu erblicken; man hört, daß vor einer Stunde ein Offizier an der Spitze eines Wachtkommandos am Denkmal des Alten Fritz und einigen anderen Stellen unter Trommelwirbel eine Bekanntmachung verlesen habe: Kriegszustand! Das Schloß ragt nun auf. Hoch flattert auf seinen Zinnen die purpurne Fahne. Auch der Lustgarten von dunklen Menschenmassen überfüllt. Keine Absperrung. Und nun braust es über den weiten Platz: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Tausende singen es, Tausende entblößen die Häupter, sie alle von heilig-weihervoller Stimmung ergriffen.

Mitten im Gewühl. Da, einer ruft's, jetzt Duzende, dann Hunderte: „Der Kaiser! Der Kaiser!“ Donnernde Hoch- und Hurrarufe erschallen, Tücher, Mützen, Hüte werden geschwenkt. Der Kaiser, in Generalsuniform, steht auf einem schmalen Balkon; sein gebräuntes Antlitz ist tiefernst, er neigt mehrmals grüßend das Haupt. Nun erscheint auch die Kaiserin, von mehreren ihrer Söhne begleitet. Der Kaiser erhebt ein wenig die Rechte: „Ruhe, Ruhe, der Kaiser will sprechen! Ruhe! Ruhe!“ Das Branden der Stimmen, der Rufe verstummt. Der Kaiser spricht, kurz, abgebrochen, einzelne Sätze hallen wuchtig: „Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Leider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volke erfordern, den Gegnern aber würden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle ich euch Gott. Jetzt geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.“

Der Kaiser hat geendet, er grüßt, und nun brausen von neuem donnernde Hurras los, immer wieder, immer wieder, jetzt durchbrochen, dann übertönt und verschlungen von der „Wacht am Rhein“.

Eine Stunde später fand im Schloß Bellevue die Kriegstrauung des fünften Kaisersohnes, des Prinzen Oskar, mit der Gräfin Ina Marie von Bassowitz statt, in schlichtester Weise, vorbildlich für die dann in der nächsten Zeit folgenden zahl-



Phot. T. H. Voigt, Hofphotograph, Homburg v. d. Höhe



Phot. T. H. Voigt, Hofphotograph, Homburg v. d. Höhe

losen anderen Kriegstraunungen. An einem der folgenden Tage schloß sich die Trauung des Prinzen Adalbert an. Den Abend jenes unvergeßlichen 1. August verbrachte das Kaiserpaar in dem schmalen, nach der Spree zu gelegenen Garten, unmittelbar nahe dem ältesten Teile des Schlosses. Dort hatte sich auch der Kaiser, meist in Gesellschaft seiner Gemahlin, Stunden hindurch vorher aufgehalten, die Antwort der russischen Regierung erwartend auf die durch den deutschen Botschafter in Petersburg überreichte Mitteilung, daß auch Deutschland mobil machen müßte, falls Rußland nicht seine Kriegsvorbereitungen einstelle und eine bestimmte Erklärung darüber abgebe. Auch die Söhne des Kaiserpaares fanden sich daselbst ein, sich abmeldend, ebenso der Reichskanzler zu wichtigen Besprechungen. Am Nachmittag jenes Tages unterschrieb der Kaiser im Adjutantenzimmer des Schlosses den Befehl zur Mobilmachung des deutschen Heeres und der Marine.

Im Weißen Saal des Kaiserschlosses am 4. August. In schicksalswuchtiger Stunde beim Ausbruch eines der schwersten und ungewissten Kriege hatte der Kaiser die Vertreter des deutschen Volkes, die Reichstagsabgeordneten zu sich gebeten, um die kurze, aber desto folgenschwerere Tagung persönlich zu eröffnen. In einer oberen Loge weilte die Kaiserin, an ihrer Seite die Kronprinzessin, deren Mann sich schon zur Front begeben hatte. Der Kaiser hatte bereits die graue Felduniform angelegt, scharf, markig verlas er die Rede, jedes Wort fiel kraftvoll, einzelne wie mit dem Hammer geprägt. Häufige, oft stürmische Beifallsrufe unterbrachen ihn, zumal als er vom Schutz der alten Kulturgemeinschaft der beiden verbündeten Reiche sprach, von dem Ergebnis eines langen Übelwollens gegen die Macht und das Blühen Deutschlands, von dem Platz, an den uns Gott gestellt, dann: daß wir das Schwert mit reinem Gewissen und reiner Hand ergriffen. Nachdem der Kaiser die Mappe, welche die Rede enthielt, auf den Thronfessel gelegt, wandte er sich an die Versammelten mit freier Ansprache. Von innerer Bewegung, von der ganzen Größe des Augenblicks erfüllt waren seine Worte: Er kenne keine Parteien mehr, er kenne nur Deutsche! Zusammenhalten wollen wir im Glück und Unglück, in Not und Tod, in Leid und Gefahr — des zum Gelöbnis wollen wir uns die Hände reichen. Ein feierlicher Moment, als die Parteiführer zum Kaiser traten und sich Hand in Hand fand.

Am folgenden Tage besuchte das Kaiserpaar den Dom, der so überfüllt war, daß im Lustgarten nahe dem Denkmal König Friedrich Wilhelms III. eine besondere Andacht stattfand, die, ebenso wie der erste Gottesdienst, tief ergreifend verlief. Damals schrieb ein in Berlin weilender Italiener einem römischen Blatte: „Als dann am Bet- und Bußtage der Kaiser und seine ganze Familie und die Heerführer zum Dom schritten, als ein ganzes Volk in die Kirchen strömte, alt und jung, Männer und Frauen und Kinder, um still und mit Sammlung für das gefährdete Vaterland zu beten, da begriff ich, daß die ungeheure materielle

Kraft, mit der dies Volk ins Feld zieht gegen die drei mächtigsten Nationen der Welt, ihre Wurzel hat in der moralischen Kraft."

An diesem Tage hatten die Kirchenglocken, die feierlich zum Beten riefen, einen ganz besonders weihvollen Klang. Berlin lauschte auf, wie auf höhere Stimmen, die fleißigen Hände ruhten, die summenden Gedanken sammelten sich, ein frommes Beben und heißes Bitten um all das Teure und Unerseßliche, das auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht wird, ging durch die Millionen. Die Gotteshäuser waren schon um die neunte Stunde überfüllt, in dichten Scharen standen die sich Drängenden vor den Eingangstoren, die meist nicht geschlossen wurden; der Orgel weiche Weisen tönnten hinaus, und in schmerzlicher Ergriffenheit sangen die draußen Weilenden mit: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhöre mein Flehen!“ Da ward manch Auge tränenschwer, manch lautes und manch verhaltenes Schluchzen löste sich aus gequältem Innern los, aber auch manche Hand erhob sich wie zu heiligem Schwur: nur zu siegen und nur zu siegen!

Wir müssen siegen! Ja, das war die Empfindung all jener, die hinaus-zogen, all jener, die zu Haus blieben. Ein reicher Strom von Liebe, Hingebung, Brüderlichkeit, Aufopferung durchwogte die gesamte Bevölkerung, alle fühlten sich wie durch ein festes Band der Gleichheit miteinander verbunden. Berlin, das vergnügungsfrohe, hatte das Lachen verlernt, es war eine ernste Stadt geworden. In den überfüllten Wagen der Straßen-, der Untergrund- und der Stadtbahn wurde bloß verhalten gesprochen. Jeder fürchtete, durch ein lautes Wort die Empfindungen der Übrigen zu stören. Dabei ging, wenn sich die Gelegenheit bot, die Begeisterung hoch, die Vaterlandsliebe zeigte sich in ihrem schönsten Licht. Nirgends Klagen und Jammern über die Opfer, die der Krieg kosten wird, nirgends ein kleinmütiges oder verzagtes Sichsorgen über seinen Ausgang. Mut und Entschlossenheit leuchteten aus den Augen der Eingezogenen, eine ruhige Sicherheit lag im Auftreten der Offiziere und Soldaten.

Und dann dröhnende Hochs am Abend jenes unvergeßlichen Augusttages, welche die alte, erinnerungsvolle Berliner Triumphstraße jubelnd erfüllten. Der erste Sieg! Das brauste und brandete die Linden hinauf und hinunter! „Die Franzosen geschlagen, ein ganzes französisches Armeekorps zurückgeworfen, wir rücken nach Belfort vor!“ So hallte und wallte es wirbelnd durcheinander, einer rief es dem andern zu, Hunderte nahmen es auf, und brausende, donnernde Hurras erschollen, begeistert ward die „Wacht am Rhein“ angestimmt. Dann, inmitten des Siegesrausches, stiegen Zweifel auf. Zu viele falsche Nachrichten waren während der letzten Tage verbreitet worden, neben allerhand anderen Gerüchten, auch von schweren Verlusten im Osten und Westen. „Nein, es ist wahr,“ ging es durch die dichtgedrängten Massen, „ein Generalstabsoffizier fuhr im offenen Auto zum Kaiser, er hat es vorhin hier an der Friedrichstraße, wo er halten mußte, uns zugerufen.“ „Auch Schutzleute teilten es mit,“ rief ein anderer, „ich hab’ es selbst gehört!“

Um die neunte Stunde jagt ein Auto durch die Straßen, nach beiden Seiten werden kleine Bündel weißen Papiers hinausgeworfen, die ersten Extrablätter! Man stürzt sich auf sie, achtet nicht der andern Gefährte, kümmert sich nicht um die Gefahr, unter die Räder zu kommen, die Kutscher reißen die Pferde zurück, die Kraftwagenführer bremsen, der Verkehr stockt. Man entwirrt die Blätter, verteilt sie, liest sie — „Vorlesen, vorlesen!“ Hier ist jemand auf einen Lichtalter geklettert, dort hat man einen jungen Burschen auf den Fenstervorsprung eines Hauses gehoben. „Ruhe! Ruhe!“ Und leuchtenden Auges und klopfenden Herzens hört man die frohe Siegesbotschaft, möchte sie immer wieder vernehmen, immer wieder lesen! Alle, alle hier fühlen sich wie eng vereinte Brüder und Schwestern, fühlen sich stolz, gehoben: Gott, wir danken dir, der erste Sieg! Unsere braven Truppen! Lieb Vaterland magst ruhig sein! —

In diese begeisterte Stimmung hinein tönen militärische Klänge, die Weisen des alten preussischen Königsliedes sind es: „Heil dir im Siegerkranz“. Wie das elektrisch durch die Erregten und Bewegten zuckt, die Glieder straffen sich, die Arme fliegen empor, donnernde Hocht umwogen die Garden, die durch das Brandenburger Tor zu einem der Bahnhöfe ziehen, um nach Feindesland geschafft zu werden. Stramm und freudig marschieren die Krieger dahin, von den graubezogenen Helmen und aus den blinkenden Gewehrläufen grüßt frisches Grün, grüßen farbenbunte Blumen, sie schmücken auch den Säbelgurt. Wie ein glückliches Leuchten liegt's auf den gebräunten, jugendlichen Gesichtern, eine starke Woge von Mut und Zuversicht strömt von diesen fröhlich in den Kampf ziehenden mannhaften Söhnen des deutschen Bodens aus. Frauen und Mädchen gehen in Schritt und Tritt mit, natürlich auch Jung-Berlin. Manche Soldaten- und weibliche Hand halten sich fest umschlossen, manch liebes Wort wird vertraut im lärmenden Gewühl gewechselt, manch zärtlicher Blick ruht in Blick, abschiednehmend und vertrauend. Einzelne Jungens haben Helme aufgestülpt, andere tragen das Gewehr, sie singen mit, jetzt die „Wacht am Rhein“, welche die Musik angestimmt, und der Schall des markigen Kampfgesanges dröhnt die Linden entlang, in fortreißendem Schwung gesungen.

Am 9. August verabschiedete sich der Kaiser in Potsdam vom Ersten Garde-Regiment, zu dessen Kommandeur Prinz Eitel Friedrich ernannt worden war, und vom Ersten Garde-Reserve-Regiment; die Kaiserin begleitete ihn und schmückte die Offiziere mit Rosen — für die Mehrzahl sollten es die letzten Blumen sein, die sie erhielten. Nachdem die Regimenter vorbeimarschiert, begab sich das Kaiserpaar in das bei der Friedenskirche gelegene Mausoleum zum Grabe Kaiser Friedrichs und zwei Tage später nach Charlottenburg, um dort in stillem Gebet an den Sarkophagen Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta zu weilen. Am 14. August reichte Oberhofprediger Dryander dem Kaiserpaare im Berliner Schlosse vor einem kleinen hergerichteten Altare das Abendmahl, ganz allein. „Wir waren

alle drei so bewegt, daß, was wir empfanden, am Schlusse nicht in Worten, sondern nur im wortlosen starken Drucke der Hand seinen Ausdruck finden konnte," bemerkte der Geistliche in seinem Tagebuche. Zwei Tage später begab sich der Kaiser ins Feld; zu früher Morgenstunde fuhr er, nur von der Kaiserin begleitet, nach dem Potsdamer Bahnhof und zwar, da die Abreise geheim gehalten werden sollte, nicht die Linden entlang. Aber die Anfahrt anderer Wagen hatte doch eine größere Menschenmenge am Bahnhofs angelockt, die den Kaiser lebhaft begrüßte.

Die Kaiserin, die nur schwer ihre tiefe Bewegung unterdrücken konnte, kehrte in das Schloß zurück. Ihr Mann und die Söhne waren fern, allen Zufällen eines unheilvollen Krieges ausgesetzt — jetzt galt es für sie, mit starkem Beispiel den deutschen Frauen voranzugehen, über den eigenen Sorgen um Wohl und Wehe der Nächsten nur im Auge behaltend die werktätige Hilfe für die Opfer des Krieges, für die Verwundeten, für die Hinterbliebenen.

Die Landesmutter im Kriege

„Ich betrachte es als meine vornehmste Pflicht, soweit es in meinen Kräften steht, die Lasten des Krieges tragen zu helfen, die Bedrängten zu trösten und ihnen gemeinsam mit den unermüdlich wirkenden Vereinen der Kriegsfürsorge Hilfe zu bringen.“ So hatte die Kaiserin an das preussische Staatsministerium geschrieben; diese Worte waren ihr Richtschnur für die langen und wechselvollen Jahre des Krieges. Was sie im Frieden vorgesorgt, die Saat ging jetzt auf und trug wohlthuendste Früchte. Viele, viele Tausende fleißiger Hände regten sich von früh bis spät, viele Tausende Frauen waren in Lazaretten, in den Heilstätten, in den Asylen tätig, hell loderten überall die Liebesfeuer, daß sich jene an ihnen wärmen und erholen konnten, die draußen für das Vaterland gestritten und gelitten, ebenso wie für die Witwen und Waisen der Tapferen gesorgt wurde nach Menschenkräften.

Allen ging die Kaiserin mit ihrem Beispiel voran, nicht Kaiserin, nicht Fürstin, nicht die Höherstehende, stets die Mutter, die Schwester, die Freundin, die treu Verständnisvolle. Da gab sie, die oft als zurückhaltend galt — was mehr eine gewisse Schüchternheit war — sich selbst, ihr warmes Herz pulste warm mit allen Unglücklichen. Das Leid der Verwundeten war ihr Leid, deren Sorgen ihre Sorgen. Praktisch veranlagt, wußte sie oft Rat in schwierigen Lagen, beseitigte Hemmnisse, gab wichtige Anregungen und überwachte deren Ausführungen. Für alles hatte sie liebevolles Verständnis, Allen brachte sie die innigste Menschenliebe entgegen.

Zwei Tage nach der Mobilmachung, am 3. August, hatte die Kaiserin an der ersten Kriegssitzung des Zentral-Komitees der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz teilgenommen, mit ihr die Kronprinzessin, und zu ihrer Freude erfahren, daß bereits umsichtige Vorkehrungen für die erste Hilfe getroffen worden seien. Die Kaiserin aber konnte am Schlusse der Sitzung mitteilen, daß der Kaiser die Schlösser in Wiesbaden, Königsberg i. Pr., Koblenz und Schwedt a. O. sowie den Kaiserpalast in Straßburg für Lazarettzwecke zur Verfügung gestellt habe, denen sich alsbald die Orangerie bei Sanssouci anreihete. Am gleichen Tage wurde von dem erwähnten Zentral-Komitee die „Zentralmelde- und Auskunftsstelle des Roten Kreuzes“ ins Leben gerufen mit der Aufgabe, das Angebot der Hilfskräfte für die allgemeine Kriegswohlfahrtspflege zu regeln. Binnen wenigen Tagen meldeten

sich 70 000 Menschen aus allen Volksschichten und Berufen, ihre Dienste unentgeltlich dem Roten Kreuze zur Verfügung stellend. Wenige Tage später, nachdem die Kaiserin hierzu in einer Sitzung der Freiwilligen Krankenpflege die Anregung gegeben hatte, konnten in Berlin hundert Ausbildungskurse mit je 30—40 Hörerinnen unter ärztlicher Leitung beginnen, um durch Hilfschwestern und Helferinnen die beruflich ausgebildeten Krankenpflegerinnen zu unterstützen oder, wenn jene einmal ausspannen mußten, zu ersetzen.

Am 6. August hatte der Kaiser seinen Aufruf an das deutsche Volk und jenen an Heer und Marine erlassen, und am selben Tage die Kaiserin den ihren an die deutschen Frauen: „Dem Rufe seines Kaisers folgend, rüstet sich unser Volk zu einem Kampf ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat und den es nur zu seiner Verteidigung führt. Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland. Der Kampf aber wird ein ungeheurer und die Wunden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich euch, deutsche Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswerk, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in seinem Entscheidungskampfe zu weihen.“

Wie oft mochte die Kaiserin wünschen, daß von nun an jeder Tag doppelt und dreifach so viele Stunden haben möchte, damit sie alle Anforderungen erfüllte, die sie an sich selbst stellte. Eingehend bekümmerte sie sich um die vielen Arbeiten des Vaterländischen Frauenvereins, sowie ähnlicher Vereinigungen, zu denen auch der Katholische Frauenbund Deutschlands und andere weibliche katholische Orden gehörten, die teils im Zusammenschluß mit dem Roten Kreuz, mit dem Vaterländischen Frauen-Verein und dem Nationalen Frauendienst, teils einzeln tätig waren. Und welch eine große Emsigkeit wurde da entfaltet, mit welcher Hingebung, mit welcher nie rastenden Sorgfalt. Wir müssen uns versagen, hier näher darauf einzugehen und verweisen auf Dr. Bogdan Kriegers erschöpfendes Werk: „Kaiserin Auguste Viktoria als Landesmutter im Kriege“, das mit Zuhilfenahme reichsten Materials das segensreiche Wirken jener Vereinigungen schildert neben all dem, was sonst geleistet worden.

Schon kurz nach Kriegsausbruch unternahm die Kaiserin ihre sich dann so häufig wiederholenden ersten Fahrten zum Besuch der Lazarette. Zunächst begab sie sich nach Homburg und von dort nach Nassau, wo das altersgraue Schloß der Freiherren vom Stein, in welchem auch des „Deutschen Reiches Grund- und Eckstein“, der große Reformator des preussischen Staates, Karl Freiherr vom und zum Stein, das Licht der Welt erblickt hatte, zum Lazarett eingerichtet war. Hier verabschiedete

sie sich auch vom Kaiser, ehe er sich in das Feindesland begab, ihm die letzte Rose, die sie von den an die Verwundeten verteilten noch behalten hatte, in den Uniformrock steckend und ihm immer wieder bei seinem Fortfahren Abschiedsgrüße zuwinkend. Im nächsten Monat begab sie sich nach dem Osten, sich mehrere Tage in Danzig aufhaltend und die verwundeten Truppen wie die ostpreussischen Flüchtlinge besuchend. Dort erreichte sie mit der Nachricht vom Fall der Festung Mauerbeuge ein Telegramm des Kaisers: „Grüße mir die braven ostpreussischen Verwundeten, Gott hat wieder sichtlich geholfen.“ In den Lazaretten richtete sie die Grüße direkt aus und nahm Gegengrüße entgegen, die sie in das Hauptquartier sandte. Bei ihren Fahrten nach in der Nähe befindlichen Lazaretten begegnete sie häufig den Wagenzügen flüchtiger Ostpreußen; stets mußte sogleich ihr Automobil halten, sie stieg aus und erkundigte sich nach dem Schicksal und der Unterkunft der Flüchtlinge, allen die Hand reichend und die Weinenden durch freundliche Worte tröstend. Als sie in Danzig erfuhr, daß ihr jüngster Sohn Joachim, durch einen Schuß durch den Oberschenkel verwundet, in Allenstein läge, wollte sie durchaus in ihrem Kraftwagen dorthin fahren, obwohl die Entfernung in der Luftlinie 140 km betrug und Ostpreußen damals noch von russischen Truppen, zumal von Kosaken, unsicher gemacht wurde. Ihre Umgebung suchte ihr die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit dieser Fahrt klarzulegen, aber sie erwiderte nur: „Mein Junge liegt verwundet, ich muß zu ihm, alles andere ist Nebensache!“ Und sie hätte auf ihrem Willen bestanden, wenn nicht ein Telegramm eingetroffen wäre, daß man den Prinzen mit einem Lazarettzug schon westwärts befördert hätte. Im folgenden Monat weilte sie in Schlessen, Posen und Ostpreußen, überall die Lazarette besuchend, überall nach dem Rechten sehend, überall tröstend und hilfespendend.

In Posen überreichte sie im Diakonissenhaus einem jungen, zum Krüppel geschossenen Fahnenjunker das Eiserne Kreuz mit dem Bemerkten, es sei das erste, mit dem sie einen Krieger schmücke, und als sie hörte, daß um die zehnte Abendstunde ein Verwundetentransport durch Posen fahre und ein zweistündiger Aufenthalt auf dem Bahnhof vorgesehen sei, fuhr sie dorthin. Unerwartet erschien sie im Verbandsraum, ohne daß die Ärzte und Schwestern zunächst ihre Anwesenheit merkten; die Verbundenen sprach sie an, tröstete sie, fragte nach ihren Wünschen. Als einer darauf antwortete, „nur einen Wunsch hätte ich, ich möchte gern in meinen Wagen zurück“, da sorgte sie dafür, daß sofort Delegierte des Roten Kreuzes den Mann unter die Arme nahmen und ihn zu seinem Abteil führten, während sie neben ihnen ging und die Überführung bewachte. Darauf sprach sie viele der im Zuge liegenden Soldaten an, sorgte für Erfrischungen und spendete einige Tausend Zigarren, die ja öfter willkommener waren als Speise und Trank. Obwohl sie am nächsten Tage schwer erkältet war, und der Arzt das Verlassen der Wohnung untersagt hatte, erschien sie doch plötzlich in der im oberen Stock des



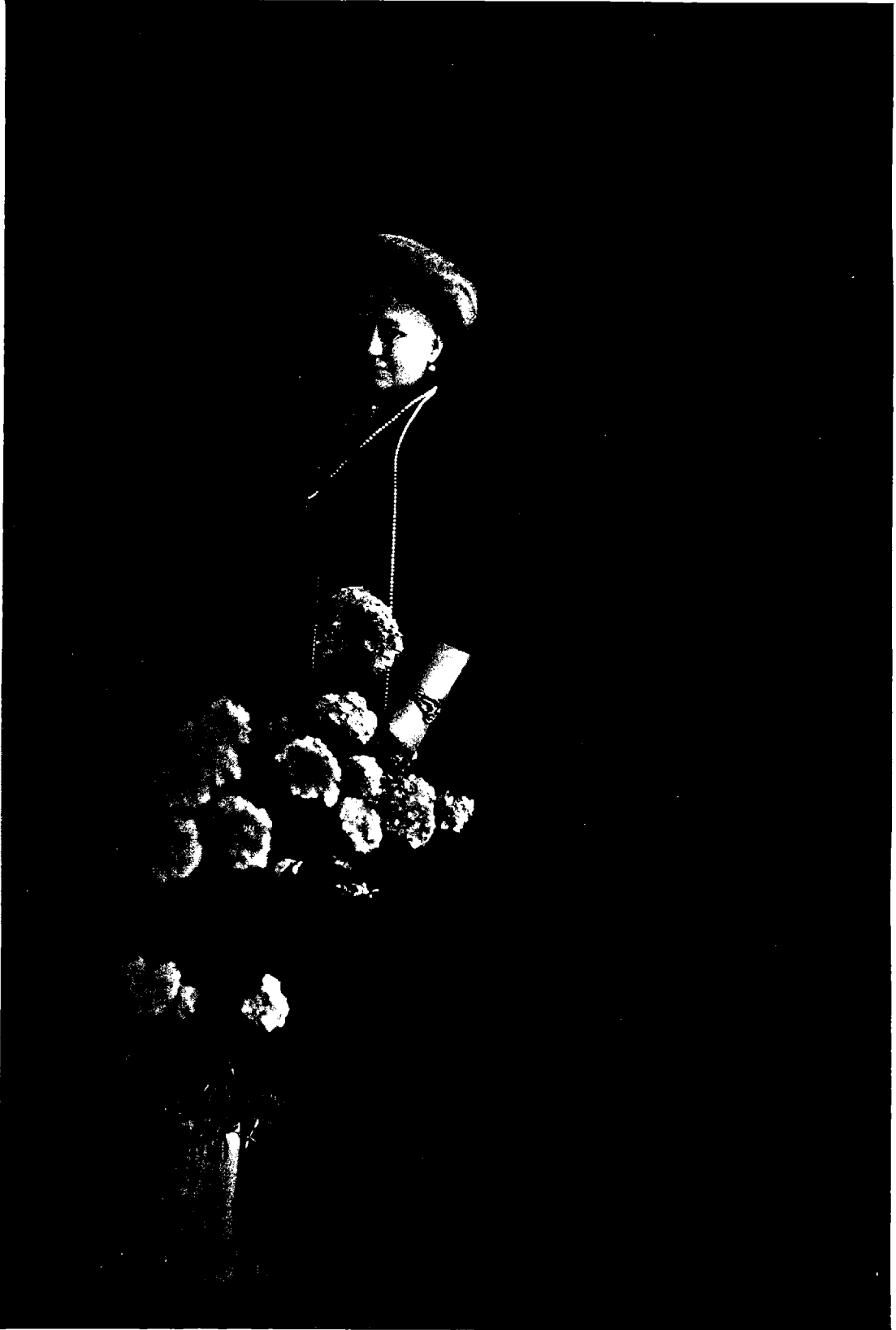
Phot. Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

Besuch der Genesenden im Lazarett der Kunst-Akademie, Düsseldorf



Phot. Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

Besuch der Kaiserin im Reserve-Lazarett der Diakonissenanstalt Kaiserswerth (1917)



Schlosses untergebrachten Einkochküche und ließ sich genau über die geleistete Arbeit unterrichten, ebenso wie sie der Abnahmestelle für Liebesgaben einen Besuch abstattete und dort mancherlei Anordnungen traf. In Ostpreußen begab sich die Kaiserin in die zerstörten Ortschaften, in denen zum Teil schon rüstig am Wiederaufbau der vernichteten Häuser gearbeitet wurde, auch hier unterrichtete sie sich genau von allem und sagte, wo dies erforderlich war, freudig Hilfe zu. In Lochstedt verweilte sie in den Kinderheilstätten, nahm einzelne der Kleinen auf den Arm und küßte sie, war bei ihrer Abendspeisung zugegen und sah zu, wie sie zu Bett gebracht wurden. Sie durchwanderte alle Wohn- und Schlafzimmer, besichtigte die Küche und die Baderäume, kümmerte sich um die geringsten Einzelheiten. Einem Ferienkinde aus Essen war bei einem Fliegerangriff ein Arm zerschmettert worden; sie sprach besonders herzlich mit diesem Knaben, schenkte ihm eine Photographie des Kaisers und am nächsten Tage traf für ihn eine große Schachtel mit Zinnsoldaten ein.

Im Anschluß an diese Reise fuhr sie nach eintägigem Aufenthalt in Berlin nach Metz, dort auch mit dem Kaiser zusammentreffend, dann, nach dem Weihnachtsfest, ging es nach Wilhelmshaven; später wurden Braunschweig, Hannover, Kassel und Homburg besucht, von da aus Frankfurt a. M., Wiesbaden, Nauheim und andere Taunusorte. In hannoversch-Münden überzeugte sie sich von den guten Einrichtungen des Erholungsheims des Vereins deutscher Lokomotivführer, das gleichfalls zum Lazarett hergerichtet worden war, dann kamen viele Städte Schlesiens, Schleswig-Holsteins und des Rheinlandes sowie Westfalens an die Reihe. Im Clemens-Hospital zu Münster begrüßte die Kaiserin die Austausch-Verwundeten, sich nach ihren Erlebnissen, nach der Behandlung und Pflege in der Gefangenschaft und ihrer Rückreise genau erkundigend. Ein blindes Mädchen, die Tochter eines Schuhmachermeisters, das mit anderen Kindern die Kaiserin beim Verlassen des Hospitals erwartete, nahm sie liebevoll an die Hand und versprach ihr eine Puppe, die sie am nächsten Tage erhielt und die so schön war, daß sie erst ihre Wanderung durch das ganze Hospital antreten mußte, ehe sie dem Kinde ausgehändigt wurde. Einem schwerverwundeten Soldaten des Lazaretts, von dem sie gehört, daß er sich ganz besonders auf ihr Kommen gestreut hatte, sandte sie mit demselben Boten ein großes Bild: „Christus am Ölberg“ mit eigenhändiger Widmung und Unterschrift.

Überall wollte sie Freude machen, und es gelang ihr, weil aus ihren Worten jene Sprache herausdrang, die allen verständlich ist und die alle gleich innig empfinden: die Sprache des Herzens. Wie sehr freute es sie, wenn man auch ihr eine Freude zu bereiten gedachte. Als sie in Münster das Vereinslazarett vom Roten Kreuz verließ, da trat das Töchterchen eines Anwohners auf sie zu, in einem Briefumschlag eine bei der ersten Kommunion gesammelte Geldsumme überreichend mit der Bitte, den Betrag für erblindete Soldaten zu verwenden. Wie

strahlte da das Gesicht der Kaiserin und wie herzte sie die Kleine. Mit den Blinden hatte sie ja das größte Mitleid. Im Schloß Bellevue, das sie fast während des ganzen ersten Kriegsjahres bewohnte, fanden Unterhaltungsnachmittage für die erblindeten Soldaten statt. Vorträge und musikalische Darbietungen wurden geboten, auch persönlich nahm sich die Kaiserin der einzelnen Soldaten an und ging mit ihnen, sie am Arm führend, im Park spazieren.

Die Kaiserin liebte es nicht, bei ihrem Besuch der Krankenhäuser von einer größeren Gefolgschaft begleitet zu werden. Nur der Arzt, die Oberin oder die Oberschwester waren bei ihr; immer brachte sie im Sommer einen Korb Blumen, im Winter einen solchen mit Lorbeerzweigen zum Verteilen mit. Stets fragte sie die Verwundeten, ob sie Wünsche hätten, die zu erfüllen wären; entweder schrieben jene es selbst auf oder die Kaiserin ließ es aufschreiben. Hunderterlei waren diese Bitten; da wollte der eine, der seinen Tod herannahen fühlte, noch einmal seine Mutter sehen, ein anderer ängstigte sich, ob er auch wieder, nach seiner Genesung, in seiner alten Fabrik einen Posten erhalten würde, ein dritter möchte seiner Frau zum bevorstehenden Geburtstag eine kleine Gabe zukommen lassen, ein vierter sehnte sich nach einem Leibgericht, ein fünfter bat um die Zusendung der Bilder seiner Kinder, und so ging es unendlich fort. Und all diese Wünsche wurden erfüllt. Von einem Elsässer erfuhr die Kaiserin, daß er den Geburtstag gemeinsam mit dem Kaiser habe. Sie schickte ihm zu jenem Tage ein Kaiserbild mit ihrer eigenen Widmung, eine Kiste Zigarren und eine Schlummerrolle mit mehreren waschbaren Bezügen. Wie spricht gerade das letzte Geschenk dafür, daß es sich bei der Kaiserin nicht um ein wahlloses Geben handelte, sondern daß sie bedacht war, stets das für den besonderen Zweck Geeignete zu finden und dadurch besonders zu erfreuen. Als am Geburtstage des Prinzen Eitel Friedrich die Kaiserin ein Lazarett besuchte, da sollten auch die Verwundeten eine Geburtstagsfreude haben: jeder erhielt eine Briefftasche, die einen sorgsam in Seidenpapier gewickelten Taler enthielt, damit sich die Verletzten einen „guten Tag“ machen konnten. So waren denn auch ihre Erkundigungen und Fragen niemals gewohnheitsmäßige, jede war von warmem Herzenston durchdrungen. Das fühlten sogleich die Verwundeten; sie faßten sofort Vertrauen, waren nicht verlegen und gaben offen Red' und Antwort. Ein Deutsch-Pole, den die Kaiserin in einem Hirschberger Lazarett besucht hatte, drückte in seinem Polackendeutsch die Meinung Unzähliger aus: „Hab ich nicht gewußt, daß man kann sprechen zu Kaiserin wie zu Mutter.“ Denn wie eine Mutter erkundigte sie sich nach den Familienverhältnissen, nach Frau und Kindern, nach der früheren Tätigkeit und den Wohnungszuständen, nach Zukunftsplänen und wie für die Dabeingeblichenen gesorgt würde. Gern berichtete sie von ihren eigenen Kindern, da sie wußte, daß dies am schnellsten eine Verbindung herstellen würde. Als ein ostfriesischer Landwehrmann ihr mit glücklichem Lächeln von seinen Kindern berichtete, wünschte sie, daß er an ihnen ebenso-

viel Freude erleben möchte, wie sie an den ihren gehabt. Einem an Gelbsucht leidenden Berliner Garde-Füsilier erzählte sie: „Einer meiner Söhne hat auch einmal diese Krankheit gehabt, und zwar zu Weihnachten. Er hatte zuviel und besonders Näschereien gegessen. Später bekam eine meiner Hausangestellten dieselbe Krankheit und triumphierend rief mein Junge aus: ‚Siehst du, die hat auch zuviel gegessen!‘“

Oft fragte sie die Verwundeten, ob sie im Felde den Kaiser oder einen ihrer Söhne gesehen hätten, ob sie zu deren Regimentern gehörten, und hatten persönliche Beziehungen irgendwelcher Art bestanden, dann wurden diese des Näheren erörtert, und die Kaiserin versprach, ihrem Manne und den Söhnen davon zu berichten. Erfuhr sie die Heimat der Verwundeten, so erzählte sie von ihren Besuchen derselben, unter Anführung von Einzelheiten, so dem Rheinländer vom Rheinland, dem Ostpreußen von seiner Provinz und wie es dort aussieht, dem Thüringer von ihrer Verwandtschaft mit thüringischen fürstlichen Familien. Einem Badener teilte sie mit, daß sie erst kürzlich mit der greisen Großherzogin Luise zusammen gewesen wäre, die wohl gesund sei, sich aber Tag und Nacht um ihre verwundeten Landeskinder sorge. Als sie dann das Badener Kind nach Frau und Kindern befragte, da hörte sie aus seinen Worten heraus, wie sehr er sich nach einem Besuch seiner Frau sehne, aber das wäre ja unmöglich, das koste zuviel Geld. Welch unendliche Freude, als wenige Tage später seine Frau an seinem Bette stand und sich überzeugen konnte, daß sich in seinem Befinden eine Besserung eingestellt hatte. Bei Schleswig-Holsteinern sagte sie, „Wir sind ja Landsleute,“ und bestellte Grüße an die Angehörigen von der „Landsmännin“. Wenn sie in den Lazaretten Angehörige der Verwundeten traf, so wurden diese in nähere Gespräche gezogen in so freundschaftlicher und teilnehmender Weise, daß jede Befangenheit verschwand. „Ihr gütiges, einfaches Wesen hatte uns ganz vergessen lassen, daß wir mit der höchsten Frau des Landes sprachen. Sie sprach von ihren Sorgen so schlicht, wie eben eine Frau zur anderen spricht, die in dieser Zeit die gleichen Gedanken und Sorgen hat,“ schloß der Brief der Frau eines Militärarztes, die am Bette ihres verwundeten Sohnes geweilt. Es ist Gottesdienst in einer überfüllten Kirche. Ein Verwundeter humpelt auf einem Bein an seinen Krücken herein, keinen Platz findend. Sofort steht die Kaiserin auf und nötigt ihn auf ihren Sitz. Als jemand ihr einen Stuhl suchen will, schüttelt sie mit dem Kopf, sie will keine Störung, und bleibt bis zum Ende des Gottesdienstes stehen.

Überall gab die Kaiserin Anregungen, um die Verwundeten zu zerstreuen durch Gesellschaftsspiele aller Art, sowie durch zweckmäßige Beschäftigung mit allerhand Arbeiten, die als praktische und festliche Geschenke benutzt werden konnten und die den Verfertignern noch einen Verdienst einbrachten. Sie kaufte dieselben mit besonderer Freude, überwies sie den verschiedenen Weihnachts- und Oster-

messen der Frauenvereine und verschenkte sie an Soldaten und Waisenkinder in Krippen und Horten. Wochenlang vor Weihnachten wurden die Kisten und Kasten zurecht gemacht, um an die Lazarette und an die im Felde weilenden Truppen rechtzeitig verschickt zu werden. Zu Weihnachten besuchte die Kaiserin die Verwundeten im Orangerie-Lazarett bei Potsdam und beschenkte sie persönlich; dort wurde auch ihr Geburtstag durch Spiele, Scheibenschießen, Würfeln und Verlosungen gefeiert; stundenlang weilte sie im Kreise der Krieger. Auch an anderen Orten veranstaltete sie derartige Zusammenkünfte, so in Schloß Wilhelmshöhe, in Homburg, in Berlin. Eigene Schonung kannte sie nicht, obwohl, wie auch schon früher erwähnt, ihre Kräfte durchaus nicht sehr widerstandsfähig waren und sie sich häufig bei ihren stundenlangen Besuchen für einige Minuten ausruhen mußte: es ging nicht mehr! Dann aber raffte sie doch alle Energie zusammen und setzte ihre Wanderungen durch die Zimmer und Säle fort. Reichte die Zeit nicht aus, alle Verletzten zu sehen, so kehrte sie am nächsten Tage wieder. Als sie Ende März 1917 das Reserve-Lazarett in der Hochschule für bildende Künste in Charlottenburg, in welchem etwa 350 Verwundete und Kranke untergebracht waren, besuchte, wollte die Hofdame, die den damals sehr angegriffenen Gesundheitszustand der Kaiserin kannte, den Besuch abkürzen. Sie hoffte, daß die im Garten versammelten Leichtkranken, etwa hundert, insgesamt von der Kaiserin begrüßt werden würden; aber nein, sie sprach mit jedem einzelnen. Auch eine kleine List verfiel nicht. Der leitende Arzt sollte die Kaiserin darauf aufmerksam machen, daß es schon recht kühl sei und die Soldaten nur mit Krankenanzügen bekleidet wären. Lächelnd erwiderte die Kaiserin auf den Hinweis: „Ich weiß schon, Herr Oberstabsarzt, was die dünne Kleidung zu bedeuten hat,“ und sie verließ erst den Garten, nachdem sie auch mit dem letzten Manne gesprochen hatte.

Die Erfahrungen, die die Kaiserin bei diesen Besuchen machte, verwertete sie in der Heimat zu weiterer Fürsorge, um auch aus der Ferne zu helfen und zu lindern. Bei Eintritt des Winters hatte sich auf ihre Veranlassung ein Kriegsauschuß für warme Unterkleidung gebildet, mit dem Motto: „Denkt auch an Gesundheitspflege, nicht nur an Krankenpflege.“ Der erlassene Aufruf hatte den größten Erfolg; schon am 1. Oktober 1914 konnten drei Eisenbahnzüge mit Decken und wollenen Kleidungsstücken nach den verschiedenen Kriegsschauplätzen abgehen, sie enthielten über 16000 Einheitspakete, die warme Sachen für die Empfänger bargen. Und diese Sammlungen wurden erfolgreich fortgesetzt, auch durch die von der Kaiserin bewirkte Reichswollwoche, die eine halbe Million Decken und Hunderttausende von Hosens, Jackens und Westens einbrachte. Diesen praktischen Spenden schlossen sich literarische an, durch unzählige Bücher- und Zeitschriften-Sendungen, die ganz besonders willkommen waren. Bei der von dem königlichen Hausbibliothekar in Berlin eingerichteten „Büchersammelstelle der königlichen Hausbibliothek für Lazarett- und Feldbibliotheken“ gingen in dem ersten

Vierteljahr von deutschen Verlagsbuchhändlern Bücher im Werte von 180 000 Mark ein, und erfreulichste Ergebnisse hatten die Sammlungen von Büchern in den höheren Knaben- und Mädchenschulen Groß-Berlins, sowie die verschiedenen Reichsbuchwochen und die Opfertage für Feldbüchereien.

Nicht minderen Erfolg, in anderer Weise, erzielte die anlässlich des Geburtstages der Kaiserin vom Vaterländischen Frauen-Verein veranstaltete Sammlung von eingekochtem Obst und Fruchtsäften. Frida Schanz hatte dazu durch ein allerliebstes Gedicht aufgefordert. Die Bitte verhallte nicht vergebens; von überall her liefen die Gaben beim Vaterländischen Frauen-Verein in Berlin ein und wurden zunächst zu einer Ausstellung vereint, die regsten Zuspruch und auch den Besuch der Kaiserin fand. Viele der Sendungen waren von humorvollen Gedichten, sinnigen Sprüchen und allerhand freundlichen Brieflein begleitet. Im ganzen waren 1050000 kg Marmelade, 3110000 l Fruchtsäfte, außerdem noch 289000 kg verschiedene Lebensmittel gespendet worden — groß war die Geburtstagsfreude der Kaiserin darüber.

Der Krieg dauerte länger und länger, die Zeiten wurden auch daheim immer schwieriger, die Ernährung eine stets kargere. Schon zu Beginn des Krieges hatte die Kaiserin dem Roten Kreuz wesentliche Mittel für einzurichtende Speisehallen überwiesen; die Organisation wurde mehr und mehr erweitert, je besorgniserregender die Versorgung mit Nahrungsmitteln für die Bevölkerung, hauptsächlich in den großen Städten, wurde. Wiederum waren unsere Frauen eifrig zur Stelle; sie betätigten sich aufs emsigste bei den verschiedenen Vereinen, so jenem der Berliner Volksküchen und denen des Vaterländischen Frauen-Vereins, des Nationalen Frauendienstes usw. Vielfach besuchte die Kaiserin diese Speiseanstalten in Berlin, Potsdam, Charlottenburg, sowie in den verschiedenen Landesteilen, überzeugte sich von der Güte der Kost und sorgte für Ergänzung der Vorräte. In Potsdam mußten ihre Hofdamen die Zahl der Helferinnen, die nicht mehr ausreichte, vermehren, auch sie selbst stand häufig, eine weiße Schürze umgebunden, an der Ausgabestelle und verabreichte mit freundlichen, ermunternden und, wo es angebracht war, tröstenden Worten den Frauen das Essen. Ihr Stand war stets der umlagertste, denn bald hatte es sich herumgesprochen, daß es bei der Kaiserin „mehr“ gibt, als bei den übrigen Damen. In ihren kargen Mußestunden strickte die Kaiserin und hielt dazu auch ihre Hofdamen an. Sie hatte schon früher im Sticken von Blumenmustern auf Decken, Vorhängen, Weißzeug und Stoff eine große Kunstfertigkeit erlangt. Jetzt freilich wurden Wolljacken, Pulswärmer, Handschuhe, Decken usw. gearbeitet, und sie klagte mehrfach, daß die Wolle so teuer sei, so daß die Ausgaben für diese Geschenke an Verwundete und Kranke mehr und mehr anwüchsen. Wie kennzeichnend ein damaliger Ausspruch der Kaiserin: „Wenn ich zwei Wege vor mir habe, gehe ich immer den, der mir schwerer fällt. Ich weiß dann wenigstens, daß ich ihn nicht um meiner selbst willen gegangen bin.“

Die Kaiserin war eine große Freundin der Blumen, die sie selbst gern pflegte und hegte und in Vasen ordnete, um die Zimmer damit zu schmücken. Als zu Beginn des Krieges von Einschränkungen gesprochen wurde, da meinte sie, daß sie auf vieles verzichten könnte, aber es würde ihr recht schwer fallen, ohne Blumen zu sein. Dann wurde aber gar bald auf ihre besondere Anordnung hin das Leben im kaiserlichen Haushalt sehr vereinfacht; es fanden keinerlei Ausnahmen statt, die Lebensmittel wurden rationiert, Kuchen nicht gebacken, an Butter und Zucker gab es nur das gesetzlich zugewiesene. Und im Frühjahr 1917 ließ sie aus ihrem Privatbesitz Juwelen von hohem Wert zum Zweck der Veräußerung im neutralen Ausland zur Hebung der Valuta abliefern.

Aber auch über die unmittelbare Unterstützung durch ausreichende Kost ging die Sorge der Kaiserin hinaus. Eine große Zahl von Konfektions- und Heimarbeiterinnen war durch den Krieg beschäftigungslos geworden; es wurden zahllose Nähstuben eingerichtet, die Tausenden von Frauen und Mädchen Arbeit und dadurch Unterhalt gewährten. Unangemeldet stellte sich oft die Kaiserin in diesen Stuben ein, sorgte für umfassende Weihnachtsbescherungen und gab auch reichlich materielle Mittel. Wie erfreute es sie, als einmal eine Arbeiterin an sie herantrat und bat: „Majestät, schreiben Sie es doch Ihrem Mann, daß wir alle weiter treu durchhalten werden.“ Aus einer Kriegssitzung sandte im Herbst 1918 der Hauptvorstand des Gewerksvereins einen Drahtgruß an die Kaiserin: „In unerschütterlicher Treue grüßen die christlich-nationalen Heimarbeiterinnen in der Zeit bitterster Not ihre geliebte Kaiserin. Wie sie bereit waren und sind, weiter mit ungebrochenem Mute die Nöte des Krieges zu tragen, wenn unser Friedensangebot zurückgewiesen wird, so geloben sie, in den kommenden schweren Zeiten zäh und ungebeugt mit daran arbeiten zu wollen, daß Deutschland dennoch einst eine lichte Zukunft hat. Gott sei mit unserm Vaterlande und unserm Kaiserhause.“ Und die telegraphische Antwort darauf lautete: „Herzerfreuend sind mir die Grüße der christlich-nationalen Heimarbeiterinnen. Ich danke Ihnen allen für dieses in schwerster Zeit dargebrachte Treugelöbnis, aus dem Kraft, Zuversicht und Gottvertrauen spricht. Die deutsche Frau, die sich so bekennt, ist unseren tapferen Streitern bester Rückhalt. Gott wird weiter helfen! Auguste Viktoria.“

Je mehr die Not wuchs, desto mehr schienen sich die Kräfte der Kaiserin zu verstärken. Viele Tausende von Frauen waren in der Kriegswirtschaft beschäftigt, es galt, für sie die erforderlichen Wohlfahrtseinrichtungen zu treffen und im Sinne der Kaiserin durchzuführen. So suchte sie die großen, für den Heeresbedarf arbeitenden industriellen Werke und in diesen die dort beschäftigten Frauen auf und überzeugte sich, ob auch genügend in wirtschaftlicher, sozialer und hygienischer Beziehung für sie gesorgt werde. In verschiedenen Fabriken wurde es auf ihre Veranlassung ermöglicht, den Arbeiterinnen zweiwöchentlich einen freien Tag mit vollem Lohn zu gewähren, um sich zu erholen und um in ihrer Häuslichkeit nach

dem Rechten zu sehen. Als sie das Feuerwerkslaboratorium in Spandau verließ, nachdem sie sich in der Frauentüche an der Verteilung des Essens beteiligt hatte, umdrängten die Arbeiterinnen ihren Wagen dicht und überschütteten sie mit Blumen, die sie sich schnell in benachbarten Blumengeschäften besorgt hatten. Auch in der Provinz suchte sie jene Fabriken auf, auch dort in den vom Maschinenlärm erfüllten Räumen Freude und Sonnenschein verbreitend. Sehr hübsch wird das von dem Besuche des Karl-Werks in Köln-Mülheim beschrieben: „Mit eindringlicher Anteilnahme sieht die Kaiserin auf die flinken Mädchenhände, die so sicher und geschickt mit so hartem, rauhem Material umzugehen wissen. Sie tritt dicht, Ellbogen an Ellbogen, zu dem jungen, fleißigen Weib in männlicher Arbeitstracht heran, ihre Hand legt sie auf die Schulter, die der schmutzige Arbeitskittel deckt, und mehr noch als die gütige Stimme fragt das Auge, das Lächeln, das zugeneigte Haupt: „Sprich mir von dir. Laß mich wissen, was du fühlst, was du denkst.“ Es ist ein reizvolles Bild, zu beobachten, wie die erste Scheu so schnell weicht. Offen und frei leuchten die Augen auf, der Mund plaudert frisch weg — und geht die gütige Herrin weiter, dann liegt ein halb verträumtes, halb stolzes Staunen auf dem vorher vielleicht arbeitsmüden Gesicht, ein Staunen, das sich erst langsam zur Wirklichkeit zurückbesinnt. „So lieb hat sie geredet,“ sagt mir eine junge Arbeiterin und ist noch ganz atemlos vor froher Erregung, „man merkt, daß sie auch Herz und Respekt für unsereinen hat.“ So sprach das junge Weib — „Herz und Respekt“ sagte sie und fand damit in natürlichem Gefühl das heraus, was diesen Besuchen der Kaiserin in derartigen Werkbetrieben einen so hohen, volkerzieherischen und sittlichen Wert verleiht. Das „Herz“ fühlt ihr jeder ab, der einmal in dies gütige Antlitz sah — und die liebevolle Achtung, die sie der schwer arbeitenden Frau entgegenbringt, wo immer sie ihr gegenübergestellt wird, ist die starke Brücke zwischen ihr und der Frau des Volkes. Über diese Brücke schreiten Vertrauen und Liebe Hand in Hand.“

Am 27. Juli 1917 richtete die Kaiserin an den Chef des Kriegsamtes, General Gröner, ein Schreiben, in dem sie die Arbeiten und Erfolge des ihrem Protektorat unterstellten „Nationalen Ausschusses für Frauenarbeit im Kriege“ für die aufopferungsvolle Tätigkeit der Frauen und Mädchen in kriegswirtschaftlichen Betrieben dankend anerkennt, aber auch besonderen Wert darauf legt, daß die Bestrebungen, alle überflüssigen Lasten für die arbeitenden Frauen auch auf diesen Gebieten zu vermeiden, in jeder Weise unterstützt werden.

Es würde uns zu weit führen, noch alles andere hervorzuheben, was die Kaiserin in den sturmvollen Kriegsjahren getan und für die weitesten Volkskreise geleistet hat. So nahm sie sich aufs förderksamste der Säuglingspflege an und war hocherfreut, als der Kaiser aus der „Kaiser-Wilhelm-Spende deutscher Frauen“ dem Auguste-Viktoria-Hause 50000 Mark zum Bau eines Unterrichts- und Fortbildungshauses für Säuglingskunde überwies. Ein ähnliches Haus wurde in

Potsdam eingerichtet, mit wesentlicher Unterstützung der Kaiserin. Dann wurde ein „Landaufenthalt für Stadtkinder“ geschaffen, dessen Schutzherrschaft die Kaiserin übernahm mit den Worten: „Wenn man selbst so viele Kinder großgezogen und so viele Enkel hat, dann tut man ja das so gerne,“ und sie fügte den Worten eine erhebliche Geldspende bei. Nicht minder nahm sie sich der Auslandsflüchtlinge an, die untergebracht, gepflegt und beschäftigt werden mußten. Mit tiefster Anteilnahme suchte die Kaiserin das Los unserer Kriegsgefangenen zu erleichtern und nahm wiederholt persönlichen Einblick in die Tätigkeit des Berliner Zentral-Nachweis-Büros, das Nachrichten über die Vermissten des deutschen Heeres sammelte, schriftliche und mündliche Auskunft erteilte, die deutschen Verlustlisten veröffentlichte und auch über die fremden Kriegsgefangenen in Deutschland einen fortlaufenden Nachweis unterhielt. Umsichtig verwaltete sie die Kriegsgefangenen-spende von zwölf Millionen Mark und leitete die ersten Austauschtransporte ein, ebenso wie sie mehrere Schwestern, in verschiedenen Zwischenräumen, nach Rußland sandte, um die deutschen Gefangenenlager aufzusuchen und das Los der dort Untergebrachten zu verbessern. Sie, die sonst so Gütige und Nachsichtige, gab ihre Zurückhaltung auf, als sie erfuhr, daß an verschiedenen Stellen unsere Gefangenen unmenschlich behandelt würden; sie suchte die Energielosigkeit des Reichskanzlers Bethmann Hollweg zu bekämpfen und beim Kaiser durchzusetzen, daß man Vergeltungsmaßnahmen einführte. Als an einem sonnigen Frühlingstage des Jahres 1916 die Kaiserin in Saffitz war, um den ersten Austauschdampfer von Schweden, der 180 Gefangene aus Rußland bringen sollte, zu erwarten, und als nun die einst so starken und stattlichen Männer bleich, elend, verkrüppelt, in zerfetzten, schmutzigen Lumpen das Schiff verließen, da stand die Kaiserin leichenbläß und zutiefst erschüttert mitten unter den sich herandrängenden Frauen; sie konnte ihre Bewegung nicht mehr verbergen, und immer wieder füllten Tränen ihre Augen. „O, die vielen Opfer, die vielen Opfer!“, das waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte.

Ach, es sollten noch der Tränen mehr kommen! Am 22. Oktober 1918 beging sie an der Seite des Kaisers ihren letzten Geburtstag in der Heimat, denn „feiern“ konnte man nicht sagen. Diese Feier bestand in einem Hausgottesdienst im Sterbezimmer Kaiser Friedrichs. „Nach dem Gottesdienst,“ so erzählt der Geistliche, „sah ich sie weinen; sie sah wohl die Schatten einer schweren Zukunft über ihrem Gemahl und dem Vaterlande.“

Der Weg ist vollendet

„Ihr Niederen, wie glücklich ihr euch legt!
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone trägt!“

Wie sehr sollte die Kaiserin die Wahrheit dieses Wortes erfahren! Der Zusammenbruch war erfolgt, die schlimmen Novembertage waren gekommen. In Berlin hatte man die Republik ausgerufen, es gährte überall. Die Kunde der traurigen Ereignisse in der Reichshauptstadt und an anderen Orten wurde unendlich vergrößert weitergetragen. Man hatte die Kaiserin gebeten, das Neue Palais und Berlin zu verlassen, so lange es noch Zeit sei. Nein, sie sagte entschlossen: „Ich gehe nicht aus diesem Hause. Es wäre Feigheit, jetzt das Haus meines Mannes zu verlassen!“ Der Kaiser war fern; Nachrichten von ihm blieben aus, da Aufwühler den Draht zerschnitten hatten; sie fühlte sich als seine Stellvertreterin, zum ersten Male seit ihrer Vermählung. Auf ihre Bitte stellten sich die nächsten Mitglieder ihrer Familie ein, drei Söhne, drei Schwiegertöchter, acht Enkel. Eingehend erkundigte sich die Kaiserin, ob und welche Verteidigungsmaßregeln zu treffen seien, noch war ja die Stabswache da und erwies sich als zuverlässig; die Kaiserin entschied: „Wir werden hier ausharren!“ Am Nachmittag erfuhr sie die Abdankung des Kaisers, was bekanntlich nicht stimmte, was aber der Reichskanzler, Prinz Max von Baden, der Öffentlichkeit als feststehend hatte mitteilen lassen. Welch eine schlimme und aufregende Nacht für die Kaiserin, deren Gesundheitszustand sowieso ein schwankender war! Aber ehe sie versuchte, Ruhe zu gewinnen, sandte sie ein Telegramm an den Kaiser, mit den innigsten Grüßen ihm mitteilend, daß sie und die Familie gesund und voll guter Zuversicht seien. Das sollte auch ihm ein Trost in jenen verhängnisvollen Tagen sein.

Der nächste Tag, der 10. November, war ein Sonntag. Früh versammelte die Kaiserin das ganze Personal um sich und entband jeden, der nicht bleiben wollte, seines Dienstes. Aber keiner machte davon Gebrauch. Oberhofprediger Dryander sollte im Neuen Palais Gottesdienst halten; er traf auch ein, aber die Feier fiel aus, weil das Befinden der Kaiserin jede Anstrengung zu meiden gebot. Lange jedoch saß der Geistliche neben der erschütterten Frau, sie zu trösten versuchend, was freilich recht schwer war, um so mehr, als noch immer keine Mitteilungen vom Kaiser eingelaufen waren. Erst am Abend traf die Nachricht ein, daß der Kaiser nach Holland gefahren sei und Aufnahme im Schlosse Amerongen

des Grafen Bentinck gefunden habe. Das gab ihr viel der inneren Ruhe wieder; sie bewahrte von nun an ihre volle, würdige Haltung, den anderen ein Beispiel gebend, nicht zu verzagen und der Zukunft, mochte sie auch noch so ungewiß sein, offen entgegenzusehen. „Es ist ja gar nicht der Stellung wegen, die ich verliere, es ist nur, daß ich nun niemand mehr helfen kann,“ das sagte sie, tief betrübt darüber, daß sie plötzlich von all ihren so hingebungsvoll unternommenen Liebeswerken abgeschnitten wurde.

Besonders bekümmerte es sie, daß sie nun die Protektorate über die vielen wohlthätigen Anstalten und Verbände aufgeben müsse, auch jenes ihr besonders liebe über den „Vaterländischen Frauen-Verein“. Als man ausführte, daß die bestehenden Satzungen, die sehr persönlich gehalten waren, dies nicht mehr gestatteten, erwiderte sie: „Dann sollen die Satzungen geändert werden, es soll alles heraus, was auf meine Person Rücksicht nimmt, nur das Protektorat möchte ich behalten.“ Der Plan, Potsdam und das gefahrerfüllte Berlin zu verlassen, war eingehend erörtert worden, konnte aber nicht zur Ausführung gelangen, da meuternde Soldaten alle Kraftwagen gestohlen hatten. Im Neuen Palais war der Aufenthalt nicht mehr möglich; abgesehen von den umherziehenden plündernden Banden fehlte es an Lebensmitteln und Brennmaterial. So siedelte die Kaiserin nach der Villa Ingenheim, dem Wohnsitz des Prinzen Eitel Friedrich, über. Hier erschienen eines Tages zwei Abgesandte des Volkzugsrats aus Berlin, die erklärten, sie hätten den Auftrag, die Briefe des Kaisers an die Kaiserin und die Prinzen zu beschlagnahmen: „es handele sich dabei um die Feststellung der am Ausbruch des Krieges Schuldigen; als einer der Hauptschuldigen sei bereits ein hoher General ermittelt, die persönliche Mitschuld des Kaisers sei nach ihren bisherigen Nachforschungen so gut wie sicher, den endgültigen Beweis würden vermutlich hier in der Villa Ingenheim befindliche Briefe bringen.“ Ein Oberstleutnant, der jene Abgesandten zunächst empfing, klärte sie auf, daß ihr Bemühen vergeblich wäre, denn weder die Kaiserin noch die Prinzen hätten etwas mit Politik zu tun gehabt, daher könnten sich auch keine Briefe politischen Inhalts vorfinden. Die Beauftragten begnügten sich damit nicht; sie verlangten, wenn auch nicht die Kaiserin, so doch den Prinzen Eitel Friedrich persönlich zu sprechen. Der Prinz erschien; er bestätigte die Mitteilungen, daß er, der von Anfang an den Feldzug in der Kampffront mitgemacht und mit Politik nichts zu schaffen gehabt hätte, keinerlei der gesuchten Briefe besäße, ebensowenig wie seine Mutter und seine Geschwister. Da seine Auskunft nicht zu genügen schien, sagte er: „Wenn Sie mir nicht glauben wollen, so werde ich Ihre Majestät bitten, Ihnen die Sachlage selbst zu bestätigen.“ Als bald trat die Kaiserin am Arm ihres Sohnes ein, in aufrechter Haltung; der eine der Berliner Herren, ein früherer Seeoffizier, der wohl schon damals nicht seine Geisteskräfte mehr zusammen hatte und bald danach in ein Irrenhaus überführt werden mußte, bat

sie, Platz zu nehmen. Die Kaiserin blieb vor ihm stehen und äußerte: „In meinem Hause bin ich gewohnt, Plätze anzubieten.“ Dann setzte sie hinzu: „Ich habe von dem Ansinnen gehört, das Sie an mich gestellt haben, ich habe keine politischen Briefe, sondern nur Privatbriefe, und die wird man mir wohl, wie jeder anderen deutschen Frau, noch lassen.“ Auf die Erwiderung, es handele sich um eine Beschlagnahme im eigensten Interesse der Familie, die Briefe sollten vor der Wegnahme durch Unberufene geschützt werden, äußerte die Kaiserin: „Welcher Schutz von Ihrer Seite zu erwarten ist, zeigen die Vorgänge im Berliner Schloß. Sorgen Sie lieber dafür, daß dort dem Plündern Einhalt getan wird — auch Menschenleben sind dabei, wie ich höre, zugrunde gegangen.“ In theatralischer Haltung warf der Sprecher ein: „Was spielen diese Menschenleben für eine Rolle gegenüber der Schädelpyramide, die der Imperialismus aufgerichtet hat?“ Da rief die Kaiserin: „Soviel ich weiß, waren das keine Plünderer, sondern Helden, die für ihr Vaterland gefallen sind!“ Der Wortführer meinte achselzuckend: „Ja, was man früher so unter Vaterland verstand; man kann über diesen Begriff sehr verschiedener Ansicht sein,“ worauf die Kaiserin in sehr bestimmtem Tone sagte: „Das ist eben das Schlimme, daß heute so viele nicht mehr wissen, was ihr Vaterland ist!“ Und sie verließ am Arm ihres Sohnes das Zimmer. Der wieder eintretende Prinz äußerte zu den Zurückgebliebenen: „Ich habe mit meinen Grenadieren 50 Monate am Feinde gestanden, um das Vaterland zu schützen. Die Helden, die jetzt in Ost und West ruhen, haben genau gewußt, was ihr Vaterland gewesen ist!“ Die Beiden erwiderten kleinlaut, sie hätten nicht die Absicht gehabt, die Kaiserin zu verletzen; dann verließen sie die Villa und fuhren zum Neuen Palais, durchwühlten das Arbeitszimmer des Kaisers und erbeuteten aus dem Papiertorb als einzigen „Sund“ einen Briefumschlag des Kaisers an seinen zwölfjährigen Entel.

Wie diesen Abgesandten gegenüber die Kaiserin ihre Würde und Ruhe bewahrt hatte, so geschah dies auch in den folgenden Tagen, wo es genug an Aufregungen und Befürchtungen gab, wo sie aber wiederum, wie in vergangenen friedlichen Jahren, der verehrte und geliebte Mittelpunkt der Familie war. Tag und Nacht sorgte sie sich um den Gemahl, immer fester wurde ihr Entschluß, ihn aufzusuchen, und als man sie bat, doch von dieser Reise ins Ungewisse abzusehen, sprach sie: „Sie werden doch verstehen, daß ich die Pflicht habe, dem Kaiser zu folgen; für mich bleibt er immer der Kaiser. Wie ich alle Freuden mit ihm getragen habe, so nun auch alle Leiden.“ Die Regierung hatte sich bereit erklärt, ihr bis an die holländische Grenze einen Zug zu stellen und sie sicher geleiten zu lassen.

Am 24. November fand der Abschiedsgottesdienst vor der Hausgemeinde im Sterbezimmer Kaiser Friedrichs im Neuen Palais statt. Nach einem Gesang sprach Oberhofprediger Dryander in Erinnerung an frühere schmerzvolle Zeiten über das Wort, das König Friedrich Wilhelm IV. im Charlottenburger Mausoleum

in der Nische zu Häupten seiner verklärten Mutter hatte einsetzen lassen: „Wir aber sind nicht von denen, die da weichen, sondern die glauben und die Seele erretten.“ Seine Worte: „Werfet euer Vertrauen nicht weg“ galten nicht für die Kaiserin, desto mehr dagegen jene: „Es können wohl Reiche gestürzt werden und gekrönte Häupter fallen; es gibt aber eine unsichtbare Krone, die niemand ihrem Träger rauben kann!“ — Die Kaiserin nahm von jedem der Anwesenden einzeln Abschied, zunächst von den Damen ihrer Umgebung, Gräfin Brockdorff, Gräfin Keller und Fräulein von Gersdorff, die 34 Jahre lang seit dem Einzug der jungen Prinzessin als Braut in Berlin ihr treu gedient, wie von der Dienerschaft, von der die Mehrzahl gleichfalls lange Jahre zum Haushalt gehörte und die Kaiserin aufs innigste verehrte. Es war eine bittere Stunde, und viele Tränen drängten sich in die Augen. Noch drei Tage neuer Aufregungen und schmerzlichen Wartens vergingen, bis am Abend des 27. November die Kaiserin ihre Reise antreten konnte. Eins ihrer letzten Worte war: „Ich verlasse meine Kinder und mein Haus, um meinem Manne zu folgen, aber das Schwerste für mich ist doch, daß ich nun nicht mehr Landesmutter sein kann.“ Sie nahm keine Kostbarkeiten mit, keinen Schmuck, kein Geld, nur eine kleine Truhe, die sie sorgsam behütete. Als der Vertreter der Volksbeauftragten, in der Überzeugung, daß jenes geheimnisvolle Kästchen sicher große Schätze berge, um die Öffnung bat, da zeigte sich der Inhalt: es waren die ersten Kindersachen der Sieben der Kaiserin, die sie zum Teil selbst gefertigt und mit Namenszeichen versehen hatte! —

Nach ermüdender, zwölfstündiger Reise langte die Kaiserin erschöpft an der Grenze an. Dort meldeten sich zum Empfange holländische Damen und Herren, um ihr erste Begrüßungsworte zu bieten und sie in Ehren aufzunehmen. Ihre Umgebung wollte den Empfang aus Rücksicht auf ihre große Mattigkeit verhindern, aber sie richtete sich auf: „Ich werde sie empfangen und begrüßen, ich möchte ihnen danken.“ Und sie trat den Ankömmlingen entgegen, schlichte, freundliche Worte mit ihnen wechselnd und das ihr so wohlthuende, aber doch auch so schmerzliche Willkommen entgegennehmend. Als jene gegangen, sank sie bleich und tief erschüttert auf dem nächsten Stuhl zusammen, Tränen über Tränen rannen über ihre Wangen.

Am Nachmittag des 28. November traf die Kaiserin in Amerongen ein, vom Kaiser allein vor dem Schloß in tiefer Bewegung begrüßt. „Mir wird unvergeßlich sein,“ berichtet ein Augenzeuge, „wie sie dann hereinkam, Tränen in den Augen, in tiefer Bewegung und doch gefaßt, mich unwillkürlich an das erinnernd, was wir über die Königin Luise gehört haben. Ihr erstes war damals, den Herren des Gefolges Grüße von ihren Frauen und Kindern auszurichten — nie vergaß sie über sich andere.“ Die Kaiserin mußte mehrere Tage das Zimmer und das Bett hüten, und auch noch lange Zeit nachher erschien sie nicht zu den gemeinsamen Mahlzeiten. Damals stellten die Feinde bekanntlich das Ansuchen, den

Kaiser, den Kronprinzen und viele Generale wie Offiziere ihnen auszuliefern. Das regte die Kaiserin unendlich auf; bei dem geringsten Geräusch fuhr sie empor, auch mitten im Schlafe: „Sie kommen ihn holen, sie kommen ihn holen!“ Es war sehr schwer, sie von dieser quälenden Vorstellung zu befreien, lange Tränenergüsse waren stets die Folge.

Aus jener Stimmung heraus schrieb sie im Dezember folgenden erschütternden Brief, der von ihrem Seelenleid ergreifendste Kunde gibt und von einem Entschluß, an den man gar nicht denken mag: „Meine Kinder! Falls Papa und ich durch Gottes Willen Euch nicht wiedersehen sollten, soll dieser Brief Euch unsere letzten Grüße und Segen überbringen. Es sind so namenlos schwere Tage, aber der Glaube an Gott, der doch noch einmal helfen kann, hält uns aufrecht. Für Papa ist es am schwersten, so machtlos sein zu müssen und alles über sich ergehen zu lassen. Noch hoffen wir, daß, wenn Wilson landet, vielleicht eine Erleichterung eintritt; aber ausliefern lassen wir uns nicht; ich denke, Mathilde K. wird diese Zeilen überbringen, sonst irgend jemand von unseren Leuten. Ich weiß, Ihr, meine lieben Kinder und Schwiegerkinder, werdet Euch mit Gottes Hilfe brav durchschlagen, möge Euch demaleinst mal wieder die Sonne scheinen, damit Ihr etwas für unser jetzt betörtes Vaterland noch leisten könnt. Wilhelm sitzt auf der Insel. Gott gebe ihm später Freiheit. Es ist bitter schwer, Abschied zu nehmen, meine Sachen schicke ich Dir und Andenken an die Geschwister und an 4 Damen und die Beaulieu zu geben. Ich bleibe bei Papa bis zuletzt, wenn man mich läßt, dann ist es weniger schwer. Unsere gegenseitige heiße Liebe und unser Gottvertrauen geht übers Grab. Grüßt die Heimat, die jetzt so betört ist. Dereinst werden ihr die Augen aufgehen über das, was sie an Papa verliert, dann wird es zu spät sein. — Nochmals einen innigen Kuß an Euch Alle — Danke Euch, daß Ihr uns so liebe Kinder waret. Auch den Enkeln Gruß. Bitte um Abschrift von diesem Brief für die Geschwister, auch an Sissi*), die so weitab ist, sie hat ihren Mann und die Kinder und die Heimat ihres Mannes, obgleich sie sehr an der alten Heimat hängt. Und nun, Gott schütze Euch, auf ein Wiedersehen bei Gott. Deine tief traurige, aber dankbar mit Papa vereinte Mutter.“

Und ein anderer Brief aus jenen Tagen schließt: „Gott beugt, aber er hilft auch. Gottlob ist mein Kaiser trotz allem Leid stark und wohl. Ihre gebeugte aber nicht gebrochene Viktoria.“ Mit der Heimat beschäftigten sich fortgesetzt ihre Gedanken, in nachdenklichem Sinnen und in nächtlichen Träumen weilte sie dort, nahm an allem tiefsten Anteil, was man ihr aus deutschen Landen berichtete. So schreibt sie am 20. Februar 1919: „Aber wie finden Sie die Heimat verändert in dieser Zeit! Gott hat schwere Prüfungen geschickt, er weiß allein, wie sie demaleinst von uns genommen werden können. Es geht uns körperlich wieder viel besser, aber das Herz ist doch zur Hälfte in der Heimat.“

*) Ihre Tochter, Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig.

Vier Tage sollte zunächst der Aufenthalt des Kaisers in Amerongen dauern; es wurden anderthalb Jahre daraus. Graf Bentinck übte die gütigste und freundschaftlichste Gastlichkeit, seine ganze Person, sein ganzes Wesen waren von linderndem Einfluß auf den Kaiser und die Kaiserin, die nur schmerzlich vermifste, daß immer nur eins ihrer Kinder sich in Amerongen aufhalten durfte, schon weil die Räumlichkeiten des altertümlichen, wasserumgebenen Schlosses sehr beschränkt waren. Die Zimmer, die das Kaiserpaar bewohnte, lagen nach der Rheinseite, so manches langsam vorüberziehende Schiff schien Grüße aus der Heimat zu bringen. Wie viele Stunden saß hier die Kaiserin neben dem Gatten, im ernstesten Gedankenaustausch, aber auch stets erneute Anregung gebend zu eingehender Beschäftigung. Der Kaiser hatte mit der Niederschrift einzelner Erinnerungen begonnen, unterstützt von seinem bewundernswerten Gedächtnis. Er ging seine ganze Regierungszeit durch, sein Wollen und Wirken, seine Begegnungen mit bedeutenden Männern, seine für die Wohlfahrt des Landes und den Frieden unternommenen Fahrten, seine Erlebnisse und Eindrücke im Kriege. Er fand nichts von Schuld am blutigen Völkerringen, dafür desto mehr Beweise des Gegenteils. Zunächst dachte er kaum an ein Buch, nicht an eine Rechtfertigung, die er nicht nötig hatte, es sollte mehr ein politisches Vermächtnis für seine Kinder sein. Da regte die Kaiserin die Veröffentlichung an, darlegend, wie nützlich eine solche wäre, durch seine klaren und unwiderleglichen Darstellungen die Welt von Deutschlands Schuldlosigkeit zu überzeugen. Willig nahm der Kaiser diesen Gedanken auf, und so kam sein Werk „Ereignisse und Gestalten 1878—1918“ zustande neben den ausschließlich Tatsachen und Daten bringenden „Vergleichenden Geschichtstabellen 1878—1918“, die zuerst erschienen und, wie das erstere, dem Andenken der Kaiserin gewidmete Werk, stets ihre Bedeutung behalten werden.

Zwei Weihnachten wurden in Amerongen begangen; von dem letzten berichtet ein Brief der Kaiserin unterm 10. Januar 1920: „Von Herzen Dank für lieben Brief vom 27. Wie freut es mich, daß meine Zeilen gerade zu Weihnachten eintrafen. Wir verlebten ein stilles Fest hier in der Fremde, doch eine große Freude, meinen ältesten Sohn dabei zu haben und dann den zweiten, den ich seit 13 Monaten nicht gesehen hatte. Gleich nach dem Fest. Ja, hierfür konnte man dankbar sein und daß der Herr ihn so wohl erhielt. Gewiß hätte es Sie gerührt, wenn Sie gesehen hätten, wie er aus dem schönen Testament, das Sie mir vor Jahren mit großer Schrift schenkten, die Weihnachtsgeschichte unterm Weihnachtsbaume (der uns geschenkt worden war) der kleinen deutschen Hausgemeinde vorlas und uns dann eine wunderhübsche ernste Ansprache hielt, und das ist der, der so viel erlitten hat und von so vielen geschmäht wird. Aber der Herr siehet das Herz an. — Nach Weihnachten kam mein dritter Sohn zu uns, es war so schön. — Mein Kind in Österreich*) hat Gottlob im Kreise ihrer gesunden Kinderschar das Fest

*) Herzogin Viktoria Luise, die in Gmunden lebte.

verlebt. Leben Sie wohl, beten Sie auch für mich und ihn, wir können es wahrlich brauchen, auch in diesem kommenden Jahr. Ihre herzlich ergebene Viktoria.“

Das folgende Jahr sollte dem Kaiserpaar das eigene Heim auf holländischem Boden bringen. Der General von Gontard, der getreueste der Getreuen, der auch den Kaiser auf der Fahrt aus dem Großen Hauptquartier in Spaa nach Amerongen begleitet hatte und ihm als unermüdlicher Helfer und Berater zur Seite geblieben war, hatte durch Zufall ein geeignetes Besitztum ausfindig gemacht, das, wie es die angsterfüllten Feinde verlangt, „nicht zu nahe der Meeresküste, nicht zu nahe der deutschen Grenze, nicht zu nahe einer holländischen Großstadt“ liegen durfte! Es war Haus Doorn, das schnell erworben und, nach mancherlei notwendigen Umwandlungen, im Frühling 1920 bezogen wurde — ein Herrensitz alten Stiles, für eine zurückgezogen lebende Familie recht geeignet, aber doch so beengt, daß nicht einmal die nächste Umgebung der neuen Besitzer darin Unterkommen finden konnte, ein Übelstand, dem durch besondere Bauten abgeholfen wurde. Vielerlei Erinnerungsgegenstände, Möbel und Kunstwerke aus dem Besitz der kaiserlichen Familie vervollständigten allmählich die innere Einrichtung, die von vornehmer Behaglichkeit ist, ohne jeglichen Luxus. Sehr schön ist der 40 Morgen große Park, der zu weiten Spaziergängen lockt.

Zur Einweihung des fertiggestellten Hauses wurde Oberhofprediger D. Dryander im Mai 1920 nach Doorn geladen, freudig folgte er diesem Rufe. Er fand den Kaiser sichtlich gealtert, aber in Haltung und Auftreten straff und elastisch wie sonst, sein schweres Geschick mit hoher Würde, ungebeugt und unverbittert tragend. Kurz nach seiner Ankunft konnte der Geistliche die Kaiserin sprechen, in einer anmutigen Laube zur Seite des Hauses, den Blick auf Wiesen und Bäume gerichtet, bei einer Arbeit sitzend. Wieviel lag zwischen dem Abschied im Neuen Palais, und wieviel Schweres war ihr seitdem auferlegt worden! Ein Rollstuhl brachte sie bis an die Treppe des Hauses, die sie selbst erstieg, denn die Gemächer des Kaiserpaares lagen im ersten Stock. Nun hatte die Kaiserin doch wieder die ersehnte Beschäftigung, für den Gatten und für die zum Haushalt Gehörenden anordnen und sorgen zu können, und sie tat es mit vollster Hingebung, soweit dies ihre Kräfte gestatteten. An allem, was der Tageslauf brachte, nicht minder an den Nachrichten aus der Heimat, nahm sie tätigesten Anteil, namentlich an der Beschäftigung des Kaisers, der, neben anderen Arbeiten, hier seine „Erinnerungen an Korsu“ verfaßte, die er nach der späteren Veröffentlichung dem Andenken seiner Gemahlin widmete, deren Anregung die Schrift ihre Entstehung verdankte. In jener Zeit besuchte sie häufig das Turmzimmer des Kaisers, mit regstem Interesse für sein eifriges Schaffen, sich auch körperlich zusammennehmend: „Der Kaiser soll nicht merken, daß er eine kranke Frau hat,“ äußerte sie zu einem Besucher. Und ein andermal meinte sie: „Ich muß jetzt in der Verbannung immer an die Tage meiner Jugend denken. Meinem Vater blieb kein Kummer erspart.“

Er erzählte mir oft von der ‚Undankbarkeit der Menschen‘.“ Gern verbrachte sie die Abendstunden im kleineren Kreise der Hausbewohner in dem rechts der Vorhalle gelegenen Gemach: „Es wurde Zwiesprache gehalten über die vom eingetroffenen Gast mitgebrachten neuesten Ereignisse, über Tagesfragen, Probleme des Weltgeschehens, Fragen der Vergangenheit und Zukunft. Post wurde ausgetauscht, Post! Die letzten Nachrichten von den Kindern, den geliebten Enkelkindern aus der Ferne, ihr Herz erzitterte in Weh und Sehnsucht. Getrennt für immer — und doch die Stimme bebte nicht. Wie oft wohl trat sie unbemerkt vor die Pastellbilder ihrer Kinder rings um des Gatten Bild über ihrem Schreibtisch im Schlafzimmer! Dort grüßte sie auch der segnende Christus, eine Nachbildung des herrlichen Kunstwerkes aus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, das der Frauen-Verein der Gemeinde ihrer Kaiserin mit innigen Trostworten geschickt. Im kleinen Kabinett, neben dem vorhin erwähnten unten, in dem sich die Kaiserin besonders gern aufhielt, hatte sie einige kleine, mehr persönliche Bilder der Königin Luise, die zu ihren Lieblingsbildern gehörten, anbringen lassen. Eine starke Sympathie, eine innige Geistesgemeinschaft verband Auguste Viktoria mit dieser Vorgängerin auf Preußens Thron.“

Unermüdllich war sie um den Gatten besorgt. Der Kaiser hatte sich einer Operation unterziehen müssen; stundenlang las ihm die Kaiserin vor. Als er endlich eingeschlafen, blieb sie während der ganzen Nacht still und einsam an seinem Bett sitzen. Am nächsten Morgen bat sie einen Diener, ihr einen Stuhl zu bringen, der, wenn sie sich anlehnte, nicht knarrte. Sie hatte bei ihrer Krankenwacht aufrecht, ohne sich anzulehnen, gefessen, nur um nicht den leisen Schlaf des Erkrankten durch das Knarren des Sessels zu stören. Ebenso rührend pflegte der Kaiser sie, nachdem sich ihr organisches Herzleiden zusehends verschlimmert und der Hausarzt, ein Utrechter Professor, äußerste Schonung und Ruhe verordnet hatte. Sie selbst suchte ihre Nächsten über ihr Befinden zu beruhigen und schrieb auch an einen ihrer Söhne, um ihn nicht zu bekümmern, sie sei nur vorübergehend krank, es werde schon bald besser werden; sie bedaure nur, daß sie den Kronprinzen, der zu ihrem Geburtstag gekommen war, nicht habe so begrüßen können, wie sie wohl gewollt hätte. Und der Kronprinz verzeichnet von diesem kurzen Wiedersehen in seinem Tagebuche: „Zu ihr, zu der stets verständnisvoll-gütigen und in ihrer schlichten Bescheidenheit doch so klugen und weitblickenden Frau, konnte ich auch in den vergangenen Jahren immer kommen, wenn meine Gedanken, wenn mein Herz in Wirrungen die gute, ordnende und beruhigende Mutterhand gebrauchte. Das war so in der Zeit, als ich noch Kind und Junge war, ist so gewesen, als ich den Leutnantsrock getragen und später in verantwortlichen Stellungen Dienst getan habe — und ist so geblieben, hat sich jetzt in diesen knappen Stunden wiederum bewährt, als wir nach der ersten Erschütterung des Wiedersehens die innere Fassung wiedergefunden hatten. Kaum je vorher habe ich es so tief gefühlt, wie

stark ihr Wesen und ihr Blut in meinem Wesen und in meinem Blute leben. Sie war der Mittelpunkt für mich und meine Geschwister von frühester Kindheit an und blieb es allezeit bis auf den heutigen Tag. Sie, im besten Sinne des Wortes, eine deutsche Frau, deren Leben sich teilte in der unermüdlischen Hingabe und Fürsorge für ihren Gemahl, für ihre Kinder und alle Nothleidenden und Bedürftigen des gesammten Volkes. Es ist mir ein Herzensbedürfnis, ihr, meiner Mutter, hier ein kleines Denkmal der Dankbarkeit zu setzen. Der innigen Dankbarkeit, die wir, ihre Kinder, ihr bewahren werden, solange wir leben. Sie war stets der Magnet, der auch später, als die verschiedenen Lebensstellungen uns längst dem Elternhause entzogen hatten, uns immer wieder dorthin zurückzog mit der ganzen Kraft treusorgender Liebe. Als ältester Sohn hatte ich besonders viel Gelegenheit, mit meiner Mutter zu fühlen und zu denken. Es gab nie einen Gedanken in meinem Herzen, den die Mutter nicht gekannt hätte. Bis auf den heutigen Tag ist das so geblieben, und daß meine Mutter mich stets in allem verstand und meinen Hoffnungen und Sorgen ihr Herz weit öffnete, darauf bin ich stolz. Ernst und schlicht, wie einst im Glück, steht sie jetzt im Unglück als treueste Gefährtin an der Seite meines schwergeprüften Vaters; als sein bester Freund, unvergleichlich in ihrer nie erlahmenden Liebe und Güte; das über sie hereingebrochene unermessliche Leid hat sie erschüttert, aber nicht zu beugen vermocht. Die Kaiserin in ihr ist tot, aber die Gattin und Mutter lebt, stärker und bewußter als je."

Aufs tiefste erschütterte die Kaiserin der plötzliche Heimgang ihres jüngsten Sohnes Joachim, der, kurz vor seinem Tode, es ausgesprochen, warum er freiwillig aus seinem Leben geschieden: „Beschimpfung der eigenen Person ist zu ertragen, aber Beschimpfung der Eltern, vollends der Mutter, dieser Mutter, und dagegen nicht den Mund aufzutun zu dürfen, das geht über meine Kraft.“ Man suchte ihr das jähe Ende dieses geliebten Kindes zu verheimlichen; es war nicht möglich, sie erriet das ihr Verborgene. Voll tiefsten Schmerzes schrieb sie einer Vertrauten: „Es war ein furchtbarer Schlag, und manchmal denke ich fast, es kann nicht wahr sein, und ich werde meinen Sohn in Potsdam wiederfinden können. Daß ich in seinen letzten Stunden nicht bei ihm sein konnte, ist mir auch fast unerträglich. Er war solch frommer Junge, und ich weiß, wie sehr er an mir hing. Man darf nicht fragen, warum ein so hoffnungsvoller Sohn den ganzen Krieg glücklich durchmachen mußte, um dann so zu enden. Zwei Jahre fast hatte ich ihn nicht gesehen, und endlich kam er auf ein paar Tage. Das Letzte, was er mir sagte, war: Mutter, könnte ich dir doch meinen Jungen bringen, er ist so goldig. Nun habe ich das süße Kind hier gehabt, aber — ohne den Vater! Gott hat mir Kraft gegeben, auch diesen Kummer zu überleben, er hat meine schwache Kraft gestärkt. Welch namenlose Sehnsucht erfaßt mich oft in Gedanken, nach Potsdam in die kleine Kapelle in der Friedenskirche zu fahren, aber es geht ja leider nicht. Er war von jeher ein Kind vieler Gebete, denn wie schwer war er als Kind. Damals habe

ich nicht gedacht, daß er körperlich und seelisch so viel aushalten würde, aber er wußte auch, wie nahe er meinem Herzen stand! Beten Sie manchmal für mich, daß ich Kraft behalte!" Durchaus wollte sie das Grab des teuren Kindes besuchen, obgleich allen klar war, daß ihr Zustand diese Reise gar nicht erlaubte, abgesehen von anderen Gründen. Im Wachen und Träumen gedachte sie der deutschen Heimat, sprach oft von Potsdam, das sie so sehr geliebt und wo sie so unendlich glückliche Zeiten erlebt hatte.

Für den Garten, in dem sie, wenn es möglich war, täglich einige Stunden im Lehnstuhl verbrachte, ließ sie Pflanzen, Sträucher und Blumen aus der Heimat kommen. „Vielleicht," so berichtet ein Besucher Doorns, „war die größte Freude unter Tränen, die ihr in der Doorner Zeit geworden ist, die Zusendung von holsteinischen Rosenstöcken, die sie vor dem Fenster ihres Zimmers einpflanzen ließ, Prachtstöcke, die ihr zum besonderen Labfal im letzten Herbst, obgleich es schon rauh geworden war, gerade an ihrem Geburtstag noch einmal die Fülle der Blüten entfalteten und zum Fenster hinaufgrüßten. Man darf wohl sagen, daß die Kaiserin an Heimweh krank war. Alles, was aus dem Vaterlande kam, war ihr unendlich wert. Im vorletzten Jahre hatte sie sich all' die tausende Briefe und Telegramme, die zu ihrem Geburtstage eingelaufen waren, vorlesen lassen; und noch im letzten Jahre, als ihre Kräfte nicht mehr dazu ausreichten, ließ sie immer wieder in Stunden besseren Befindens diese Brieffschaften herbeiholen und sich aus ihnen vorlesen. Ihr Deutschgefühl war ja ein Hauptzug in ihrem Charakter. Als die Volksabstimmung in Westpreußen gewesen und mit dem Siege des Deutschthums geendet hatte, da war am Tage darauf die Tafel mit schwarz-weiß-roten Schleifen geschmückt, und als der Kaiser erstaunt fragte, wer das angeordnet hätte, erhielt er die Antwort, daß die Kaiserin von ihrem Krankenlager aus den Befehl gegeben habe." Ähnlich, als ihr durch einen ihrer anwesenden Söhne das glänzende Ergebnis der Abstimmung in Oberschlesien mitgeteilt worden. Es hatte sie so bewegt, daß sie sich bedeutend wohler fühlte, als in den vorangegangenen Tagen. Als sie dann weiter vernahm, daß die von ihren Kindern umgebene Kronprinzessin in Oels die durchreisenden Oberschlesier bewirtet habe, sagte sie erfreut: „Cecilie mit ihrer Klugheit und Liebenswürdigkeit wird da schon das rechte Wort gefunden haben!" Und dabei rannen ihr die Tränen über das Gesicht und sie setzte hinzu: „Ja, wenn ich noch zu Hause wäre, könnte ich doch wohl noch etwas nützen. Ich habe in meinem Leben gar nicht genug für mein Land getan!" Wie tief dieser Einblick in das Seelenleben der Kaiserin, die sich trotz zunehmenden Siechtums fortgesetzt mit der Heimat, mit ihren Kindern und Enkelkindern beschäftigte, die sich eingehend nach deren Schulbildung erkundigte und welche Fortschritte sie machten. Da sie nicht an das Grab ihres jüngsten Sohnes eilen konnte und schließlich darauf verzichtete, äußerte sie: „Jedenfalls will ich einmal in der Heimat schlafen!"

Als im November 1920 auf telegraphische Bitte der seelsorgerische Freund des Kaiserpaares, D. Dryander, nach Doorn gerufen wurde, war es zunächst unmöglich, daß er die Kaiserin sehen konnte. Qualen und Schmerzen waren groß, die Nächte schwer. Nicht nur dem Kundigen, auch dem Laien mußte es sich aufdrängen, daß das Leiden dem Ende entgegenführe. Es kamen Stunden der äußersten Lebensgefahr, und nur dem Geschick des vorhandenen Arztes und der schnell dargebotenen Hilfe war es zu danken, daß das matte Herz und der stockende Atem noch einmal angeregt wurden. Die Prinzen Adalbert und Oskar wie die Herzogin von Braunschweig, die mit Hilfe der Kammerfrau die Pflege ganz allein besorgten, weilten bei der Mutter, die Prinzen lösten sich Nacht für Nacht zur Hälfte ab. Dryander traf die Kaiserin schwer atmend im Lehnstuhl des Schlafzimmers, das Gesicht war noch kleiner geworden und hatte einen rührenden Ausdruck. Während der Kaiser daneben stand und Prinz Adalbert die Mutter von rückwärts stützte, gab sie dem Geistlichen die Hand und sah ihn unverwandt an, ohne ihrerseits etwas zu sagen. Die Tage vorher hatte er ihr Sprüche und Liederverse für jeden Tag aufgeschrieben, die ihr in gegebenen Augenblicken vorgelesen worden waren und die ihr Freude bereitet hatten. Auch jenes Lied der baltischen Frauen, das allabendlich aus den Kerkern von Riga während der Bolschewikzeit erklungen war, befand sich darunter; es hatte die Kranke in seiner Schlichtheit und Frömmigkeit besonders erquickt:

„Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl,
 Das macht die Seele still und friedensvoll.
 Ist doch umsonst, daß ich mich sorgend müh',
 Daß ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.
 Du weißt den Weg ja doch, Du weißt die Zeit,
 Dein Plan liegt fertig schon und ist bereit.
 Ich preise Dich für Deiner Liebe Macht,
 Ich rühm' die Gnade, die mir Heil gebracht.
 Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,
 Und Du gebietest ihm, Kommst nie zu spät.
 Drum wart' ich still, Dein Wort ist ohne Trug,
 Du weißt den Weg für mich, das ist genug!“

Die Kaiserin sah ihre eigene Pflege als eine heilige Schule der Liebe und Gemeinschaft für die Ihrigen an: „Ich darf nicht sterben um Euretwillen,“ sagte sie. Unermüdlich pflegte ihre Tochter sie, häufig kam der älteste Sohn, den ein seltenes Vertrauensverhältnis mit der heißgeliebten Mutter verband und der ihr ganz seine Seele erschloß.

Von einem dieser letzten Besuche berichtet der Kronprinz: „Stille, traurige Tage waren das in Doorn, denn keinem, der meine Mutter liebt, kann es entgehen,

wie ihre Kräfte schwinden, sich in all dem Leid verzehrend. Das Ende meines Bruders Joachim ist nicht verwunden in dem Mutterherzen, das gerade um ihn, als um den schwächsten von uns Brüdern, immer soviel Sorge getragen hat. — Ich konnte nur bei ihr am Bette sitzen, die schmal gewordene Hand in meiner halten und zu ihr reden. Eine Menge kleiner harmloser Heiterkeiten aus meiner Inselwirtschaft habe ich ihr erzählt und war so froh, wie ich das gütige Gesicht dann immer wieder leise lächeln sah. Aber das kommt wie ein Sonnenschein — und vergeht wieder. Und auch wenn sie auf ist, durch die Zimmer geht und mit den müden Augen über all die alten Möbel und Erinnerungsstücke aus vergangenen Zeiten in Berlin und Potsdam hinblickt, hinstreichelt, so ist das alles wie ein stilles Abschiednehmen. — Zu Ende Februar war ich wieder in Doorn; am siebenundzwanzigsten begingen meine Eltern die Feier der 40. Wiederkehr des Hochzeitstages. Feier? Nein — eine Feier war es nicht. Trüb und gedrückt war alles in dem schönen und gepflegten Hause. Die Mutter mußte liegen, und die Schwäche gönnte ihr nur Stunden eines müden Wachens. Das Ahnen, daß ich sie an diesem Tage zum letzten Male im Arm gehalten und geküßt habe, hat mich seitdem nicht mehr verlassen.“

Und dies Ahnen sollte in schmerzlichste Erfüllung gehen. Die arme Leidende konnte die oberen Räume in Haus Doorn nicht mehr verlassen, in ihrem Schlaf- und Krankenzimmer, einem großen, zweifensstrigen Eckzimmer, mit dem Blick auf das Rosenbeet, dessen Stöcke ihr schleswig-holsteinische Frauen als Gruß der Heimat gesandt, auf glatte Rasenflächen und weitkronige rauschende Bäume, ruhte sie, aufs treulichste gehegt und gepflegt von dem Gatten, von je einem der Söhne, von der altgewohnten Umgebung. Letztere hing an der Kaiserin in rührender Weise; nie hatten die Getreuen in all den langen Dienstfahrten ein ungeduldiges, ein unfreundliches oder zurechtweisendes Wort gehört, sondern nur stets freundliche Bitten und herzliche Teilnahme für die Privatangelegenheiten der einzelnen. Auch auf ihrem Krankenlager übte sie jede mögliche Rücksicht auf ihre Pflegerinnen aus und sorgte, daß diese sich nicht überanstrengten und die nötige Ruhe hätten. Noch öfter als sonst weilten ihre Gedanken in der Heimat, bei den Kindern und Kindeskindern, innige Freude erhellte ihre bleichen Züge, wenn Briefe und kleine Gaben, welche die Kinderhändchen der Enkel geschrieben und gearbeitet, eintrafen, und immer wieder erkundigte sie sich, ob auch ihre Gegengaben, die in Kakao und Schokolade bestanden, sicher verpackt und an die Kinder abgegangen wären. Über ihren Zustand schien sie genau Bescheid zu wissen, schmerzlich sagte sie einmal: „Ich bin in der Verbannung geboren worden und werde auch in der Verbannung sterben!“

Anfang April, als die ersten Knospen sich erschlossen und die kleinen gesiederten Sänger im lauschigen Parke zu Doorn ihre Frühlingslieder hell anstimmten, war kaum noch Hoffnung vorhanden. Am 2. des Monats wurde folgender Arztbericht veröffentlicht: „Der körperliche Verfall schreitet langsam und unter Schwan-

kungen, aber sichtlich fort. In den letzten Tagen war das subjektive Befinden wieder schlechter. Nur die liebevolle und sachkundige Pflege durch die Familienmitglieder und die Pflegerinnen haben bisher die Kaiserin erhalten.“

In den letzten Tagen wichen der Kaiser und Prinz Adalbert — die Söhne hatten sich alle drei Wochen abgelöst — nicht von ihrem Lager; sie reichten ihr die Medizin und die Mahlzeiten, sorgten für Unterhaltung, brachten ihr Briefe und Blumensträuße aus der Heimat. Dann sprachen wohl leise die Lippen: „Warum darf ich meine Heimat nicht wiedersehen?“ Und zum Kaiser, dessen Hand sie in der ihren hielt: „Ich kann nicht sterben, ich kann dich nicht allein lassen! Was soll aus dir werden?“ — Und sie bat ihn, wenn sie nicht mehr bei ihm weilen sollte, nicht allein zu bleiben. — — Aufstrebende, durch die Herzkrämpfe hervorgerufene Schmerzen wechselten mit ruhigeren Stunden, aber auch zum leifesten Hoffen gab es keinen Anlaß mehr; die Kinder waren benachrichtigt, daß sie sich auf das Schlimmste gefaßt machen mußten. So kam der letzte Sonntag. Draußen frohes Lenzesprossen, drinnen banges Zagen. Trübe und drückend sank die Nacht herab, nur der Kaiser und Prinz Adalbert weilten am Schmerzensbette, schwerer und schwerer ging der Atem der geliebten Frau und Mutter; am Montag früh, kurz nach sechs Uhr, am 11. April, trat leise und sanft der Tod an das Lager der Dulderin heran und erlöste sie von allem irdischen Leid.

Glockengeläut, ernst durch den Frühlingmorgen hallend, verkündete in Doorn das Hinscheiden der Kaiserin, und alsbald wurde auf dem dortigen Standesamt offiziell gemeldet, „daß Montag, den 11. April, früh 6.15 Min. die Kaiserin Auguste Viktoria, Prinzessin von Schleswig, Gemahlin des Kaisers und Königs Wilhelms II., verschieden sei.“

In ihrem Wohnzimmer war die tote Kaiserin aufgebahrt, in jenem Gemach, in welchem alles von ihr so beredt sprach, obwohl der teure Mund für immer geschlossen war. Und gar bald stellten sich zahllose duftende Blumengrüße ein, die das Gemach in eine wahre Frühlingshalle verwandelten und auch den schlichten Sarg wie in lieber Zut umgaben. Wie ergreifend der Eindruck war, das schildert in zart empfundenen Worten eine Holländerin ihrer deutschen Freundin: „Ich hatte Blumen gebracht, und man führte mich in das Zimmer, in welchem der schon geschlossene Sarg stand. Dieses Zimmer hatte fast etwas Freudiges, weil es ganz mit blühenden Blumen gefüllt war, und man hatte das Gefühl, eine ganz feine Sphärenmusik zu hören. Einen Tag später saß ich in einem Winkel des großen Raumes, in dem die Trauerfeier abgehalten wurde. Vier Söhne des Kaisers waren gekommen, aber ich sah nur den einen, der von seiner einsamen Insel herübergekommen war, Euren Kronprinzen, und ich staunte bei seinem Anblick. Es war, wie wenn eine Gestalt aus Deutschlands Vergangenheit zu neuem Leben erwacht wäre, die Gestalt Eures Friedrichs des Großen. Der vielgeschmähte deutsche Kronprinz mußte mich an Euren idealsten König gemahnen. Mit seinen drei Brü-

dern stand er am Sarg der toten Mutter, unbeweglich, mit gesenktem Degen standen sie da; alle vier hochgewachsen, jung und kühn! Mein Gott, du kannst mir's glauben, als ich diese vier Kaisersöhne dastehen sah, da tat sich mir die grandiose Frage, die in Deutschlands Schicksal liegt, erst in ihrem vollen Umfang auf. — Euer alter Hofprediger Dryander war gekommen, und ich glaube, kein Mensch in der ganzen Welt hätte besser in den Rahmen dieses Bildes hineingepaßt als er. Der Kaiser stand, auf den Arm seiner Tochter gestützt, dem Sarg gegenüber. Sein Gesicht war ganz undurchdringlich, und doch hatte man das sichere Gefühl von ihm, daß er aus eigener Kraft nicht dazustehen vermocht hätte, sondern daß er einer Stütze bedurfte. Der Geistliche sprach nicht laut und doch füllte seine Stimme den ganzen Raum. Es ist ja nicht schwer, in einem solchen Falle die Herzen der Menschen zu rühren, aber gerade das schien er vermeiden zu wollen. Er sprach fast sachlich vom Leben und Leiden der Kaiserin, sprach vom Krieg, sprach vom Unfrieden, der in die Welt gekommen ist, wie wenn er von fern abliegenden Zeiten spräche, und traf doch mit jedem Wort mitten in das Herz seiner Zuhörer hinein. Man hörte Schluchzen, der Atem der Menschen war schwer geworden, so wie es ist, wenn ein Mann mit Gewalt seiner Ergriffenheit Herr werden will. — Als der Segen kam, neigten sich die Prinzen; der Kaiser ging mit ein paar Schritten auf den Sarg zu, er küßte ihn, er war auf die Knie gesunken, und es kam irgend ein unartikulierter Laut aus seinem Munde, der wie der Schrei eines bis zum Tode Verwundeten klang.“ —

Vor dieser letzten Feier im Hause Doorn hatte am 13. April im engsten Kreise an der Bahre der Dahingeshiedenen ein von D. Dryander abgehaltener stiller Gottesdienst stattgefunden, dem nur der Kaiser und die anwesenden Prinzen Wilhelm, Adalbert, Oskar mit ihren Gemahlinnen und das herzogliche Paar von Braunschweig beiwohnten. „Da lag sie noch einmal sichtbar vor uns,“ schildert der Geistliche, „das schmal gewordene bleiche Antlitz mit dem ergrauten Haar, die still und ergeben gefaltete Hand, das demütig geneigte Haupt; betäubender Blumenduft durchzog den Raum, Kränze, die ebenso die Huldigung königlicher Frauen wie die Liebe des schlichten Mannes zum Ausdruck brachten, schmückten den Sarkophag. Aber das alles vermochte doch über die Wirklichkeit des Todes nicht hinwegzutäuschen. Was er hinweggenommen hatte, das war dahin. Das freundliche Lächeln, der gütige Zug, der noch im Leiden das Antlitz der Entschlafenen verklärte, blieb verschwunden. Wir lasen Sprüche der Schrift, deren erhabene Hoffnungskraft ich kaum je so verspürt habe, und beteten zusammen. Dann legte jeder seine Gelübde und Bekenntnisse an der Bahre der Vollendeten nieder.“

In jener Nacht, die dieser Feier folgte, gab der Kronprinz seinem Schmerz und was er während der stillen Totenwacht empfand, die er am Sarge der Mutter hielt, tiefergreifendsten Ausdruck, wie nur je ihr ein Sohn der über alles geliebten Mutter weihen konnte: „Haus Doorn liegt in tiefem Schlummer. Heute nacht halte ich die Totenwacht für die geliebte Mutter. Der Sarg, bedeckt mit der Kö-

niginnenstandarte, umgeben von einem Blumenmeer, steht im Schlafzimmer, wo sie hinübergeschlummert ist in eine Welt, in der es keinen Kummer, Haß noch Leiden gibt. Was habe ich in diesem Zimmer alles erlebt, empfunden und mitdurchlitten in diesem entsetzlichen halben Jahr der schweren Krankheit der Mutter. Zeiten, da man innerlich jubelte, als es ihr wieder besser ging, wenn sie wieder regen Anteil nahm an unser aller Leben und Geschick, wenn sie einem wieder fest die Hand drückte und mit ihrem unvergleichlichen Lächeln anblickte, und dann wieder Zeiten, da ein namenloser Kampf durchkämpft wurde zwischen dem todtranken Körper und ihrer unendlichen Energie. ‚Ich darf nicht sterben, ich kann ihn ja nicht allein lassen.‘ Diese Worte klingen mir noch jetzt erschütternd immer wieder in die Ohren. Und ihre unendliche Liebe und Güte, wie trat sie gerade in diesem Krankenzimmer stets von neuem uns Kindern entgegen. So schwach, daß sie kaum sprechen konnte, für jede auch noch so kleine Handreichung oder Liebesdienst ein ‚Danke, mein guter Junge‘, und dann ein stilles Streicheln der Hand; man hat die Zähne zusammenbeißen müssen, um nicht laut hinauszuheulen. Und dann kam eine Zeit, da die Hoffnung schwand, da man innerlich nur flehen konnte: „Herr, mach’ es kurz.“ Zu Ostern durfte ich noch einen guten Tag erleben, da ging es ihr erträglich; klar sprach sie noch über verschiedenerlei und freute sich, von den Enkeln zu hören. Es war das letztemal, daß ich die lebende Mutter küssen konnte. Nun ruht sie, unsere Mutter, der große Magnet der Liebe, der uns Kinder immer wieder ins Elternhaus zusammenzog, sie, die alle unsere geheimsten Wünsche, Hoffnungen und Sorgen kannte und mit uns teilte, im stillen Sarge. — Deutschlands letzte Kaiserin, die treue, selbstaufopfernde Lebensgefährtin des Vaters, unsere angebetete Mutter ist nicht mehr.

Einige Zeit vor ihrem Ende verlangte sie von ihrer getreuen Garderobenfrau Papier und Bleistift. Sie konnte aber nicht mehr schreiben, und auf die Frage: ‚Was wollen Ew. Majestät denn schreiben?‘ erwiderte sie mit schwacher Stimme: ‚Er soll keinen Unterschied machen, er soll alle gleich lieb haben.‘ Die Kinder waren es, die sie meinte.

So halte ich denn die Totenwacht.

Und meine Gedanken gehen durch die drei Jahrzehnte zurück, und immer sehe ich meine Mutter.

Als junge, blühende Frau im herrlichen Marmorpalais, wenn sie mit uns Kindern im Garten tollte und abends an den Bettchen saß, um das Abendgebet zu hören, ich aber verlangte stets, noch ein Märchen vorher von ihr zu hören.

Ihre Freude, als ich mich mit zehn Jahren als Leutnant bei ihr meldete und die Parade gut verlief trotz meiner so kurzen Beine, denen das Mitkommen mit den langen Grenadieren doch etwas sauer wurde.

Ich sehe ihren Gesichtsausdruck, da sie meine Braut zum erstenmal in die Arme schloß und wie sie zu mir sagte: ‚Du hast eine gute Wahl getan.‘ Und



Phot. Prinz August Wilhelm

Kaiserin Auguste Viktoria im Rollstuhl
aufgenommen im Dezember 1920 in Haus Doorn



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam

Letzte Aufnahme der Kaiserin

von dem Tage bis zuletzt war eine große Liebe zwischen den beiden erwachsen. An den schweren Krankenbetten der Brüder Fritz und Joachim sehe ich sie sitzen, die Nächte hindurch, eine bessere Pflegerin konnte man sich nicht vorstellen. Schlaf und Nahrung kannte sie in solchen Zeiten kaum.

Ich sehe sie im vollen Glanz der Krone bei den Hoffesten mit ihrer wunderbaren Erscheinung, das frühergraute Haar, einen schönen Kontrast mit ihrem noch jugendlich frischen Gesicht bildend, alle Menschen durch ihre Anmut und ihren Charme bezaubernd. Ich sehe sie mit größter körperlicher Schwäche kämpfen, von den entsetzlichen Kopfschmerzen gequält, mit fiebergeröteten Wangen, kaum imstande, sich aufrecht zu halten, mit einer übermenschlichen Energie sich selbst bezwingen, um ihren Pflichten als Kaiserin nachzukommen. Immer wieder kehrt dies Bild zurück. Und ich sehe sie sich sorgen. Sie sorgte sich schon immer für ihr Vaterland, ihren Mann, ihre Kinder. Sie war eine Frau Sorge auf dem Thron.

Sie sitzt in ihrem Schreibzimmer im Neuen Palais, und ich, zwischen Vor- und Nachmittagsdienst vorübergeritten, gehe vor ihr auf und ab. Wir sprechen über gemeinsame große Sorgen, das Vaterland betreffend. Unsere Ansichten in solchen Fragen haben sich stets gedeckt. Sie war eine große Menschenkennerin.

Ich sehe sie beim Spazierengehen in Potsdam ein kleines weinendes Kind von der Straße aufheben und so lange Herzen und beruhigen, bis der Kleine lachend davonläuft.

Ich sehe sie in der Kriegszeit, Frau Sorge mehr denn je. Auf Urlaub zurück in Berlin, schickt sie mir eines Tages ihr Auto, um einem blindgeschossenen Soldaten, der bei meiner Armee gekämpft hatte, die Gelegenheit zu geben, mit mir sich zu besprechen. Ich sehe noch, wie sie den armen, jungen Krieger an der Hand zu mir heranzuführte und mir sagte: ‚Hier ist er, er ist von deiner Armee und wollte so gerne dich einmal kennen lernen.‘ Und nachher sorgte sie noch, daß er gut gepflegt würde und sicher wieder zurückgebracht würde.

Ich sehe sie in Spaa im Jahre 1917, und ich, ihr Ältester, als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe vor ihr, und unsere Sorgen waren wieder die gleichen.

Ich sehe sie in Amersfoort im Mai 1919 im Garten des Grafen Wrangel auf holländischem Boden, wie sie mir wortlos schluchzend am Halse hing. Dieses erste Wiedersehen nach dem 9. November war namenlos schwer.

Ich sehe sie im Hause Doorn die lieben, alten Gegenstände betrachten, mit stiller, schmaler Hand über sie hinstreichelnd, mit weitgeöffneten, in die Vergangenheit blickenden Augen. Ihre Seele hielt heimliche Zwiesprache mit den stillen Zeugen glücklicher Vergangenheit in einer geliebten Heimat.

Ich sehe sie im Garten von Haus Doorn. Sie sitzt im kleinen Ponywagen. Ich halte ihre Hand und gehe nebenher. Mein Junge, es ist ja schön hier, aber mein Potsdam, das Neue Palais, mein kleiner Rosengarten, unsere Heimat, das ist es nicht. Wenn du wüßtest, wie so oft mich das Heimweh innerlich zerfrisst,

o, ich werde die Heimat ja nie wiedersehen.' Und wie gut konnte gerade ich sie verstehen, kam ich doch von meiner einsamen Insel und dachte genau so wie sie.

Es schließt sich der Kreis.

Bald werden sie dich hinaustragen, Mutter, und werden dich heimführen, dorthin, wo deine Gedanken stets geweilt. Die Sonne im Elternhaus ist erloschen, aber dein Grab werden wir, deine Kinder, immerdar auffuchen und es nicht nur mit verwelkenden Blumen schmücken, sondern die Strahlen der Liebe, die dein großes Herz auf uns Kinder ausgoß, wollen wir dir zurückbringen und immer von neuem sie in dein stilles Grab hineinsenden, um es hell und warm zu machen. Du hast Liebe gesät, wohin dein Lebensweg dich auch führte, und diese Liebe wirst du tausendfältig ernten, sie wird dir über das Grab hinaus folgen. Für uns bist du zur Heiligen geworden.

Es gibt ein Wiedersehen!" — —

In der Heimat hatte die Trauerkunde den schmerzlichsten Eindruck, die tiefste Teilnahme gefunden. In Städten und Dörfern läuteten die Trauerglocken, die Kirchen füllten sich mit einer andächtigen Menge, jetzt erst empfanden Unzählige, was sie verloren hatten, jetzt erst wußten Unzählige, was ihnen und ihrem Empfinden die Kaiserin gewesen war, die voll Würde und Demut die Dornenkrone der Verbannung getragen hatte. Rein und schlackenlos erschien ihr Bild, das Bild einer wahrhaft edlen deutschen Frau, die nur immer das Beste gewollt hatte, der viel Unrecht zugefügt worden war, die aber nie unrecht getan hatte. Wie sehr das deutsche Heimatland die tote Kaiserin ehrte, das bewiesen Tausende von Depeschen, die in jenen Tagen in Doorn einliefen, das bewies die Fülle der dorthin gesandten Blumen Spenden aus allen Kreisen, aus allen Ständen, kostbare und schlichte, von Liebe, Dankbarkeit, Verehrung gewunden.

Als ob auch die Natur trauerte, war dem ersten Frühlingsblühen rauhes und stürmisches Wetter gefolgt. Nach der erwähnten letzten Andacht erfolgte die Überführung des Sarges zum Bahnhof. Dem Trauerwagen schlossen sich die Gefährte an, im ersten der Kaiser und Kronprinz, dann die Prinzen und Prinzessinnen mit den Geistlichen. In tiefem Schweigen wird der Sarg in den mit Tannengrün geschmückten Eisenbahnwagen gehoben. Der Kaiser betritt ihn allein mit dem Kronprinzen zum letzten Gebet. Später folgten die übrigen Angehörigen, nach ihrem Abschied blieb Prinz Oskar zurück, um die erste Totenwache zu übernehmen. In das vereinsamte Schloß fahren der Kaiser und sein ältester Sohn zurück, sie konnten nicht der Verewigten das weitere Geleit durch die deutschen Lande nach dem einst für sie so glück erfüllten Parke von Sanssouci geben, dorthin, wohin so oft ihr schmerzliches Sehnen gegangen und wo nun, nachdem der Leidenskelch geleert, die treue deutsche Landesmutter in deutscher Erde ihre letzte Ruhestätte finden sollte.

Letzte Heimkehr

Die tote Kaiserin kommt heim!

Durch die holländischen Ebenen rollt der Trauerzug der Grenze zu. An der Grenzstation Elten findet der erste Aufenthalt statt. Fast die ganze Einwohnerschaft ist in tiefem Schweigen versammelt, der Bürgermeister überreicht einen großen Lorbeerkranz, dessen Schleife die Inschrift trägt: „Von den Bewohnern Eltens, der ersten deutschen Gemeinde, gewidmet“, und der Führer der Abordnungen richtet an den Prinzen Adalbert mit bewegter Stimme die Bitte, doch dem Kaiser melden zu wollen, daß er beauftragt sei, die sterbliche Hülle der Kaiserin, der treuen Landesmutter, beim Übergang auf preussisch-deutsches Gebiet auf dem heiligen Boden des Vaterlandes gebührend zu empfangen: „Ich tue das im Namen von Millionen deutscher Frauen und Männer und ihrer Kinder in der festen Zuversicht und Hoffnung, die uns zugleich ein Gelöbniß sein soll. Das Wirken und Walten unserer teuren Landesmutter soll nicht vergeblich gewesen sein für unser Vaterland; es soll ein leuchtendes Beispiel sein für eine, will's Gott, bessere Zukunft und die Erneuerung unseres Vaterlandes und Volkes, das, wie die Verewigte, seinen Halt wieder suchen und finden möge in den Worten des 90. Psalms: Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für; ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das walte Gott!“ Herrliche Rosen wurden im Auftrage des Vaterländischen Frauen-Vereins am Sarg niedergelegt, zu welchem die von einem Gesangverein angestimmte Weise „Jesus, meine Zuversicht“ herübertönte, während sich der Zug langsam in Bewegung setzte, und viele Hunderte von Stimmen fielen dann in die hehren Klänge des alten Volksliedes ein: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.“

Den gleichen Empfang bereitete die Bürgerschaft von Emmerich; auch hier wurde ein Lorbeerkranz überreicht, in dessen Mitte ein Dornenkranz gewoben war, während Trauerflor das grüne Gewinde überdeckte — ein ergreifendes Sinnbild des Lebensweges der heimgegangenen Kaiserin. Dann ging es durch das weite Industriegebiet, mit hallendem Lärm, mit hochragenden Schloten, mit dunklen Kohlenbergen. Aber es ist, als ob plötzlich das Surren der Maschinen, das Rollen der Förderkörbe, das Sauchen der Kessel, der Schlag der Dampfhammer aufhört, wenn der dunkle Sonderzug vorüberrollt. In Oberhausen kann der Bahnhof die

Menge nicht fassen; ein Mädelchen drängt sich mit einer Blumenspende heran. „Für unsere liebe Kaiserin ein Gruß von Deutschlands Jugend“, das will das Kind sagen, vermag aber die wenigen Worte vor Schluchzen nicht zu Ende zu bringen. Prinzessin Adalbert sieht die Kleine, nimmt sie an die Hand und führt sie zum Sarge: „So, leg sie deiner lieben Kaiserin nur selber zu Füßen,“ was die Kleine weinend tut. Als der Aufenthalt zu Ende ist, da stimmen die Nahestehenden an: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir“, immer mehr und mehr fallen ein, bis viele Hunderte das einzige Lied singen, entblößten Hauptes, von Trauer umfangen. Und überall, auf den ferneren Bahnhöfen, dieselbe ergriffene Menge, so in Essen und Hamm; hier tritt eine betagte Lehrerin zum Sarge: „Ich schaue nichts als die geliebten Farben, schwarz-weiß-rot, unter denen im schlichten, letzten Bette die Landesmutter von allem Erdenweh ausruht. Zu ihren Füßen liegt der Rosenstrauß, still stehe ich beiseite, Sekunden, Stunden? Ich weiß es nicht. Wie durch einen Schleier schimmert es schwarz-weiß-rot: Leid-Reinheit-Herzblut, ihres Lebens Dreiklang. Alle Deutschen möchte ich an diese Stätte führen: ‚Was hat sie euch zuleide getan, daß ihr sie so sterben ließt?‘ Den Frauen, Jungfrauen will ich ihr Bild zeigen: ‚Eifert ihr nach!‘ Der deutschen Jugend muß ich zurufen: ‚Deine Mutter liegt tot da, an gebrochenem Herzen gestorben, und du kannst dich noch nichtigen Freuden hingeben!‘“

Durch das frühlingstfrohe westfälische Land geht der Zug. Ein überraschendes Bild auf dem Bielefelder Bahnhofe. Am Tage vorher hatte dort eine große Versammlung naher Kriegervereine stattgefunden; als man hörte, daß am nächsten Tage der Trauerzug durchkommen würde, faßten alle den Entschluß: „Wir bleiben hier, um unserer Kaiserin den letzten Gruß zu entbieten.“ Über zwanzig Kriegervereine hatten mit umflorten Fahnen Aufstellung genommen, die ehemaligen Soldaten und Offiziere in ihren alten Uniformen. Kränze und Blumenspenden werden überbracht, dann senken sich die Fahnen, alle stehen salutierend zum letzten Ehrengruße, laut ruft eine Stimme: „Herr, gib uns wieder, was wir verloren haben!“ Ähnliche Empfänge in Bückeburg, in Hannover, in Magdeburg; überall grüßen die Kirchenglocken die Heimkehrende, auch hier in dichter Menge alt und jung, reich und arm vereint, daneben Abordnungen der verschiedenen nationalen Parteien, der vaterländischen Frauenvereine, des Roten Kreuzes, der Knaben- und Mädchenschulen. Fromme Stimmen beginnen, Hunderte, dann Tausende singen mit: „Jesu, geh' voran, auf der Lebensbahn!“ — Lautlos verschwindet der Zug in der Nacht.

Kurz vor der elften Stunde erfolgt die Ankunft auf der stimmungsvoll ausgeschmückten Station Wildpark bei Potsdam. Wie oft hatte früher von diesem Bahnhofe aus die Kaiserin, entweder mit dem Kaiser oder auch allein, ihre Fahrten angetreten zu frohen Festen, zu allerhand Besuchen, zu willigstem Liebeswerk an den Stätten der Kranken und Sorgenden. Wie oft hatte sie sich in der Verbannung gesehnt nach Potsdam, nach dem Park von Sanssouci, nach dem Neuen Palais,

nach all jenen Orten, mit denen ihr Lebensglück so eng verbunden war. Wie oft war sie hier bei ihrer Rückkehr von den Ihrigen freudig willkommen geheißen worden, fröhlich geleitet nach dem nahen Heim, das sie stets so ungern verlassen und in das sie stets so gern wieder zurückgekehrt. Wie anders diesmal: florumwundenes Tannengrün verdeckt die Wände des Fürstensalons, dunkle Schleier umhüllen die elektrischen Flammen, tränenden Auges nahen die übrigen Familienmitglieder, sich langsamen Schrittes dem Sarge nähernd, an dem der mitheimgekommene Seelsorger der Familie noch eine kurze Andacht hält, um sie in der so bitteren Trauer dieses düsteren Empfanges an der lebendigen Quelle sieghaften Trostes, Gottes Wort, zu erquickten. Und dann erscheinen die Offiziere der ehemaligen Regimenter der Kaiserin, der Pasewalker Kürassiere und der Jüsiliere Nr. 86, um bei ihrer toten Kaiserin die Wache zu übernehmen.

Auch die Reichshauptstadt hatte Trauer angelegt; zahllose Fahnen wehten auf Halbmast, in vielen Schaufenstern schwarzumrandete Bilder und Büsten der Kaiserin, wahrlich, man hatte die Dahingeshiedene nicht vergessen; dankbar und liebevoll gedachte man ihrer; der so oft schwankende Flugsand der öffentlichen Meinung war wieder fester, treuer geworden, die Täuschungen begannen zu schwinden.

Mit goldenem Frühlingsglanz strahlte die Sonne am 19. April herab, noch früher wie sonst ist Berlin erwacht, lange Menschenströme streben den Bahnhöfen zu, von denen die Züge nach Potsdam führen. Sind jene Zeiten wiedergekommen, deren wir uns so häufig und so innig erinnern? Fast scheint es so, wenn wir den Zugang zum Potsdamer Bahnhof nehmen durch die weitgeöffneten Türen der ehemaligen Fürstenzimmer und auf den Bahnsteig gelangen, auf welchem der Sonderzug der Abfahrt harret. Da glänzt es von Uniformen, von blinkenden Orden, von flatternden Helmbüschen; hohe Offiziere und Generale tauchen auf, viele darunter, deren Namen mit ehernen Lettern in die Tafeln unserer Kriegsgeschichte geschrieben, die Fahnen ruhmvoller Regimenter werden sichtbar und erinnern an die gewaltigen Waffentaten unseres Volkes, ehemalige, einst vielgenannte Minister und Würdenträger bilden kleinere Gruppen, Damen in tiefer Trauer erscheinen, alles vollzieht sich in größter Ruhe und Ordnung.

Lautlos verläßt um die achte Stunde der Sonderzug die weitgespannte Halle und strebt seinem Ziele, der Wildparkstation, zu, wo er vor dem ehemaligen kaiserlichen Empfangsgebäude hält. Blütenweben ringsum, das ganze holde Wunder des deutschen Lenzes, das helle Singen der Finken und Amseln, und im Gegensatz dazu die in feierlichem Schweigen verharrenden Menschenmauern, die sich vom Bahnhof zu beiden Seiten hinziehen bis zum rotleuchtenden Bau des Neuen Palais, dessen hoch oben die preussische Königskrone tragende drei Frauengestalten umflirt werden von blinkenden Sonnenstrahlen. Die mächtige, langgestreckte Rampe vor dem Palais gleichfalls dicht gefüllt von Tausenden, die Karten erhielten, unten das lange Spalier von Vereinen, von Offizieren aller

Waffengattungen, von Regimentsabordnungen, Gewerkschaften, Studenten, die buntfarbigen Fahnen und Banner schwarz umwunden.

Was man einst voll berechtigten Stolzes sagen durfte, beim Hinscheiden des greisen Kaisers Wilhelm, daß man damals ein ganzes Volk in Trauer gesehen, es fand hier seine Wiederholung. All die ungezählten Tausende — ihre Gesamtzahl wurde später mit mehr als 200 000 angegeben — die hier versammelt sind, sie hatte nicht eitle Neugier hergeführt, sondern das tiefe Herzensbedürfnis, noch einmal der in der Fremde gestorbenen Fürstin die letzte Ehre zu erweisen, jener teuren, lieben Frau, die hier im Mittelpunkt der rührendsten Teilnahme stand, ihr, der stets Bescheidenen und Zurückhaltenden, der vorbildlichen Gattin und Mutter, der echten und rechten Deutschen, die, wie es in dieser Stunde erst so sehr deutlich ward, ein ungeheures Maß von Liebe und Verehrung in den Herzen aller angesammelt hatte. Und viele, viele gedachten mit ihr des fernen Kaisers und des Verlustes, der ihn so furchtbar hart getroffen — wie werden seine Gedanken hier weilen, hier, wo er an der Seite der nun Vollendeten und im Kreise seiner Kinder so viele sorglos-schöne Stunden und Tage verlebt, nichts ahnend von dem Unheil, das ihnen und uns bevorstehen sollte!

Hierher, nach diesem von Kosender Natur umgebenen Schloß hatte er ja seine blonde, liebe Lebensgefährtin geführt, als ihm die Regierung zugefallen, und hier hatten sich beide ihr so viele persönliche Züge aufweisendes, schönheitsvolles Heim gestaltet, mit den herrlichen Blicken aus den Fenstern der wohnlichen Gemächer auf den von duftendem Blumengerank erfüllten Garten und die raumenden Bäume des Parkes, von denen manche noch die ehrwürdige Gestalt des Alten Fritz gesehen.

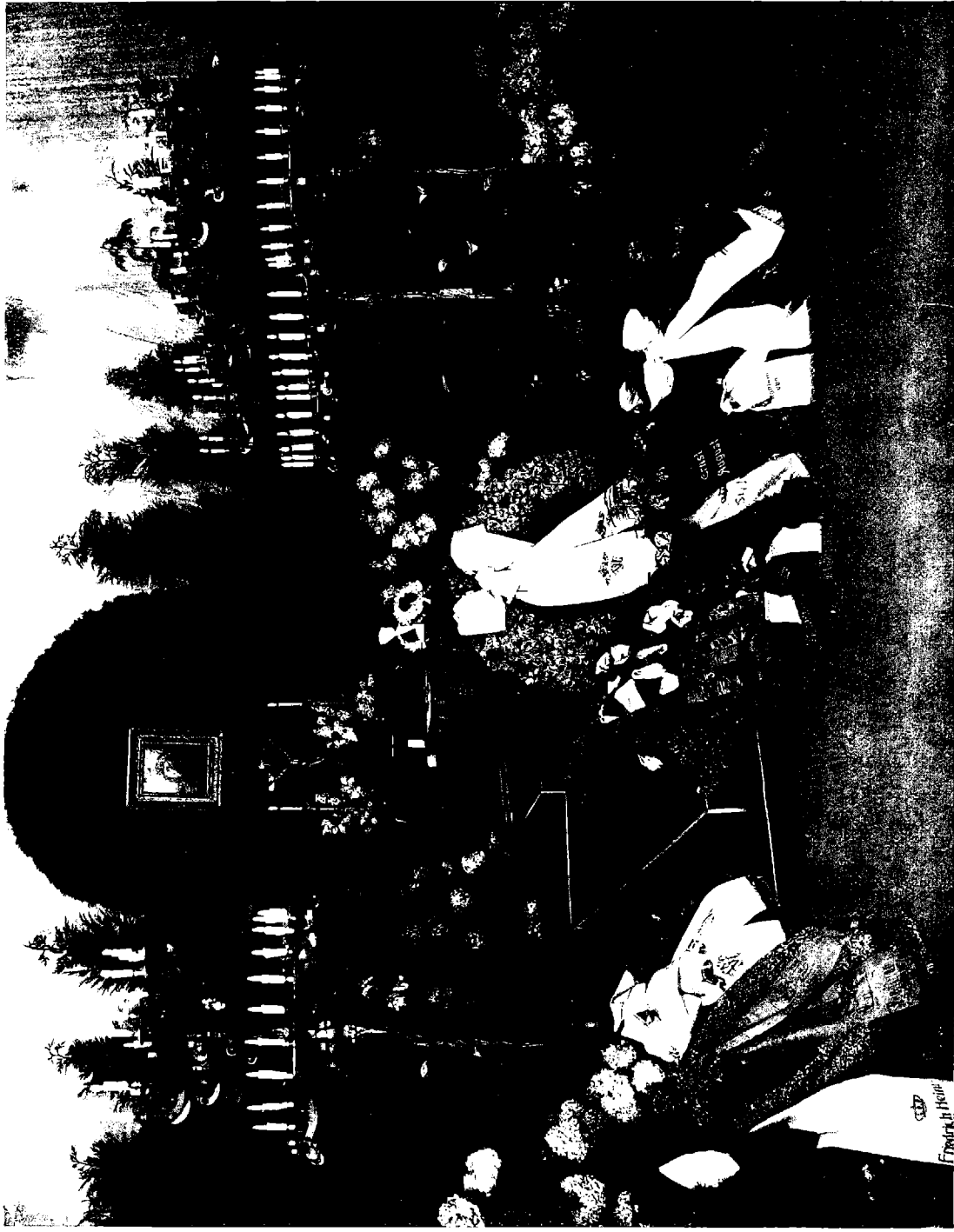
Welch düsterer Gegensatz heute zu jenem freundlichen und sonnigen Linst! Langsam naht dort der feierliche Trauerzug, vor dem sich ehrfürchtig die Fahnen senken und die Häupter entblößen. Tiefste Stille bei den Tausenden und Aber-tausenden, nur hin und wieder leises Schluchzen vernehmbar, in vielen Augen schimmern Tränen. Ernst, schweigsam zieht er an uns vorüber, dieser Zug, unter dem grünen Laubdache; auf dem von vier schwarzen Rossen gezogenen Leichenwagen der von großer lila Samtdecke verhüllte Sarg, hinter dem Wagen ein herrlicher Kranz von Marschall-Niel-Rosen getragen, der letzte Gruß des Kaisers und des Kronprinzen, dann die Kinder und Enkel der geliebten Mutter, die nächsten Verwandten und die erschienenen deutschen Fürsten, die reckenhaften Gestalten unserer großen Heerführer, an ihrer Spitze Hindenburg, Mackensen, Ludendorff, und in endlosem Zuge Hunderte von Abordnungen mit Kranz- und Blumenspenden. Mählich, schattenhaft verschwindet der dunkle Zug unter den breitkronigen Bäumen und zwischen den blütenübersäten Gebüschchen, dieser Zug, aus dem der Ruhm der Vergangenheit zu uns spricht und all das, was wir verloren.

Der Antiken-Tempel war das düster umwobene Ziel, um die letzte Ruhestätte der toten Kaiserin zu bilden. Friedrich der Große hatte den Bau errichtet; zuerst

hatte er ihn als seine Ruhestätte gedacht und von ihr gesagt: „Wenn ich dort sein werde, werde ich Frieden haben!“ Später ließ dort der große König verschiedene seiner emsig gesammelten Kunstschätze unterbringen, die dann in die Berliner Museen gelangten. Die Kaiserin hatte den Tempel zur gottesdienstlichen Stätte einrichten lassen, sie wollte so gern eine Hauskapelle hier haben, und an einem lichten Julisonntage sah sie hier zu ihrer tiefsten Freude zum ersten Gottesdienst am schlichten Hausaltar die Hausgemeinde vereinigt, während der Kaiser an der Front weilte.

Von ernster Feierlichkeit ist der ganze Platz umwoben, der altersgraue Bau umflammt von ehrwürdigem Feuer, der ein immergrünes Gespinnst bildet. Nahe diesem Tempel hatten sich 8000 Offiziere der alten Armee gruppenweise aufgestellt, vor ihm im offenen Viereck die Vertreter der Potsdamer Regimenter, am Eingange selbst sah man die Fahnen der beiden pommerschen und schleswigschen Regimenter der Kaiserin. Gedämpftes Licht ergießt sich im Innern über die die Wände verdeckenden Tannen und Lebensbäume und über die zahllosen Kränze, von denen schwere Florschleifen herabhängen, ebenso wie von den Girlanden, die sich um das Rund der Halle schlingen. Auf dem kleinen, schwarzen Altar blinkt silbern das Kreuzifix, und aus der Mitte der grünbesponnenen Tür des Anbaues blickt der Erlöser mit der Dornenkrone auf den Sarg, der, bedeckt von der Standarte der Kaiserin, langsam hereingetragen wird. Hinter ihm die Kronprinzessin, von ihren drei ältesten Söhnen begleitet, die Prinzen Litel Friedrich, Adalbert, August Wilhelm und Oskar, welche die Degen ziehen und die letzte Ehrenwache am Sarge der toten Mutter halten. Nach dem Eingangslied des Domchors „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ und dem Sopran-Choral „Christus, der ist mein Leben“ stimmte die kleine Schar der Versammelten „Jesus, meine Zuversicht“ an, und dann trat der greise Geistliche und Freund des Kaiserhauses, D. Dryander, der von Doorn die heimgegangene Kaiserin bis hierher geleitet, vor den Sarg, die Hände zum Gebet faltend, und als Ausgang seiner kurzen Predigt den Psalm 126 wählend: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Und er wies darauf hin, daß dieses Psalmwort eine besondere Stelle in der preussischen Geschichte habe. Es war der Lieblingspsalm der Königin Luise, das „Halleluja in Tränen“, wie sie sich ausdrückte. An ihm hat sie in Preußens schwerster Zeit sich aufgerichtet und mit ihrem vertrauten Geistlichen des öfteren darüber gesprochen: „Heute ist die Zeit noch schwerer. In Trümmer zerschlagen, zerstückelt, entehrt, vernichtet liegt unser Vaterland und seine Herrlichkeit zu unseren Füßen. Wieder möchten wir, wie einst vor hundert Jahren, mit Max von Schenkendorff fragen:

Rose, schöne Königsrose,
 Hat auch dich der Sturm getroffen?
 Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
 Bei dem schreckensvollen Lose?



Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam

Aufnahme der Kaiserin im Antiken-Tempel, Potsdam



Phot. Scherl

Von der Beisegung der Kaiserin / Der Trauerzug auf dem Wege zur Gruft



Phot. Scherl

Von der Beisegung der Kaiserin
Die Prinzen August Wilhelm (1), Adalbert (2), Oskar (3), dahinter die Schwiegertöchter und
die Enkel der Kaiserin.

Dennoch aber harren, glauben, stehen wir, daß uns die Verheißung des Psalms unerschütterlich gewiß bleibe: die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten!“ Innig gedachte der Redner des vereinsamten kaiserlichen Gatten in der Ferne, der seiner ihm entrissenen Gemahlin auch den letzten Liebesdienst nicht mehr erweisen und an ihrem Sarge stehen kann; er gedachte der Söhne, die sich in der Pflege der heißgeliebten Mutter abwechselten, der Tochter, die mit rührender Hingabe, Treue und Sorge bis zum letzten Atemzuge das Leben der Mutter gehütet hat — sie haben „mit Tränen gesät!“ Und er fuhr fort: „Dies Wort vom Leben als eine Mahnung zur Aussaat durchtönt das Leben der nunmehr heimgegangenen königlichen Frau. Von den Tagen der Jugend an, in den Buchenhallen am Ostseestrand, auf den Zinnen der sagenumwobenen Wartburg, in denen noch die Phantasten der Sterbenden weilten, ist überall in ihrem Herzen ein Halleluja der Freude erklingen. Es klang auch weiter, als einst des Reiches Hauptstadt die jugendliche Prinzessin, die in das graue Schloß der Väter einzog, begrüßte. Wo etwa Tränen flossen, da spiegelte sich nur der reiche Glanz der sieben Regenbogenfarben im Auge wieder. Und dieses Halleluja mehrte sich, so oft sich der Tag wiederholte, wo das Haus sich weitete, wo ein Kind ihm geschenkt ward. „Der 6. Mai, der Geburtstag des erstgeborenen Sohnes,“ schrieb sie mir einmal, „erscheint in meiner Erinnerung wie mein schönster Lebenstag, so ist er umhüllt von Glück, Freude und Frühling.“ Als die Reihe der anderen folgte, ward mit jedem Kindesleben das Herz größer, die Liebe reicher, das Gefühl der Verantwortung für die Zukunft größer.“ Dann, nachdem er kurz die Übernahme der Kaiserwürde erwähnt, hob der Geistliche hervor: „Unsere Kaiserin war keine politische Frau. Sie hat nie begehrt, im Schachkampf weltlicher Politik ihre Rolle zu spielen. Ihre politische Aufgabe war die andere, von der die Schrift sagt: „Ihres Mannes Herz kann sich auf sie verlassen.“ Sie hat ihm den Schweiß von der sorgenvollen Stirn gewischt, sie hat den Segen reiner, reicher, erquickender Häuslichkeit ihm erschlossen, sie hat mit dem klugen und feinen Sinn der Frau mehr als einmal in der Entwicklung der Dinge klares Urteil bewahrt und an feste Persönlichkeiten gewiesen. Aber es sind doch steile Schritte gewesen, mit denen sie die Höhe erstieg. Das Aussäen war nicht ohne Tränen. Es gibt keinen schwereren Beruf als den des Herrschens, wehe dem, der ihn üben will, ohne zuvor den anderen der Opferwilligkeit und des Gehorsams ausgeübt zu haben. Darum sind die Wege der Könige tränenreich. Auch der ihrige war es.“ Nach kurzer Ausführung, daß die Kaiserin stets an der Seite ihres Mannes gestanden, als echte Hohenzollernfrau, getreu den Überlieferungen des preussischen Königstammes, die die Könige als die ersten Diener des Staates, als „die Amtsmänner am Recht“ erklärten und daß sie im Dienen und Spenden des Rechtes ihre Ehre gesucht, berichtete Dryander ein unbekannt gebliebenes Vorkommnis aus dem Leben der Verewigten: „Wir standen im Jahre 1898 auf der Terrasse der Diakonissenanstalt in Bethlehem. Da nahm

die hohe Frau die kleinen, schmutzigen Araberkinder, die sie umtrochen, auf, streichelte sie und drückte sie an ihr Herz. Verwundert schauten die braunen Beduinemütter die hohe, weiße Gestalt an und ahnten nicht, wie sie in diesem Augenblick die Scheidewand hinwegschob, die zwei Weltanschauungen voneinander trennt: Christentum und Islam. Aber nicht nur diese. Wie zwischen ihnen, hat sie auch die Scheidewand hinwegzuräumen versucht zwischen arm und reich, hoch und niedrig, glücklich und unglücklich. Als Mutter hat sie den Müttern und den darben- den Kindern, als Schwester den Schwestern zur Seite gestanden. Als Trösterin ist sie an die Betten der Leidenden getreten. Als das I. Garde-Regiment in Potsdam, aus dessen Mitte sie viele persönlich kannte, ins Feld zog, hat sie das Wort gesagt: „Heute habe ich zum ersten Male in seiner ganzen Tiefe erfahren, was es heißt, eine Landesmutter zu sein.“ Sie mag sich darin getäuscht haben, sie hat es schon vorher gewußt, aber sicher ist, daß sie mit dieser verstehenden Güte, mit dieser unmittelbaren Hingebung und Freundlichkeit, bei der sie in jedes ihrer Werke ein Stück des eigenen Ich hineinlegte, eine Ausfaat austreute, die ihre Frucht tragen sollte. Sie säte aus, wenn auch mit Tränen.“ Und er schloß seine tiefempfundnen Worte zum Gedächtnis dieser edlen deutschen Frau, die ja gerade er in ihrem liebereichen, fraulichen Wirken durch all die langen Jahre hatte beobachten können: „Wir fügen die Hände zusammen zu dem Gelöbniß unvergänglicher Treue gegen die Dahingeschiedene, einer starken Kraft des Glaubens, der nicht zuschanden werden läßt, und der Gewißheit:

Du Seele bist beim Herrn;
 Dir glänzt der Morgenstern.
 Euch Glieder deckt mit sanfter Ruh'
 Der Liebe kühler Schatten zu.“ — —

Ja, Kaiserin Auguste Viktoria, du hast Liebe ausgesät und Liebe geerntet. Was du Deutschland durch lange Jahre hindurch gewesen, das zeigte die tiefe und aufrichtige Trauer, nachdem du von uns gegangen. Dein Bild wird nie vergehen und wird als Beispiel leuchten für viele, viele nachkommende Geschlechter. Hilfreich, edel und gut — das war der Wahlspruch deines Lebens. Du selber hast die Wechselfälle des irdischen Daseins erfahren, aber du bist dir stets treu geblieben und deinem menschlichen Empfinden. Viel herbes Leid hast du erlitten, aber du hast es mit Seelengröße getragen, und nachdem du von uns gegangen, folgen dir die Tränen des Volkes nach!

Welch schöneren Schluß könnten wir finden als die Verse, die dir dein ältester Sohn in treuester Kindesliebe gewidmet, als du den letzten Abschied vom Hause Doorn nahmst und heimkehrtest zur friedumwobenen Ruhestätte im lauschigen Potsdamer Parke, den du so sehr geliebt und nach dem du in der Fremde so große Sehnsucht empfunden:

Im alten Schloßpark von Sanssouci,
Dort rauschen die Wipfel ganz leise,
Sie klagten die traurige Melodie
Von der Kaiserin Heimkehrreise.

Wir sahen dein Glück, wir sahen dein Weh,
Wir spendeten Schatten dir gerne,
Dein Jüngster schon ruht in unserer Näh',
Nun kommst auch du aus der Ferne.

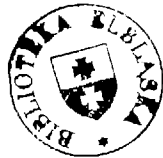
Dein armes Herz, laß still es ruhn,
Im Schatten uralter Bäume,
Wir wollen unser Bestes tun
Und wünschen dir himmlische Träume.

Wir halten dir treu die Totenwacht,
Bis daß die Zeit gekommen,
Da Preußen ersteht zu neuer Macht,
Und du den Ruf hast vernommen.

Dein Geist leucht' voran uns auf neuer Bahn,
Es rauschen die alten Standarten,
Wir haben unsre Pflicht dann getan
Und wollen der ~~Schloßherrin~~ warten.



57881





ROTANOX
oczyszczanie
maj 2008

KD.697
nr inw. 985